Geo.
212
-1-

Geo. u. 212-1

<36618203920015

<36618203920015

Bayer. Staatsbibliothek

Geo. U.
212.

Carl Lang

Geogr. ...
Lang.

Abriß

der

Sitten und Gebräuche aller Nazionen.

Oder

kurze Darstellungen

der

merkwürdigsten menschlichen Wohnpläze,
Beschäftigungen und Gewohnheiten

in

den fünf Theilen der Welt.

Erster Band.

Mit 19 Kupfertafeln.

Nürnberg, 1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Der Mensch ist für den Menschen der wichtigste Schöpfungsgegenstand, das erhabenste Zeugniß der Allmacht. Sein ist die Erde, sie kleide sich an der Stelle, wohin ihn entweder Wahl, oder Zufall werfen, in welche Gestalten und Farben sie wolle; sie prange im Schmuck eines ununterbrochenen Frühlings, in der Fülle nie alternder Kraft, oder sie stelle sich ihm arm und elend dar, und fordere den Schweis ihres kühnen Bewohners, Bearbeitung und Veredlung, damit sie ihm geben könne, was er zum Leben nöthig hat. Sie drohe mit all ihren Schrecknissen, sie umgebe ihn mit tausendfachen Gefahren; der Mensch ertrozt sich ihre Gaben, wo sie solche freiwillig auszuspenden verweigert; durch Muth und Klugheit macht er den rauhesten Felsen zugängig, zähmt des Waldstroms verheerende Gewalt, trozt der Wellen im Sturm, und des Win-

ters todbringender Härte. Unter der glühenden Zone, wie in des Nordpols Nähe erhebt sich dem Fleißigen eine Hütte, zum Schutz für Mann und Frau, und der Kiuder fröhliche Schaar umhüpft den genügsamen Heerd.

Der Mensch allein schmiegt sich jedem ihm zugewiesenen Wohnplatz an! Ein gewaltiger Geist ist es, der in ihm lebt, ein kräftiger Wille, der sich aller Verhältnisse bemächtigt, um die Bedingung der Fortdauer möglich zu machen, und sobald das Nothwendigste vorhanden, angeschafft, oder errungen ist, dann tritt der Keim der Freude schön hervor, zum Lohn für jede Anstrengung; überall, unter allen Zonen erhebt sich ein froher Blick zum Geber, erschallt Gesang, regen sich die erquickten Glieder zu Tänzen.

Nur durch seinen Willen, wo er lebendig erscheint, wird der schwache Mensch Herr der ganzen lebenden Schöpfung; der einfache Pfeil, den er vom Bogen abschickt, trift in der Ferne und tödtet; der Elephant erliegt mit allen seinen Auszeichnungen der Schlinge des nackten Jägers, und der Nord-Indier besiegt den ungeheuren Wallfisch, indem er auf seinen Rücken springt, ihm Plöcke in die Oeff-

nungen, wodurch er athmet, stößt, mit ihm in des Meeres Tiefe sinkt, auf ihm sich wieder erhebt, und so seine Beute erstickt. Daß ihm Friede und Freude werde am wirthschaftlichen Heerd; daß ihn des Weibes Gruß und Kuß lohne; daß er in dem Kreise seiner Kinder sich wieder verjünge, darum baut und pflügt und jagt und fischt der Mensch, er sey weiß, schwarz, braun, gelb oder roth; klein oder groß; gebildet oder roh; von einem milden Himmel begünstigt, oder rauhen Stürmen Preis gegeben.

Meinen Lesern den Menschen besonders unter diesem Gesichtspunkte darzustellen, ist die Absicht meiner gegenwärtigen Arbeit: ich darf hoffen, daß sie in der Mannichfaltigkeit der Mittel, wodurch den Bewohnern der Erde ihre häusliche Fortdauer gesichert wird, Vergnügen und Belehrung finden werden.

Die glücklichen Verhältnisse des christlichen Europäers, dessen Geisteskräfte ein weiser Jugendunterricht früh entwickelt, nnd ihn der erhabnen Menschenbestimmung, die wahrhaftig über diese irrdische Haushaltung hinausreicht, näher bringt; den milde Gesetze schützen, redliche Fürsten in der Bahn der Pflichten ermuntern und lohnen; der nicht das frohe

Heute allein als sein höchstes Glück betrachtet, in die Vergangenheit so deutlich blickt, wie in die Gegenwart; der sich über diese Erde zu ferner Sphäre hinaufschwingt, und sich dem Allmächtigen in der Betrachtung der Wunder seiner Schöpfung anbetend nähert; — diese glücklichen Vorzüge der Veredlung werden den Leser meines Buchs recht klar vor die Seele treten, und ihn mit Liebe für seinen Standpunkt, und mit Dank selbst für die Sorgen seines Lebens erfüllen. —

Noch eine andre Ansicht möcht' ich meinen Lesern durch meine Darstellungen der merkwürdigsten menschlichen Wohnplätze, Beschäftigungen und Gewohnheiten unter allen Himmelsstrichen verschaffen; eine gewisse Zuversicht zu sich selbst, die dem Kleinmuth in widriger Zeit steuert, und Genügsamkeit und Ausdauer gibt. Wie wenig bedarf der Mensch, daß er lebe! und wie einfach und allüberall verbreitet sind die Mittel dazu! Lerne sich mit dem Nothwendigsten begnügen, wer dieses Buch lies't, und verzage keiner in rauhen Lebenstagen! dem kräftigen Willen mangelt guter Erfolg nicht, und für den genügsamen Redlichen keimen überall Blumen, die des Lebens Pfad verschönern.

So viel über den Zweck meiner Arbeit.

Ueber ihre Ausführung nur Weniges. Ich habe, unterstützt vom fortstrebenden Forschungsgeiste, die jüngsten Beobachtungen entschlossener Reisender gesammlet und benützt. Wer, wenn er das Glück genießt, einer, dem öffentlichen Gebrauche mit so vieler Humanität gewidmeten Büchersammlung, wie die vortreffliche öffentliche Bibliothek in Dresden, nahe zu seyn, sollte nicht zu umfassenden Unternehmungen im Fache der Literatur angefeuert werden, wenn der Funke des Himmels in seiner Seele glüht, und der Beruf, als Schriftsteller nützlich zu seyn, in ihm klar wird? Wäre meine Kraft meinem Willen gleich, dann würde ich einst froh sprechen dürfen: ich habe gelebt!

Die Lesewelt hat den Tempel der Natur und Kunst, in drei Bänden, gütig aufgenommen. Ich wagte es dabey noch nicht, mich als dessen Verfertiger zu nennen. Wenn diesem neuen Versuche gleiche Nachsicht zu Theil wird, so soll es mich nicht reuen, als Verfasser öffentlich genannt zu seyn.

Karl Lang.

Namen der Herren Subskribenten.

In Baireut.

Herr Wolf Hofmann, Hofbauverwalter, 2 Ex.

Falkenfels bei Straubing.

P. T. Herr Franz Joseph, Reichsfreiherr v. Buchstetten auf Falkenfels ꝛc.

Herr Claudius Hirschmann, Verwalter daselbst.

Forchheim.

Herr M. Jungleib, Organist.
— Pollert, Apotheker.
— Martin Rossen, Stadtrath.
— Jakob Schlenk, Gastwirths-Sohn.
— A. Stapf, Rentbeamter.
— Mich. Wohl, Stadtkaplan.
— D. Zeder, Physikus.

Fuld.

Se. des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs, Adalbert, zu Fulda, Freiherrn von Harstall, Hochfürstliche Gnaden, 2 Exempl.

Karlsruhe.

Se. Exzellenz, Herr Staatsminister, Freiherr v. Gayling.

München.

Frau M. A. Albert, Weingastgeberin.

Herr Andres, königl. Kommissär.

S. Exzell. Herr Graf v. Arco, königl. baier. Kämmerer und Geheimerath.

Herr v. Arnhart, Handelsmann.

P. T. Frau v. Balog, k. k. Rittmeisterin.

Herr Lorenz Bart, bürgerl. Bierbrauer.

P. T. Herr v. Baumgarten, königl. Rath.

P. T. Herr von der Becke, Oberappellationsdirektor.

Herr Behr, Kantor.

— Joh. Bonnin, Handelsmann.

Se. Exzell. Herr v. Chlingensperg, königl. Geheimerrath.

P. T. Herr Egid. Cobel, geh. Konferenz- und General-Sekretär.

Herr Xaver Cobel, geheimer Sekretär.

— Cors, Professor.

P. T. Herr Courtin, kön. Appellationsgerichtsdirektor.

Herr Jos. Dietl, Oberpostamts-Accessist.

— Dilcken, königl. Hofklaviermacher.

— Ditt, königl. Mautbeamter in Zwiesel.

P. T. Herr v. Eichberger, Oberappellationsgerichtsdirektor.

Se. Exzell. Herr Graf v. Einsiedel, königl. sächs. Gesandter.

Herr Eisenriedel, Badinhaber.

— v. Ellersdorfer, Hauptkassazahlmeister.

— v. Erdl, Staatskassier.

— v. Faßmann, Siegelamts-Kontrolor in Straubing.

— v. Sauer, Handelsmann.

Se. Exzell. v. Feuerbach, Geheimerrath.

Herr Friedel, kön. Brauamts-Pachtgefäll-Kontrolor.

— Alex. Fischer, Wechselsensal.

— Xaver Suttner, Handelsmann.

Herr Sevarin Suttner, Handelsmann.
— Paul Gändril, Handelsmann.
— Jos. Gebhart, Handelsmann.
P. T. Herr Gottfried Geiger, Generalsekretär.
Herr Xav. Gettner, Handelsmann.
Se. Exzell. Herr Baron v. Gohren, königl. Obristhofmarschall.
Herr Gorian, Handlungscommis.
— J. G. Grimminger, Handlungscommis.
— Gruber, Ober-Auditor.
P. T. Herr Baron v. Gugler, königl. Kämmerer.
— — Baron v. Gumpenberg auf Pötmäs, königl. Kämmerer.
— — v. Harolt, geheimer Referendar.
— — Graf v. Hegnenberg, königl. Kämmerer.
Herr Heiller, Hof- und Grosgärtner.
— Joseph Heitele, Handelsmann.
— Hengele, Uhrenfabrikant.
— Kajetan Hetzer, Handelsmann.
— Hieltel, Möbelfabrikant.
— Hofmann, Apotheker.
P. T. Herr v. Hofstetten, Appellationsrath.
— — Holzer, Medizinalrath.
Herr Huber, Advokat.
— Huber, Hofmeister.
— Jacob, königl. Rath und Advokat.
— Ilg, Kirchen-Administrationsrath.
P. T. Herr Graf Jonner, königl. Kämmerer.
Herr Jos. Kammel, Handelsmann.
— Kapelmeyr, bürgerl. Gartenwirth.
— Fortunat Karlinger, Handelsmann.
Se. Exzell. Herr Baron v. Kesling, königl. Obriststallmeister.
Herr Kirchmeyr, Bildhauer.
— v. Kleber, Handelsmann.

P. T. Herr Baron v. Künsberg, königl. Kämmerer, Obrist-Forstrath und Obrist-Bergrichter.
Herr Kößler, General-Auditor.
— Kreitmeir, Forstsekretär.
— Kummerer, königl. Schatzmeister.
Se. Exzell. Herr Graf von Larosee, königl. Geheimerrath und Ober-Appellationsgerichts-Präsident.
Herr Lefeubure, königl. General-Lotto-Administrations-Rechnungskommissär.
P. T. Herr Baron v. Lerchenfeld, königl. Kämmerer.
— — Liebeskind, königl. Appellationsrath.
— — Martini, Konsistorialrath.
Herr Mautz, Eisenhändler.
— Meiler, Sekretär.
P. T. Herr v. Meyr, Appellationsrath.
Herr Meyr, Particulier.
— Meyr, Caffétier.
— Meyerle, Weinhändler.
— Mezger, Inspektor.
— Miller, Vorstand der Zentralmauthstelle.
— Miller, Aktuar und Materialverwalter.
— v. Montperni, Particulier.
P. T. Herr v. Morigotti, Appellationsrath.
Herr Mulzer, königl. Rath und Kriegssekretär.
P. T. Herr v. Nemmer, königl. Generalsekretär.
Herr Jos. Nisel, Handlungscommis.
— Joh. Baptist Nisel, Handlungscommis.
— Oberbuchner, Handlungskommis.
P. T. Herr v. Oegel, Appellationsrath.
— — v. Oegel, Medizinalrath.
Herr Papenheimer, Particulier.
— Jos. Pasch, Handelsmann.
P. T. Herr Baron v. Pfetten, königl. baier. Oberpostamts-Direktor.

Herr Pichler, Wasser- und Strassenbau-Inspektor.
P. T. Herr v. Planck, Oberfinanzrath.
Herr Ant. Plunger, Handelsmann.
— Ignaz Prandl, Handelsmann.
P. T. Herr Max Joseph Graf v. Preysing, königl. Kämmerer.
— — v. Prielmeyer, Appellationsrath.
Herr Rauchensteiner, Stadtgerichts-Protokollist.
P. T. Herr Reind, Appellationsrath.
Herr Reitter, Zuckerbäcker.
— Jos. Riedmeyer, Handelsmann.
P. T. Herr v. Roth, Legationsrath.
Herr v. Rothhaar, königl. geheimer Ministerialtabellist.
— Roufseau, Landbaudirektor.
— Joh. Ruppaner, Handelsmann.
— August Sabadini, Handelsmann.
— Alois Sabadini, Handelsmann.
P. T. Herr Kajetan Graf Sandizell, königl. Kämmerer.
Herr Benois Schack, königl. Hofsänger.
— Schanzenbach, General-Auditor.
— Math. Scharamuza, sel. Wittwe.
— Scharrer, Volks-Elementarschullehrer.
— Scheichenpflug, Handelsmann.
— Scheidl, Caffétier.
— Sebast. Schleich, bürgerl. Bierbrauer.
— v. Schleicher, königl. Rath.
— Schmit, Staatskassabuchhalter.
— Johann Schmit, Fabrikant.
— Schneider, Canonicus.
P. T. Herr v. Schneider, königl. Rath und Appellationsgerichts-Expeditor.
Herr Xav. Schrödel, Aufschlags-Inspektor.
P. T. Herr Baron v. Schütz, königl. Kämmerer.
Herr Heinrich Schuh, Handelsmann.

Herr v. Seel, Handlungscommis.
P. T. Herr Xaver Graf v. Seiboltsdorf, königl. Kämmerer.
— — v. Silcher, geheimer Referendär.
Herr Jos. Silverio, Handelsmann.
— Jos. Speckmeyr, Handelsmann.
— v. Speckner, Advokat.
— Franz Sporrer, Handelsmann.
P. T. Herr v. Spretti, königl. Kämmerer.
— — v. Stetten, königl. Polizeydirektor.
Herr Mich. Stöber, Handelsmann.
— Straßburger, Particulier.
— Strunz, Sekretär.
— Joh. Teufelhart, Weinwirths-Sohn.
— Thiphaeco, Handelsmann.
P. T. Herr v. Thoma, Direktor.
— — v. Thoma, Oberfinanzrath.
Herr Alexander Vogel, Fabrikant.
— Kajetan Vogel, bürgerl. Bierbrauer.
P. T. Herr Vollmeyer, Kriegsrathsdirektor.
Herr Jos. Wallinger, Handelsmann.
— Weishaupt und Böhm, Goldarbeiter.
— Peter Paul Weizenbeck, Handelsmann.
— Wenger, Jagdökonomierath.
— Silvester Werner, Handelsmann.
P. T. Herr Woschia, Hofrath und Kanzler.
Herr Xaver Zachers, bürgerl. Bierbrauer.
— v. Zech, Handelsmann.
— Georg Zellner, Handelsmann.
— Zieglmayr, königl. General-Lotto-Administrator.
P. T. Herr v. Zylnhart, Landoberjägermeister.

Nürnberg.

Herr Arnold, Schneidermeister.

Herr Cramer, Kaufmann.
— Daumer, Rauhhändler.
— Förderreuter, Kaufmann.
— Helferich, Kaufmann.
— Kärner, Kaufmann.
— Kessel, Oberpostamts-Sekretär.
— Koch, Kaufmann.
P. T. Herr Kocher, Hofrath.
Herr Köhler, Schullehrer.
P. T. Herr v. Löffelholz, Senator.
Herr D. Müller, 3 Exempl.
— Rausch, Kaufmann.
— Reinhardt, Professor.
— Wilhelm Schäfer, Kaufmann.
— Schnell, Kaufmann.
— Bened. Schwarz, Kaufmann.
— G. F. Schwarz, Kaufmann.
— Seidel, Diakon bei St. Egydien.
— Sichert, Sensal.
— Jakob Gottlieb Friedrich v. Tucher.
P. T. Herr v. Waldstromer, vormaliger Reichsschultheis.

Regensburg.

P. T. Herr Jos. v. Arthalb.
Herr Blaim, Inspektionsdiurnist.
— Ernesti, Legations-Kanzellist.
— Frischeiner.
— Habrecht, Assessor.
— Haselbauer, Pfarrer.
— Kretschmeyer, Schullehrer.
— Pichlhofer, Inspektions-Kanzellist.
— Rickl, königl. bair. Zoll- und Maut-Unterinspektor.
P. T. Herr v. Schelling, Maut-Oberkontrollor.

Herr Joh. Georg August Sohn.
— Tobias Stadler.
P. T. Herr Steindl, Justiz-Senats-Direktor.
Herr Widtmann, Ober-Maut- und Hallamtsschreiber.
— Winter, Zeugschmidtmeister.
— Joh. Ant. Zech, Kaufmann.

Solothurn.

P. T. Herr Hermenegild, Freiherr v. Arregger, ehemals der ältern Räthe.

Windsheim.

Frau Senator Engerin.
Herr Klärlein, Prokurator.

Würzburg.

Herr Brody.
P. T. Herr Graf v. Buol.
— — Freiherr v. Greifenclau.
— — Freiherr v. Groß.
Herr Heim, großherzogl. Registrator.
P. T. Herr Klinger, Landesdirektor.
Herr Andr. Oehninger.
— Leopold Panizza.
— Elias v. Siebold.
P. T. Herr Graf v. Stadion.
— Freifrau v. Stauffenberg.
Herr Weidner, Oberlieutenant.
P. T. Herr Baron von Würzburg.
— — Friz v. Zobel.
Herr D. Schnizlein, Kreisphysikus von Ipphofen, zu Markt Bernheim.

Inhalt.

Erste Tafel.

Gebräuche und Sitten der Lappländer. Fig. 1—4. S. 1.

Zweite Tafel.

Gebräuche und Sitten der Beduinen in Arabien. Fig. 5—9. S. 33.

Dritte Tafel.

Gebr. und Sitten eines Santons in Aegypten. Fig. 10. 11. S. 57.

Gebr. und Sitten eines Nubiers. Fig. 12—16. S. 59.

Vierte Tafel.

Ansicht eines Dorfs und seiner Bewohner auf der Insel Vancouver. Fig. 17—24. S. 66.

Fünfte und sechste Tafel.

Gebräuche und Sitten der Kalmücken. Fig. 25—40. S. 73.

Siebente Tafel.

Negerwohnung in Sene-Gambien. Fig. 41. 42. S. 93.
Gebräuche und Sitten der Einwohner von der Insel Anamoka oder Rotterdam. Fig. 43. 44. S. 103.

Achte Tafel.

Gebr. und Sitten der Esquimaux (Eskimos). Fig. 45—50.

Neunte Tafel.

Gebr. und Sitten der Neu-Seeländer. Fig. 51. 52. S. 123.

Zehnte Tafel.

Gebr. und Sitten der Sandwich-Insulaner. Fig. 53. 54. S. 135.

Eilfte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Einwohner von Van Diemens-Land. Fig. 55. 56. S. 146.

Zwölfte Tafel.

Gebr. und Sitten der Neu-Kaledonier. Fig. 57—61. S. 159.

Dreizehnte Tafel.

Gebr. und Sitten der Einwohner von Unalaschka. Fig. 62—64. S. 175.

Vierzehnte Tafel.

Die Tschuktschen und ihre Wohnung. Fig. 65. S. 187.
Gebräuche und Sitten der Kamtschadalen. Fig. 66. 67. S. 191.

Fünfzehnte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Bewohner von Norton-Sund. Fig. 68. 69. S. 206.

Sechzehnte Tafel.

Haushaltung der Madekassen. Fig. 70. 71. S. 211.

Siebzehnte und achtzehnte Tafel.

Die Haushaltung der Chinesen. Fig. 72. 73. 74. S. 223.

Neunzehnte Tafel.

Gebräuche und Sitten der Hottentotten. Fig. 75—77. S. 271.

I. B. 1. Taf.

Gebräuche und Sitten der Lappländer.

Taf. I. Fig. 1 — 4.

Mit Recht darf ich voraussetzen, daß meine Leser keine umständliche geographische Schilderung von Lappland hier erwarten. Es würde mich von dem Zweck dieses Werkes, den Menschen in seiner Haushaltung unter verschiednen Gesichtspunkten darzustellen, zu weit abführen. Ein Land, das in einer ungeheuern Ausdehnung von dem 64. Grade bis über den 70. nach Norden sich erstreckt, bietet dem Auge fruchtbare Felsen, Gebirge, mit ewigen Schnee bedeckt, traurige Tannenwälder ohne Grenzen, öde Thäler und rauhe Einöden dar, woraus der Winter nur wenige Wochen entflieht, ohne der Gewalt des Sommers jemals ganz zu weichen. Aber dennoch forscht der Blick auch hier nicht vergebens nach Menschen, und befriedigt von dem Thun und Treiben dieser Nordländer, kehrt der Forscher in seine südlichere Heimath zurück, froh der Ueberzeugung, daß die Wohlthaten des Schöpfers sich überall ausbreiten.

Die Bewohner Lapplands gehören zu den genügsamsten Völkern des Erdbodens, so wie sie der Gestalt nach zu den Kleinsten gerechnet werden können. Der beobachtende Reisende aus gebildeteren Weltgegenden findet bey diesem Volke des rauhen Nordens Züge,

welche seine Eigenthümlichkeit genau bezeichnen. Der Lappländer ist schmutzig dunkelbraun, fast schwarzbräunlich von Farbe, hat einen breiten Mund, sehr hohle Wangen, ein ziemlich langes spitziges Kinn, schwache kleine Augen, die stets in Feuchtigkeit schwimmen. Hüttenrauch und Schnee, deren verderblichem Einfluß auf das Gesicht dieser Nordländer den größten Theil seines Lebens ausgesetzt ist, sind die vorzüglichsten Ursachen seiner Augenschwäche, die oft, nach anhaltendem Verweilen in ewig beschneiten Thälern, in wirkliche Blindheit übergeht, welche mehrere Tage lang dauert.

Man hat den armen Lappländer in ältern Zeiten oft zum Gegenstand von den seltsamsten Mährchen gemacht: er sollte einen Bären ähnlich behaart seyn, nur ein Auge haben und die häßlichsten Ausdünstungen verbreiten. Nur an der letzten Behauptung ist so viel wahr, daß, wie überhaupt alle Bewohner des höheren Nordens, auch ihm eine stärkere und schärfer riechende Ausdünstung eigen ist, als man bey den Eingebornen heisserer Erdstriche bemerkt. Genaue Beobachter suchen den Grund davon in seiner Lebensart, in dem engen Raum seiner Hütten, welche keinen freien Umlauf der Ausdünstungen und der eingeathmeten Luft verstatten, in dem Rauch, der sie ewig umgibt, und gleichsam einwickelt, und in der übeln Gewohnheit, keine Kleider zu wechseln, sie mögen noch so schmutzig und thranig seyn. Die Lappländer sind im allgemeinen klein, aber dennoch von kräftigem Körperbau. Frühe Uebung macht sie eisenfest und fähig, der Härte ihres Himmelsstrichs ungeachtet, die größten Mühen und Arbeiten mit einer Geduld, mit einem Muth zu vollbringen, welche an das Wunderbare grenzen. Der Reisende muß erstaunen, wenn er diese kleinen, schwächlich aussehenden Menschen in der dichten, ihm unerträglichen, von Rauch gesättigten Luft in ihren

kleinen Zelten oder Hütten, (an denen oft sogar die Oeffnung, wodurch der Rauch abziehen sollte, geschlossen ist, um jedes Eindringen der Kälte zu verhindern,) gesund und heiter leben sieht. Zwar werden auch die Lappländer krank, aber ihre durch Anstrengung und Arbeit abgehärtete Nerven erliegen nicht leicht, und größten Theils weichen ihre Krankheiten den einfachsten Mitteln. Zu Reizmitteln nehmen sie am liebsten ihre Zuflucht, und aus eben diesem Grunde kann man Lappländer nicht besser beschenken, als mit Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Muskat, Taback u. dgl. Der Vorrath davon sey noch so klein, sie werden ihn dankbar empfangen. Sie besitzen erstaunliche Körper-Gewandheit. Der Beobachter aus südlichen Gegenden wird es kaum begreifen, wie vielen von ihnen es möglich ist, sich ohne große Beschwerde in einem Raume zusammen zu packen, worinn nach seiner Meynung kaum ein Drittheil, höchstens die Hälfte ausdauern kann. Auf die Fersen niederkauernd, wie die Wilden in Amerika, nehmen viele, hart aneinander gedrängt, einen sehr kleinen Raum ein. Die körperliche Gewandheit der Lappländer wird sehr auffallend, wenn sie mit unglaublicher Eile über tiefbeschneite, felsige Gebirgerücken herab kommen. Sie bedienen sich dabey einer Art von besonderer Schneeschuhe, welche aus einem ziemlich langen, an beyden Enden stark gekrümmten, schmalen Stück Holz verfertigt werden, in dessen Mitte sich eine Oeffnung für den Fuß befindet. Diese Gattung von Schlittschuhen verhindert den, der sie trägt, in tiefen Schnee einzusinken, und fördert seinen Lauf. Dieser wird so rasch, daß der Wind laut um die Ohren des Laufenden pfeift, und die Haare rückwärts flattern. Die Bewegung mag noch so stark, der Abhang noch so steil seyn, dennoch wird der gewandte Lappländer höchst selten das Gleichgewicht verliehren, wird sogar noch die Besonnenheit haben, einen Stab in seiner fliegenden Eile, oder seine abgefallene Mütze wieder aufzu-

heben, ohne einen Augenblick zu verweilen. Schon Kindern, die kaum gehen können, werden dergleichen Schneeschuhe angeschnallt, womit sie die Höhen erklettern.

Ohne frühe Anleitung, ohne frühe Versuche im ersten Jugendalter, würde es dem schwächlich aussehenden, kleinen Lappländer nicht möglich seyn, einen so hohen Grad von Fertigkeit im Laufen, so viel Geschick beym Tragen großer Lasten, bey der Jagd auf wilde Rennthiere, und bey der Folge der gezähmten zu erlangen, eben so früh lernt er sich mit Wenigem begnügen, lernt entbehren, und verschließt dadurch sein Innres den Leidenschaften, welche Tausende von den sogenannten kultivirten Europäern bethören, und unglücklich machen. Keine verwickelte Speculation stört die angestammte Ruhe seines Geistes, kein finstres, nie befriedigte Nachdenken unterbricht bey ihm die Ordnung aller organischen Verrichtungen, er bleibt daher gesund, stark, lebhaft. Und doch besitzt der Lappländer sogar auch Kunstfertigkeiten, die ihm um so mehr Ehre bringen, da er das, was er macht, ohne jenen Vorrath von Werkzeugen, welche den südlicheren Europäern jede Arbeit so sehr erleichtern, leistet. Er schnitzt in Holz und Horn, verfertigt mancherley kleines Hausgeräthe, Löffel, Schüsseln, Schlittengeschirre u. dgl., und alles mit Hülfe eines kleinen, ganz gewöhnlichen Messers. Sein Schlitten ist so passend, so genau in allen Theilen verbunden, daß er der Feuchtigkeit undurchdringlich bleibt. Auch unter der weiblichen Hälfte dieses Volks gibt es mehrere, die sich durch allerley Zierarbeiten für Gürtel, und sogar, wie die Männer, durch Schnitzereyen in Holz und Horn auszeichnen.

In ältern Zeiten waren Bogen und Pfeile die Waffen, womit der Lappländer seine Jagd betrieb, jetzt

aber sind Flinten und Büchsen sein Gewehr, und er ist nun ein sehr geschickter Scharfschütze.

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die wohlthätige Christus-Religion unter den Lappländern verbreitet worden. Sonst waren es Heiden. Jetzt bezeigen sie große Ehrfurcht für ihre neuen Glaubenslehrer, aber meistens ist ihr Eifer bloß auf das Aeußere beschränkt, sie beten nach, ohne in den Geist des Christenthums einzudringen. Gute Menschen, wie diese, üben auch als Heiden manche christliche Tugend, und ihre angeerbte Abneigung gegen Verbrechen und Bosheiten erleichtern die Arbeiten des Religions-Lehrers. Selten hört man unter ihnen von Ehebruch, und Diebstahl ist ein Vergehen das man unter den Lappländern fast gar nicht kennt; Riegel und Schlösser zur Bewahrung des Eigenthums sind daher in jenem Lande gänzlich unnöthig. Bettler gibt es in Lappland keine: der durch Zufall, oder Altersschwäche Verarmte wird hinreichend unterstützt. Ein Hauptfehler der Lappländer ist Liebe zu berauschenden Getränken: sie haben diesen mit den meisten rohen Menschen anderer Weltgegenden gemein. Auch halten sie es für kein Unrecht, fremde Kaufleute im Handel zu betrügen, so bald sie hoffen dürfen, unentdeckt zu bleiben. So mit den Rennthierfellen, die, wenn die Thiere im Frühjahr geschossen werden, von Insekten durchlöchert sind, nicht aber alsdann wenn sie im Winter erlegt werden. Die Lappländer verstehen die Kunst, dergleichen Löcher für den Halbkenner gänzlich unsichtbar zu machen, und scheuen sich nicht, diese ausgeflickten Felle als völlig gut, und im Preiße der ächten auszubieten und zu verkaufen.

In Ansehung der Kleidung der Lappländer ist da und dort unter den einzelnen Familien, woraus dieses

Volk besteht, ein Unterschied, doch nicht in wesentlichen Stücken. Einige Reisebeschreiber behaupteten, die Lappländer schmücken ihre Kleider mit Silber und Gold, andere dagegen gaben ihnen eine Art von Sack oder Kutte, aus Bären- und Seekälberhäuten verfertigt, zur Bedeckung; beyde Sagen so unwahr, als eine dritte, nach welcher sich die Weiber in Lappland Zeuge aus Sehnen und Därmen von wilden Thieren weben sollen. Nicht alle Lappländer bedecken den Kopf mit einer Mütze, und nicht bey allen ist diese von einerley Schnitt. Ganze Familien sind Winter und Sommer in bloßen Haupte: bey andern ist eine rothtuchene, grobe Mütze von komischer Form. Sie besteht aus vier Theilen, welche oben spitz zulaufen, und an den Nähten mit gelben tuchenen Striefen besetzt sind. Oft wird an der Spitze dieser Mütze, die auch wohl mit feinem Rauchwerk verbrämt zu seyn pflegt, eine Quaste befestigt, welche aus Tuchstückchen von verschiedenen Farben besteht. Am gewöhnlichsten ist in Lappland ein kleines rundes Käppchen, der kleinen Sammt-Mütze ähnlich, womit die Weltpriester der römischen Kirche sich bedecken.

Ein armer Lappländer trug eine Mütze, die aus einer Lachshaut verfertigt war. Sie bestand aus vier Theilen, an deren Rand die Schuppen weggenommen waren, damit man jene zusammen nähen konnte. Auch bedienen sich die Lappländer auf der Jagd, auch wohl wenn sie ihre Rennthiere auf die Weide begleiten, einer weiten, oben spitzen Kappe, die über den Kopf geworfen wird, und über die Schultern bis auf die Brust herab reicht, nur für das Gesicht ist eine kleine Oeffnung angebracht, sonst ist sie auch vorn gänzlich geschlossen.

Der Rock ist aus Schaffellen verfertigt, wovon die Wolle einwärts gekehrt wird. Der Kragen steigt

hoch hinauf, und wird durch eine Unterlage von grobem Tuch steif erhalten. Dieser Kragen, von seltsamer Form, ist durch eine Art von bunter Näherey oder Stickerey fleißig verziert, und diese Zierrathen gehen bis gegen die Brust herab. In Lappland wird dieser Rock statt des Hemdes getragen, und nach dem Zustand und Geschmack seiner Besitzer, gegen oben, mehr oder minder mit Tuch geziert, und mit Otterfellen verbrämt. Er hat nur an der Brust unten, und an den Aermeln Oeffnungen, und ist unsern Hemden gleich, vorn zu. Der eigenthümliche Geschmack des Einzelnen bringt an diesem Gewande verschiedene Verzierungen an, besetzt es mit schmalen Tuchstreifen und Pelzwerk, und weiß kleinen, aus Stahl oder Silber verfertigten Kunststücken von verschiedener Form, eine Stelle daran zu geben. Auch sticht überall an dem Rande der einwärts gekehrte Schafpelz etwas hervor. Ueber diesem Gewande tragen die Lappländer ein anderes, von sehr grobem grauen Tuche, auch wohl von Rennthierfellen. Sie nennen es Kafta, der Kragen steht wie bey den ersten, sehr steif, reicht fast bis an das Kinn, und deckt den Nacken. Auch er ist mit farbiger Näharbeit geziert. Vorn auf der Brust ist dieses Gewand offen, wie jenes, und mit Tuchstreifen von verschiedenen Farben besetzt; auf jeder Schulter ist eine farbige Tuchbesetzung angebracht, welche einem Epaulette gleicht. Auch am untern Rande wird eine bunte Besetzung von Tuchstreifen selten vergessen.

Taschen haben die Lappländer nicht in ihren Kleidern; statt derselben hängen sie ein kleines Säckchen über die Brust, worinn sich allerley Nothwendigkeiten z. B. ein Feuerzeug befindet.

Um der heftigen Winterkälte trotzen zu können,

ziehen die Lappländer noch ein Kleid über, das aus Fellen von Rennthieren und anderem Pelzwerke besteht, und zwar so, daß der Pelz auswärts gekehrt ist. Die Gestalt derer, die in ein solches Gewand gehüllt erscheinen, erhält ein sehr rauhes Ansehen. Es ist auf der Brust zu, und überhaupt einer rohen Kutte ähnlich. Der steife Kragen, der sich daran befindet, steigt noch höher, als bey den übrigen Unterkleidern, und dient zum Schutz gegen Regen und Schneegestöber. Sind die Lappländer mit Fischen auf dem Meer beschäftigt, und werden naß von den überschlagenden Wogen, so ist ihre erste Verrichtung, wenn sie an das Ufer kommen, sich im Schnee zu wälzen, damit das salzige Meerwasser ihre Kleidung nicht verderbe. Die Gebirgbewohner wickeln auf Reisen in der höchsten Kälte das Fell eines Marters um den Hals, so daß der Schwanz über die Schulter herab hängt; man sieht bisweilen schwedische Kaufleute in Lappland diese Gewohnheit nachahmen, und um diese Halsbinde noch auszuschmücken, Silbermünzen in den beyden Augenlöchern des Thieres befestigen.

Bisweilen tragen einzelne Lappländer Handschuhe von gegerbtem Leder; aber weit gemeiner sind Handschuhe von Rennthierfell, wovon die Haare auswärts gekehrt werden. Um sie ihrem Zweck, die Hände gegen Frost zu schützen, desto entsprechender zu machen, werden sie inwendig mit Schirmmoß belegt. Man sammelt diese Pflanze im Sommer, trocknet sie, macht sie hierauf durch Reiben und Kämmen mit eisernen oder hornenen Kämmen weich und wollenartig. Auch die Schuhe werden damit ausgelegt.

Strümpfe sind bey den Lappländern nicht üblich; auch der weibliche Theil dieses Volkes trägt keine, dafür

aber eine Art langer Hosen, die an Schenkel und Beinen genau anschließen. Beyde Geschlechter bedienen sich dieses Kleidungsstückes, das entweder aus Leder, oder aus grobem Tuch verfertigt wird. Im letztern Fall wird ein Stück Rennthierfell zur Schonung des Tuchs auf die Gegend der Knie festgenäht; oft auch ist die Vorderseite dieser Beinkleider von gegerbtem Leder, die ganze Hinterseite aber von rauhem Fell.

Die in Lappland gewöhnlichen Schuhe haben nur eine Sohle, und werden aus der Kopfhaut des Rennthiers verfertigt. Die Haare bleiben daran und sind auswärts gekehrt: daher ist der Gang in diesen Schuhen, besonders auf dem Eise, sehr unsicher, und erfordert Uebung, wenn man nicht ausgleiten und fallen will. Lappländer, welche oft auf dem Meere sich beschäftigen, tragen Schuhe von Leder, mit Sohlen von Seehundsfellen. Die Schuhe werden am Fuße festgebunden, und als Verwahrungsmittel der nackten Füße gegen die Kälte, mit Stroh oder Bimse ausgestopft. Abends nehmen die Lappländer dieses heraus, und trocknen es sorgfältig zum Gebrauch für den folgenden Tag.

Als Handelswaaren werden in Lappland auch Stiefeln verfertigt, die aus Rennthierhäuten schön gearbeitet und fein ausgenäht sind.

So einfach der Lappländer in seiner Kleidung ist, so vergißt er doch einen gewissen Schmuck nicht: seine Frau giebt ihm diesen; er besteht in einem Gürtel, der mit allerley Zierrathen von Blech besetzt ist; an der Vorderseite befindet sich eine Tasche zum Taback, welchen der Lappländer kaut; an der andern sind mehrere lederne Riemen befestigt, woran der Eigenthümer verschiedene Kleinigkeiten, Schlüssel und vorzüglich ein Messer in der Scheide trägt.

Die Kleidung der Lappländerinnen unterscheidet sich wenig von der männlichen; auch sie bedecken den Kopf mit einer spitzigen Mütze, die mit bunten Tuchstreifen besetzt, und bisweilen mit Blechstückchen geziert ist. Auch die Frauen sind, statt des Hemdes, mit einem Gewand von Schaffellen, die Wolle einwärts gekehrt, bekleidet, welches aber vorn und hinten Falten hat, indeß das männliche Gewand auf der Brust genauer anschließt und länger ist. Das weibliche reicht nur wenig über die Hüften, das männliche bis auf die Knie. Das Ueberkleid von Rennthierfellen unterscheidet sich bey den Weibern von dem, welches die Männer tragen, nur dadurch, daß jenes bis an die Knie reicht, dieses aber bis auf den Knöchel herabfällt. Auch Beinkleider und Schuhe sind bey Weibern und Männern von gleichem Stoff, und von gleicher Form, und an dem Gürtel der Frauen befinden sich ebenfalls kleine Blechstückchen, Knöpfe und Ringe; reiche Lappländerinnen besitzen sogar Gürtel mit silbernen Zierrathen, Ohrenringe und Halsbänder von Silber.

Die Sorge für die Kleidung aller Art, sie bestehe aus Tuch, Pelzwerk, Leder oder rohen Häuten, liegt in Lappland den Frauen ob: sie verfertigen solche, selbst die Schuhe nicht ausgenommen; Männer hingegen beschäftigen sich mit der Oekonomie des Hauses, besorgen die Küche, und verrichten das, was in andern Ländern Sache des weiblichen Theiles der Familien ist. Bleibt den Frauen noch Zeit übrig, so verfertigen sie allerley Hausgeräthe, gleich den Männern, und übertreffen dabey diese meistens in kleiner, oft recht niedlicher Schnitzarbeit, welche sie anzubringen wissen.

Der Lappländer nennt sein Haus, oder besser seine höchst einfache Hütte, Laume guatte; und pflegt sehr

schnell mit der Einrichtung derselben fertig zu seyn. Anders ist aber doch die Wohnung des Lappländers an der Meerküste, anders die des Gebirgbewohners. Letzterer hat nur ein Zelt, wie es meine Leser auf der ersten Tafel abgebildet sehen. Ich werde sie umständlicher von dessen Bauart belehren, wenn ich ihnen vorher die Hütte des Ersteren beschrieben habe. Keines weicht sehr viel von dem andern ab.

Vier ovalgekrümmte Pfeiler machen das Wesentliche einer lappländischen Hütte aus; eine kleine Thüre, und im Gipfel eine Oeffnung, als Rauchfang, sind weitere Erfordernisse; Baumrinde und Wasen geben die Bedeckung. Alles aber ist nach recht kleinen Maaßstab ausgeführt: der Eingang so klein, daß man sich sehr krümmen muß, der innere Raum so niedrig, daß man nur im Mittelpunkte, über welchen die Oeffnung für den Rauch angebracht ist, aufrecht stehen könnte. Es ist also auch da verwehrt, gerade zu stehn, weil hier das Feuer brennt, unmittelbar unter jener Oeffnung. Um dieses Feuer her sitzt friedlich die Familie des Lappländers. Die innern Wände sind mit Baumästen ausgelegt.

Nicht auf der blosen Erde wird im Mittelpunkt der Hütte das Feuer unterhalten, sondern auf einem niedrigen Heerde, der aus zwey roh errichteten steinernen Pfeilern besteht, die einander parallel laufen. An ihren vier Ecken sind vier Balken befestigt, welche gerade stehen, und zwey Querbalken zur Stütze dienen, auf die wieder einige Hölzer quer hingelegt werden, um an diesen den Hacken fest zu machen, woran der Kochtopf aufgehängt wird.

Der Lappländer hat eine sehr löbliche Gewohnheit, die nicht jeder Europäer befolgt, so vernünftig sie

auch ist; er geht des Abends nie zur Ruhe, ehe er äußerst sorgfältig das Feuer in der Hütte ausgelöscht hat. Ist nicht der mindeste Rauch zu bemerken; so klettert er auf das Dach, und bedeckt die Oeffnung.

Durch jene beyden Heerdpfeiler ist die Hütte in ihrem Mittelpunkte in zwey Theile getheilt, aber diese doppelte Abtheilung wird auf beyden Seiten gegen die Thüre hin, und gegen die, der Thüre entgegenstehende Hüttenseite noch durch vier auf den Boden gelegte Holzstücke fortgesetzt, so daß sich daraus noch zwey leere Räume am Feuerheerd bilden, wovon der eine mit einigem Brennholzvorrath, der andere mit den Küchengeräthschaften, und mit kupfernen Kesseln besetzt wird, in welchen man das zum Trinken bestimmte Schneewasser aufbewahrt. An den Seiten der Hütte, dem Heerde rechts und links, und hinter ihm, sind drey ähnliche Abtheilungen, welche so wenig sie nach unsern Begriffen den Namen der Zimmer zu verdienen scheinen, dennoch deren Stelle vertreten. In diesen Abtheilungen schläft die Familie des Lappländers. Gehört eine solche Hütte einer einzelnen Familie, so liegen Herr und Frau in einer von diesen Kammern, in der andern die dem Heerd am nächsten ist, die Kinder; Knechte nehmen die dritte ein, der Thüre am nächsten. Uebernachtet ein Lehrer der christlichen Religion in einer solchen Hütte, so räumen Mann und Frau ihre Schlafstelle.

Sind mehrere Familien auf eine Hütte beschränkt, so bleiben jene erstern beyden Abtheilungen, so wie der Heerd, und der freye Raum vor ihm, gemeinschaftlich: von jenen Kammern erhält jede Familie eine eigne, wo denn die Kinder zwischen die Aeltern und die Knechte gelegt werden.

In welchem Hause der sogenannten gesitteten Europäer würden wohl drey Familien in einer so engen Gemeinschaft sich betragen können. Durch keine Wand, nur durch einige hingelegte Balken abgesondert, durch keine Thür von einander getrennt, bey gleichen Rechten am Heerd und an den Geräthschaften, würden bald Uneinigkeiten aller Art die Ruhe stöhren, und das Beysammenwohnen unmöglich machen. Aber höchst selten entsteht in diesem Falle unter den Lappländern irgend ein Streit. Die Ruhe ist einheimisch in diesen Hütten, und das allgemeine Betragen dieser einfachen Menschen hat das Gepräge der Herzlichkeit und Bruderliebe. Jene Schlafstellen sind mit Rennthierfellen belegt.

Das Winterhaus oder Zelt des Gebirgbewohners ist in seiner innern Einrichtung wenig von diesen Hütten verschieden, nur ist der Heerd minder fest, als in diesen, und nur auf wenigen zusammengelegten Steinen wird das Feuer unterhalten, das aber auch im Mittelpunkte, unter einer Oeffnung, die oben im Zelte gelassen wird, seine Stelle hat. Das erste, was der Erbauer eines solchen Winterhauses zu verrichten hat, ist, den Schnee hinweg zu schaffen, um festen trocknen Boden zu bekommen. Aus diesen abgeräumten Schnee bildet er eine Art von zirkelrunder Mauer, womit er der Wohnung selbst Festigkeit und Schutz verschafft. Die Stangen seines Zeltes sind in dieser Schneemauer befestigt, und eine Art von Balken, welche oben auf den vorzüglichsten Stangen quer über angebracht werden, dienen dazu, den Kochtopf über dem Feuer hängend zu halten.

Das Zelt ist mit dichtem Wollzeug bekleidet, gleichsam umwunden. Diese Hütte besteht aus zwey Stücken, welche durch hölzerne Blöcke verbunden sind. Die Thüre ist ein einzelner, pyramidalischer Ausschnitt, ebenfalls

von Wollenzeug: nur an der Spitze hängt er durch ein Leder mit dem Zelte selbst zusammen, und wird durch eine gabelförmige hölzerne Stütze gehalten. An beyden Seiten dieser sonderbaren Thüre sind Stäbe befestigt, wovon einer in den Boden eingesteckt, die Angel bildet, und darum leicht wieder ausgezogen werden kann, um die Thüre bald auf jener bald auf dieser Seite des Eingangs befestigen zu können, je nachdem der Wind es erfordert. Auf diese Art dient diese einfache Thüre zum Schutz gegen Unwetter, welches den Durchzug des Rauchs verhindern, und den Aufenthalt im Innern des Zeltes unmöglich machen würde.

Das zur Feurung nöthige Holz wird kaum vor dem Gebrauch gehauen, und zum Zelte geschleppt. Der nächste Baum der beste. Man kann sich vorstellen, welcher Rauch das ganze Zelt erfüllen müsse, wenn nun dieses noch ganz grüne, von Schnee und Eis bezogene Holz aufgelegt wird, und sich entzündet. Keine andre, als Augen eines Lappländers sind im Stande diesen höchstangreifenden Rauch auszuhalten. Aber bald siegt die Flamme, der Rauch schwindet, doch sind die obern Gegenden des Zeltes beständig voll davon, und ungünstiger Wind jagt ihn oft wieder zurück. Geduldig erträgt der Lappländer diese Beschwerden, die er nicht heben kann.

Der Lappländer im Gebirge löscht, wenn er schlafen geht, das Feuer in seinem Zelte nicht aus, wie der Küstenbewohner in seiner Hütte: er sucht es so lange, als er kann, zu unterhalten. In einiger Entfernung von dem Zelte errichtet er noch eine kleine Hütte von Baumstämmen, die er mit Strauchwerk deckt, und als Niederlage für seine Rennthierfelle, Haus- und Küchengeräthschaften, die er etwa im Vorrath hat, gebraucht.

Seine Sommerwohnung ist der eben beschriebenen völlig ähnlich, nur daß der Schneewall wegfällt, und der Erbauer, statt tiefer Thäler, oder sommerischer Abhänge, die Höhen sucht, welche den kalten höchsten Berglagen, wo die Rennthiere ihre Weide finden, nahe liegen.

Da der Jäger, der Reisende in Lappland nicht leicht darauf rechnen darf, eine Hütte zu finden, wenn er ausruhen will, so muß jeder das zu einem kleinen Zelte nöthige Stück Zeug mit sich schleppen: Zeltstangen, Holz, Stein zum Heerd findet er überall. Auch auf dem Meer nimmt der Lappländer das nothwendigste Zeltgeräthe mit, um an den höchst einsamen Gestaden seines Vaterlandes, wenn ihm der Sturm dahin zurücktreibt, sich Schutz bereiten zu können.

Für den Vorrath an Fleisch, und andern Speisen, werden ebenfalls kleine Kammern, seitwärts der Hütte und Zelter erbaut: so wie der Küstenbewohner auch Winterfutter für seine Heerden in sehr einfachen Umzäunungen aufspeichert.

Sowohl in der Hütte des Küstenbewohners in Lappland, wie im Zelte des Gebirgbewohners wird das Nachtlager auf einerley Art zubereitet. Auf Blätter, womit der Boden bedeckt ist, wird ein Rennthierfell gelegt. Das lederne Ueberkleid des zur Ruhe Gehenden, fest zusammengerollt, dient ihm als Kopfkissen: das Fell eines Schafs, die Wolle einwärts gekehrt, ist seine Decke, worüber er noch ein Stück Wollenzeug mit langem Haare breitet. Unter dieser Hülle schläft der Lappländer, die Kälte sey noch so heftig, nackend. Eine Lagerstelle ist von der andern nur durch ein dazwischen gelegtes Stück Holz abgesondert.

Im Sommer wird der Lappländer, besonders im Gebirge, selbst in seinem Zelte von Mücken, und andern fliegenden Insekten auf das erbärmlichste geplagt. Im Freyen, und gar im Walde ist es kaum auszuhalten; ihre Anzahl ist so groß, daß ganze Schaaren über das Gesicht, und andere nackende Körpertheile herfallen, und sie bedecken. Kaum kann der Wandelnde den Weg erkennen, so sehr ist er von diesen gehässigen Verfolgern gepeinigt. Die Handschuhe mögen noch so fest und dicht seyn, der Stachel drängt sich durch die Nath, so daß der ganze Gang der Nadelstiche auf der Haut erscheint, wenn man die Handschuhe ablegt. Jeder Stich gibt eine Beule, woraus ein kleines weisses Geschwür entsteht. Heftige Winde verjagen diese Insekten auf einige Zeit, aber mit stillerer Luft kehrt der ganze Schwarm wieder. Die Rennthierheerden sind ihrer Verfolgung im Freyen außerordentlich ausgesetzt: die armen Geschöpfe triefen von Blut. Beym Melken der Thiere muß ein Gehülfe die Mücken gewaltsam abwehren, damit Hirt und Thier so lange doch Ruhe haben, als diese Verrichtung währt.

Der Lappländer sucht sich des Nachts, wenigstens in seinem Zelte, von ihren Angriffen frey zu halten. Er befestigt gerade über seiner Lagerstelle einen ledernen Riemen an dem Zeltgebälke, knüpft daran die Mitte seiner Decke fest, und zieht diese nun an dem Riemen in die Höhe, doch so, daß der Rand und die Ecken den Boden noch hinlänglich berühren. Nun kriecht er unter diese zeltartige Hülle ganz hinunter, hat Raum zum athmen, und schläft ungestört. Aber mit jedem Morgen geht der neue Kampf an. So armselig ist das Land, daß nach einem harten traurigen Winter, der von Michaelis bis in den Julius dauert, sich kein lebendes Wesen im Sonnenschein erfreuen darf, ohne von diesen geflügelten Wüthrigen geplagt zu werden.

Rennthiermilch ist die Hauptnahrung des einfachen, höchst genügsamen Lappländers. Seine Rennthiere sind sein Reichthum. Er bringt diese sehr fette Milch auf verschiedene Weise zu Tische. Im Sommer, der freylich nur sehr kurze Zeit dauert, wird sie mit einer Art breitblättrigem Sauerampfer, der in den Bergthälern wächst, abgekocht, bis sie gerinnt. Ist dies geschehen, so schöpft man die Molken ab, und verwahrt das Geronnene in Blasen, die, um frisch zu bleiben, in die Erde verborgen werden. Im Winter wird die Milch in Gefäße gegossen, wo sie gerinnt: auch friert sie nun, und läßt sich auf diese Art leicht aufbewahren. Was später im Winter gemolken wird, mischen die Lappländer mit den Beeren der schwarzen gestreckten Affen-Beere, Empetrum nigrum, und füllen damit den Magen von einem Rennthier, den sie vorher sauber gereinigt haben. Die ganze Masse friert bald so hart, wie Stein, und muß mit der Magenhaut zerschnitten werden, wenn man davon genießen will. Der Vorschneider ist sogar genöthigt, diese Arbeit mit einem kleinen Beile zu verrichten, mit einem gewöhnlichen Messer kömmt er nicht zum Ziel. Eine solche Scheibe, die er abgehauen hat, wird hierauf in kleinere Stücke zertheilt, und in der Mittagsstunde von der Familie aufgezehrt. Es soll gut schmecken, aber die Zähne des, an sehr harte Winter gewöhnten Lappländers gehören dazu, um beym Genuß dieser Eisbissen nicht vor Frost zu zittern.

Auch wird bisweilen die butterreichste Rennthiermilch mit Fleisch und Früchten gemischt, aber der Butter ungeachtet, die dem Froste widerstehen soll, wird ein sehr kaltes Essen daraus.

Wenn noch im höchsten Winter Milch von der Heerde genommen wird, so friert sie augenblicklich. Sie

wird in kleinen hölzernen Töpfen als ein Leckerbissen aufbewahrt, denn ihr Geschmack soll vorzüglich seyn. Wenn davon genossen werden soll, wird das Gefäß dem Feuer nah gebracht, und mit Löffeln davon gegessen, was aufthaut.

Auch Käse bereitet der Lappländer aus der Rennthiermilch, aber nicht aus dem abgenommenen Rahm, wie Küh- und Schaafkäse verfertigt werden, sondern aus der Milch im Ganzen, die außerordentlich fett ist. Nicht so reich an Rennthieren, als die Lappländer im Gebirge, sind die an den Seeküsten. Diese halten Kühe, Schaafe und Ziegen. Um zu buttern, haben sie kein andres Werkzeug, als die Hand: ihre Frauen quetschen und drücken den Rahm so lange zwischen den Fingern, bis die Butter sich trennt und fest wird.

Eine weitere Nahrungsquelle im Winter ist dem Lappländer die Jagd. Der Gebirgbewohner jagt mit sechs bis acht Hunden wilde Rennthiere. Die Beute wird im Zelte in schickliche Stücke zerschnitten, und ohne vorhergegangenes Reinigen, gekocht. Ist das Fett abgeschöpft und gesammelt, das Fleisch gar, so wird es aus der Suppe, mit einer hölzernen Gabel, herausgehoben, und in so viele Stücke zerschnitten, als Leute da sind, die Eßlust haben. Die Suppe bleibt dabey stehen. Jeder Gast nimmt denn sein Stück mit der Gabel, taucht es in das Abgeschöpfte, und verschlingt, während er jenes genießt, bisweilen einen Löffel voll von der Suppe. Dieß ist ein köstliches Mittagmahl, nach lappländischen Geschmack.

Daß die Lappländer ihre Jagdbeute roh verzehren, ist der Wahrheit zuwider.

Oft braten sie solche auch, nur sehr selten hängen sie einige Stücke im Zelte auf, um vom Rauch durchdrungen, und so für andere Zeit brauchbar zu werden.

Lappländer an der Seeküste genießen auch, außer dem Fleisch von ihren Rind- und Schaafheerden, Bären, Wölfe, Füchse, Ottern und Seehunde. Nur Schweinefleisch verschmähen alle Lappländer als eckelhaft.

Wer sich mit dem Lachsfang beschäftigt, nährt sich von seiner Beute; ist der Fang reichlicher, so wird der Vorrath an der Sonne getrocknet, und ohne alle Zubereitung im Winter verzehrt. Der Lappländer findet dieses Gericht vortrefflich, wenn er noch über dieß jeden Bissen in Wallfischthran eintauchen kann.

Dieß ist die erste Speise, welche die Mutter schon ihrem Säugling darreicht, und, um sie ihm genießbar zu machen, ihm die fetten Bissen vorkaut, welche bey reiferen Jahren seine Lieblingsspeisen werden sollen. Alle Lappländer ziehen dieses Oehl der Butter vor; daß sie aber Kannen voll über Mittag davon zu sich nehmen, ist unwahr.

Köpfe, Knochen und Gräten der getrockneten Fische werden in Lappland nicht weggeworffen. Der Winter ist lang, und oft tritt Mangel ein. Ist der Vorrath an getrockneten Fischen aufgezehrt, so werden jene Ueberreste hervorgesucht, erst in den Leib eines Seehundes gelegt, um sich mit Thran zu sättigen, alsdann gebraten, hierauf gekocht, bis sie zum Genuß weich genug scheinen. Diese Stückchen, reichlich in Seehundsthran getaucht, schmecken auch noch gut. Viele unsrer Aerzte würden diese von Thran ganz durchdrungenen Gerichte, diesen Vollgenuß des Thrans, gewiß

als höchst schädlich für die Gesundheit verwerfen, und doch giebt dieses Volk einen Beweis, daß die Gesundheit dabey recht gut bestehen könne. Nicht nur eben so gesund, als wir, sind diese nordischen Thranverschlinger, sondern auch manche Krankheiten, vorzüglich chronische, sind ihnen gänzlich unbekannt, sie wissen nichts von der Ruhr, nichts von Wechselfiebern. Eine Art krampfhafter Leibbeschwerden ist bey diesem Volke einheimisch, wovon die Aerzte den Grund in Würmern der Eingeweide suchen. Das Uebel ist mehr lästig als beunruhigend.

Eigentliches Brod, wie wir essen, genießt der Lappländer nicht, aber doch eine Art Kuchen, aus Mehl und Wasser zubereitet. Auch giebt es in Lappland, wie anderwärts, Leckerbißchen, die mehr den Gaumen kitzeln, als sättigen. Freylich sind es keine Konfekte für unsern Gaumen. So z. B. die innerste Rinde der Tanne, eben erst vom Baume geschält, und ein wenig in Rauch aufgehangen. Das Stück wird hierauf in Wallfischthran wohl eingetaucht und gekaut. Aepfel, Birn, Nüsse und andre Obstarten unsers, oder gar eines wärmern Erdstrichs, sind dem Lappländer unbekannt; er hält sich dafür an eine wohlthätige, kostbare Pflanze, die Engelwurz, (Angelica) welche in seinem Vaterlande in Thälern, an Flüssen und Wasserstürzen reichlich wuchert. Alles ist ihm an dieser Pflanze von Werth: er genießt Wurzel und Blätter frisch; kocht sie in Milch und kaut sie zum Nachtisch. Auch reifen ihm einige Beeren, wohl unter dem Schnee, mit deren Genuß er seine Mahlzeit endigt.

Aber einen wahrhaft schwelgerischen Genuß gewährt dem Lappländer, zum Nachtisch, jenes Kraut, das uns Nicot aus Virginien brachte, um die Nase zu kitzeln.

Der Taback ist für diesen Nordländer eine so herrliche Sache, daß ihm sein Genuß oft in eine Art von fröhlicher Ausgelassenheit, in eine kostbare Vergessenheit seiner selbst versetzt. Er kaut ihn und raucht, wie er beykommen kann. Ist es ihm unmöglich, sich Taback zu verschaffen, so kaut er auch wohl Stückchen von der Blase, worin sich jener eine Zeitlang befand, er zernagt Späne von der Kiste, worin Taback eingepackt war.

Wenn er ihn kaut, spukt er oft in die Hände, und riecht daran, um Gaumen und Nase zugleich zu belustigen. Geht der Vorrath von diesem berühmten Kraut zu Ende, und man muß sparen, so setzt sich, nach geendigter Mahlzeit, die ganze Gesellschaft in einen Kreis, und einer reicht brüderlich dem andern die dampfende Pfeife zu, und jeder schmaucht dann ein wenig, so wie ihn die Reihe trifft: keiner wird übergangen.

Das gewöhnlichste Getränk aller Lappländer ist Eis- und Schneewasser. Sie schmelzen es, und haben beständig einigen Vorrath in der Hütte oder im Zelt.

An allen diesen Verrichtungen für Speise und Trank, also an allen Geschäften der Küche nimmt die Frau in Lappland keinen Antheil: es ist die Sache des Mannes, und in der That, eine solche Kochkunst erfordert kein Kochbuch, keinen großen Vorrath von Töpfen und Schüsseln, und keine Gehülfen.

Aus der vorhergehenden Schilderung des sehr beschränkten Hausstandes der Lappländer, werden meine Leser selbst folgern, daß ihr Vorrath an Hausgeräthen sehr gering seyn müsse. Was die höchste Nothdurft erfordert, mehr würde den Besitzer belästigen. Das

Zelt des Gebirgbewohners in Lappland findet heute hier, und in einigen Tagen anderwärts seine Stelle: und nicht viel anders ist es in Ansehung der Hütte des Küstenbewohners: auch er hat keinen festen Wohnsitz.

Verfeinerung durch Erziehung, Convenienz, und was uns sonst an einzelne Wohnorte fester hält, hat keine Rechte über den Lappländer: Vieles, was uns zum Bedürfniß geworden ist, kennt er kaum den Namen nach. Was sollen ihm zierliche Schränke, Tische, Stühle? Wo soll er sie in seiner kleinen Hütte, oder im engen Zelte anbringen? Wie von einem Wohnorte zum andern schleppen? Er bleibt nur so lange an einer Stelle, als die Gestade ihn mit Fischen, die Wälder mit Jagdbeute versorgen, und seine Heerden Nahrung finden: mindern sich diese, so zieht er weiter. Und diesem Systeme eines wandernden, unsteten Haushalts gemäß, wählt er seinen Hausrath. Für die Küche reicht ein Topf, ein Kessel, eine Schüssel, einige Löffel von Horn, Gabeln von Holz hin: der Reiche zeichnet sich wohl durch den Besitz von zwey oder drey zinnernen Schüsseln mehr, wohl gar durch silberne Speiselöffel aus. Die nöthigen Decken und Felle zum Bett, mehr braucht es nicht an Hausrath in einer Lappländerwohnung. In dem Zelte des Gebirgbewohners fehlt sogar eine Lampe, denn dieser unterhält helles Feuer auf seinem Heerd, das ihm in den achtzehn bis zwanzig Stunden langen Winternächten statt des Lichtes dient.

Im höchsten Winter genießt der Lappländer kaum drey Stunden lang einer Art von Dämmerung, die dem Tage ähnlich ist, der aber dennoch die erfreuliche Sonne fehlt, welche sieben Wochen lang dort niemals über den Horizont hervortritt. Der Küstenbewohner

hingegen hält sich eine Lampe, und brennt darin Seehundsthran. Einfach, wie er selbst, wie sein ganzes Leben ist auch diese Lampe, eine Seemuschel von hinreichender Größe, um eine ziemliche Menge Thran zu fassen, ein Docht aus Binse verfertigt, dieß ist alles, wodurch er sich die Mittel verschafft, die Nacht zu erhellen.

Am sorgfältigsten wird von den Lappländern die Wiege bearbeitet, worin sie ihre Säuglinge herbergen. Sie besteht aus einem hinlänglich weiten und großen Baumstamm, welcher sehr reinlich ausgehölt, und mit Schnitzwerk verziert ist. Ein Theil ihres innern Raums ist mit einer Art Schirmdach bedeckt, um den Kopf des Kindes zu schützen, und mehrere Bänder sind daran so angebracht, daß sich auch die Mutter damit umgürtet, und auf diese Weise ihren Liebling sammt der Wiege tragen kann, wenn sie reisen, oder der Heerde als Hüterin nachgehen muß. Von diesem Schirmdach läuft eine Schnur bis an das andre Ende der Wiege, und an dieser Schnur wird ein Ring von Perlen aus dem Rosenkranz befestigt, womit das Kind spielt, so bald es seine, stets freygelassene Hände zu gebrauchen anfängt.

Da der Lappländer einen großen Theil des Lebens seine ganze Haushaltung auf Reisen führt, so wird es meinen Lesern nicht unangenehm seyn, ihn auch auf seinen Wanderungen zu beobachten.

Der Küstenbewohner wandert zwey Mal im Jahre mit all seiner Habe, im Frühjahr und im Herbst, nur die Hütte läßt dieser stehen, weil er wieder auf die nämliche Stelle zurückkehrt, wenn seine Wanderung vollbracht ist. Der Unterhalt seiner Familie, und seiner Küche, Schaafe und Ziegen, der Fischfang, und die

Jagd nach Wallfischen und Seehunden erfordert diese alljährliche Veränderung des Aufenthalts. Rennthiere hat dieser wenig: an den Küsten würden sie ihre Nahrung minder reichlich als im Gebirge finden.

Ganz andere Bewandniß hat es mit dem Gebirgbewohner in Lappland. Dem Tartar oder Araber ähnlich, zieht er mit Sack und Pack von einer Gegend zur andern. Gegen den Sommer den Ebenen zu, gegen den Herbst ins Gebirge zurück. Seine ganze Rennthierheerde mit ihm, die oft tausend, wohl zwey tausend Stück enthält. Weidend rückt er weiter, sein Marsch ist sehr langsam, kaum vier Meilen legt er des Tages zurück; kaum dreißig Meilen beträgt die ganze Strecke seiner Wanderung in ihren entferntesten Punkten. Sind diese erreicht, so bleibt das Zelt stehen, der Aufenthalt wird langsam fest, und nur nach den Umständen entfernt er sich noch von einem Berge oder Wald zum andern.

Bey der Abreise aus dem Gebirge, wo er den langen Winter verbracht hat, wandert die ganze Familie zu Fuß hinter der Heerde her, welche alles Geräthe, Zelte, Vorräthe u. dgl. trägt. Hat eine Mutter einen Säugling, so trägt sie ihn selbst auf dieser Wanderung in seiner Wiege. Winterreisen werden in Schlitten unternommen, alles Gepäcke, der ganze Inhalt des Zeltes, selbst die Steine zum Feuerheerd nicht ausgenommen, werden auf Schlitten von Rennthieren gezogen, mitgeschleppt. Nur das kleinere Buschwerk, womit das Innere des Zeltes belebt wird, und das Brennholz bleibt zurück, denn beydes findet der Lappländer überall in seinem Gebirge.

Der Zug ist auf folgende Art eingetheilt. Im ersten Schlitten fährt, als Führer, der Hausvater; ihm

folgt im zweyten Schlitten seine Frau: sie leitet ihn, so wie der Herr selbst, und verwahrt ihren Säugling in seiner Wiege neben sich, mit gutem Pelzwerk so bedeckt, daß nur für den Mund eine kleine Oeffnung bleibt, wodurch das Kind athmen, und die Brust nehmen kann. In diesem letzten Fall muß der Zug still halten, und die Mutter sich über ihr Kleines herkrümmen, um ihm beyzukommen. In die folgenden Schlitten sind die andren Kinder eingepackt, und diesen folgen die übrigen Glieder der Familie, Knechte u. dgl. zu Fuß. Ihnen liegt die Sorge ob, die Rennthiere auf ihren Wegen zu leiten, und zu bewachen.

Ein solcher Reisezug, von den Schlitten, worauf das Gepäcke geladen ist, noch vergrößert, geht Tag und Nacht fort, selbst beym schrecklichsten Wetter, und ohne Bahn. In stockfinstern oder trüben Nächten werden den Rennthieren Glöckchen angebunden, deren Ton sie beysammen hält, und wieder zu einander führt, wenn sie sich verlaufen. Die Gegend wo der Wind herkömmt, und in hellen Nächten der Stand der Gestirne ist alles, was den Lappländer auf diesen Wanderungen auf der rechten Spur erhält.

Wird die Witterung allzu schlecht, als daß Menschenmuth ihrer Gewalt Trotz bieten könnte, oder ist Ruhe nothwendig, so schlägt man in Eile ein Zelt, macht Feuer, bindet die Rennthiere an nahe Bäume und erwartet den Morgen.

Im Zeitpunkt des ruhigen Verweilens auf einer Stelle sind die Lappländer keineswegs müßig, vorzüglich aber die Frauen mit mancherley Handarbeit beschäftigt. Sie sind es, welche die Felle des von den Männern erlegten Wildes zum Gebrauche zubereiten,

ihr Verfahren dabey ist sehr einfach. Sie reinigen solche, ziehen die Häute ab, und tränken nun die Felle reichlich mit Fischthran. Um die Sehnen von Rennthierbeinen zur Bearbeitung tauglich zu machen, halten sie solche in einer gewissen Entfernung an das Feuer und klopfen sie nun mit kleinen hölzernen Hämmern. Sie haben eine eigne Fertigkeit, sie nun in Fasern zu vertheilen, welche so fein, wie Haare sind, und aus denen sie Fäden von verschiedener Dicke drehen. Auch verfertigen Lappländische Frauen Zinnfäden, womit ihr Schlittengeschirr, das Zugzeug ihrer Rennthiere, ihre Kleidungsstücke und die Männerhandschuhe gestickt sind. Eine einfache, aus dem Hirnschädel eines Rennthiers verfertigte, mit engen und weiten Löchern, nach dem Bedürfniß versehene Maschine erleichtert ihnen diese Arbeit. Sie färben gelb, verfertigen alle Kleider, und selbst ihre Zelte und Bettdecken sind Arbeiten des weiblichen Fleißes.

Die Männer schnitzen Gefäße, Schalen, Löffel, Gabeln aus Holz; auch Rennthiergeweihe und Knochen wissen sie zur Verfertigung von Löffeln zu gebrauchen, und solche mit bunten Figuren zu verzieren, die bisweilen Genie verrathen; sie bauen Schlitten und Kähne.

Auf Europens kälteste Spitzen gleichsam hinverwiesen, getrennt von dem Umgang mit gebildeteren Völkern, bleibt der Lappländer seinen uralten häuslichen Gebräuchen und Gewohnheiten getreu, an welchen keine Mode etwas ändert. Seit dem zwölften Jahrhunderte ist noch Alles, wie es war.

Der Mann ist in Lappland der einzige Gehülfe seiner Frau in dem Zeitpunkt, wenn sie Mutter wird;

denn Meilen weite Zwischenräume trennen eine Familie von der andern. Jedem neugebornen Kinde schenkt der Vater ein Rennthier, mit allen Jungen, die es hinfort wirft. Dieses Geschenk ist eine wichtige Grundlage des Vermögens eines Kindes, wenn es erwachsen ist, und gilt für unverletzlich, es mag die Habe der Aeltern treffen, was nur immer will. Oft ist das Kind schon Eigenthümer einer ganzen Heerde, noch ehe es sein vierzehntes Jahr erreicht.

Die Lappländischen Mütter pflegen ihren Kindern die Haare sehr hart am Kopf hinweg zu schneiden; sie dulden kein Ungeziefer darauf, spüren diesem sorgfältig nach, während ihre Männer im Walde sind, und vertilgen es mit kleinen Messern.

Wenn ein Lappländer seinen Ueberfluß an Fellen, und andren Waaren vertauscht, und Geld dafür erhält, so pflegt er solches in die Erde zu vergraben, ohne den Seinigen, selbst wenn er stirbt, den Ort anzuzeigen, wo es verborgen liegt. Ein Aberglaube ist Schuld an dieser sonderbaren Gewohnheit. Wer weiß, ob ich einst, spricht der Lappländer, in jenem Lande jenseits des Grabes keinen nützlichen Gebrauch davon machen kann?

Zu den Eigenthümlichkeiten der Bewohner Lapplands gehört auch die Art, wie der Mann um eine Braut wirbt.

Er theilt seiner eignen Familie den Gedanken mit, und diese begleitet ihn hierauf in Masse zu den Aeltern seiner Auserwählten. Man nimmt etwas Branntwein, und einige kleine Geschenke für die künftige Braut mit. Einer wird Sprecher. Dieser tritt zuerst

in die Hütte, oder in das Zelt; der künftige Bräutigam wartet außen. Ungesäumt füllt der Sprecher ein großes Glas mit Branntwein, und reicht es dem Vater des Mädchens, nimmt es dieser an, so ist seine Einwilligung in die Heirath klar. Der Trunk geht herum, und auch der Bräutigam erhält Theil daran, und tritt nun herein. Der Sprecher spricht, und auch der Bräutigam, der, wenn nun Vater und Mutter förmlich eingewilliget haben, näher kommt, und seine kleinen Geschenke, einen Gürtel, ein Band u. dgl. abgibt. Damit ist die Sache abgethan. Die Hochzeit selbst wird ohne Lerm bey einem einfachen Mahl, woran beyderseitige Verwandte Theil nehmen, vollzogen, und ein Jahr lang bleibt der Neuvermählte bey den Aeltern seiner jungen Frau. Nach diesem Zeitraum, unterstützt von den Geschenken der Aeltern, die in Haushaltungs-Bedürfnissen bestehen, baut er sich eine Wohnung, und ist nun auf seinen eignen Fleiß eingeschränkt.

Der Mensch kann nicht immer arbeiten: die Organe erschlaffen, gönnt er ihnen gar keine oder zu wenig Ruhe. Jedes Volk, unter welchem Himmelsstrich es hausen mag, hat daher Spiele und Vergnügungen, denen es seine der Erholung angehörende Stunden widmet. Auch der Lappländer kennt die Freuden des Umgangs mit andern seines Gleichen, auch er hat Spiele und Ergötzungen, aber sie sind von andrer Art als die unsrigen.

Eigentliche Ruhetage, wo alle Arbeit eingestellt wird, gibt es im Lappland nicht: Ermüdung führt dort Ruhe unmittelbar herbey, und ist der Maaßstab derselben. Gleich dem Wilden, der Hordenweise die waldigen Einöden von Amerika durchirrt, und nicht

eher der Ruhe genießt, bis ihm die Ausbeuten seines Fischfangs und seiner Jagd hinlängliche Nahrung für einige Zeit verschafft haben, so gönnt auch der Bewohner Lapplands sich keine Erhohlung, so lange noch irgend eine Beschäftigung seines Haushaltens ihn abruft. Aber auch seine Spiele sind eine Art von Arbeit, und bestehen hauptsächlich in Uebungen des Körpers. Mehrere treten zusammen, um nach einem Ziele zu werfen: wer diesem am nächsten kommt, erhält als Preis eine kleine Münze, oder etwas Taback u. dgl.

Auch spielen sie Ball. Einer wirft diesen, und der andre sucht ihn, so bald er auf den Boden fällt, mit einem Stabe weit hinweg zu schleudern, aber die übrigen Spielenden bemühen sich zu verhindern, daß der Ball lange nicht niederfällt.

So klein und stockig der Lappländer seyn mag, so ist er dennoch sehr gewandt, und besitzt Kräfte genug zu verschiednen gymnastischen Spielen, die er sehr liebt. Er weiß, daß durch Uebung die Kräfte sich mehren und der Leib erstarkt, darum beginnt der junge Lappländer schon sehr früh, selbst seine Spiele so einzurichten, daß jener Zweck dabey erreicht wird. Er springt über einen Stock, den ihm seine Kammeraden in horizontaler Richtung vorhalten, und wird dadurch nach und nach geschickt, große Sprünge über angelaufne Bäche und über Felsenstücke ohne Gefahr zu machen. Andre suchen sich am Gürtel zu ergreifen, und in die Höhe zu heben; andre ringen, und dieses Spiel üben sie hauptsächlich im kalten Winter, wenn sie auf Reisen wegen allzuschlimmer Witterung rasten, oder irgendwo verweilen müssen, um ihren Rennthieren Zeit zu lassen, unter dem Schnee ihr Futter hervor zu suchen.

In der Regel erreichen die Lappländer ein hohes Alter; hundertjährige Greise sind keine große Seltenheit: aber häufig findet der Beobachter Männer von siebenzig, achtzig und selbst von neunzig Jahren, die noch die höchsten Berge erklettern, beschwerliche Waldwege bewandern, ihren Kahn noch mit voller Leichtigkeit lenken, und die gewohnten Verrichtungen ihres Hauswesens mit fast jugendlicher Thätigkeit besorgen. Selten bekommen sie graue Haare, außer in sehr hohem Alter.

Fühlt ein kranker Lappländer das Herannahen des Todes, so beschickt er irgend einen Wahrsager, deren es dort mehrere gibt, um zu erforschen ob er genesen oder sterben werde. Erfolgt die letzte Antwort, so ermahnen ihn seine Freunde, an Gott und den Erlöser zu denken. Ist der Kranke todt, so verlassen alle bisherigen Bewohner die Hütte, worin der Leichnam liegt, aus Aberglauben, die Seele des Abgeschiedenen verweile noch darin, und könne sie beschädigen. Nach einigen Tagen kommen sie wieder, wickeln den Leichnam in ein Stück feines Zeug, wenn er im Leben gut und angesehen oder reich war: ist alles dieß nicht, so versieht ein grobes Stück Tuch die nämlichen Dienste. Andre werden auch in ihre besten Kleider gekleidet, und von einer dazu bedungenen Person in einen Sarg gelegt, der einfach genug ist: ein ausgehölter Baumstamm, dessen Hölung oft nicht durch menschliche Nachhülfe zugerichtet worden, sondern durch Länge der Zeit entstanden ist. In waldarmen Gebirgen wird der eingewickelte Leichnam in einen Schlitten gepackt, und so zur Erde bestattet. Gern wählen sie eine abgelegene Waldgegend, weit von der Hütte, zum Begräbnißplatz, der Schlitten wird umgeworfen, so daß die Leiche darunter liegt, und nun mit Rasen und Aesten

bedeckt, damit diese noch einige Zeit frisch bleibe, und keine Beute wilder Thiere werde. Ist eine Felsenhöhle in der Nähe, so wird die Leiche darin beygesetzt, und die Oeffnung mit Steinen versperrt.

Man legt Feuerzeug und ein Beil mit in den Sarg eines Mannes, an die Seite eines Weibes, Nadel und Scheere: denn der Lappländer glaubt, jenseits mögten dergleichen Werkzeuge zur Haushaltung und Arbeit nützlich seyn. Lappländer die wegen ihrer weiten Entfernung von einer Kirche, noch im Stillen an allen heidnischen Gebräuchen ihrer Voraltern hängen, pflegen auch wohl einige Lebensmittel in den Sarg zu legen. Je größer der Einfluß eines nahen Religionslehrers auf sie ist, desto mehr fügen sie sich in allen den Gebräuchen der christlichen Kirche, und manche gehen darin so weit, daß sie sogar die Erlaubniß erkaufen, ihre Verstorbenen in der Kirche selbst begraben zu dürfen. Schwer ist es aber jemand zu finden, der selbst für Bezahlung das Grab macht, denn der Aberglaube bringt sie in den Wahn, als verfolge die Seele des Verstorbenen den, der die Grube gräbt.

Die nächsten Verwandten folgen in Trauer, welche darin besteht, daß jeder seine allerschlechtesten, armseligsten Kleidungsstücke anlegt. Man legt den Schlitten des Verstorbenen umgestürzt bey dem Grabe hin, und darunter alle seine Kleider, seine Decke, und sogar die Rennthierhaut, worauf er zu schlafen pflegte. Drey Tage nach dem Begräbniß versammeln sich die nächsten Freunde des Verstorbenen zu einem Gastmahl, wobey die vorzüglichste Schüssel das Fleisch eines Rennthiers ist, das den Leichnam zum Grabe führte. Alle Knochen dieses dem Todten zu Ehren geschlachteten Thieres werden in eine Art von Koffer gepackt, oben auf

werden einige Züge eingeschnitten, welche den Verstorbenen andeuten sollen, und der Koffer mit seinem seltsamen Inhalt wird nun, nahe bey dem Grabe, eingescharrt. Ist Branntwein bey diesem Schmause vorräthig, so trinken die Gäste die Gesundheit Sali gavin, oder des Glücklichgewordenen. Bey reichen Leuten wird dieser Schmaus am Jahrestag des Todes mehrere Mal wiederholt, ein Rennthier geschlachtet, und das Knochenwerk eben so, wie das erste Mal, vergraben.

Sie erhalten viele Jahre das Andenken eines solchen Verwandten, besuchen bisweilen sein Grab, öffnen an der Seite die Erde ein wenig, und legen etwas Taback, oder was sonst dem Verstorbenen im Leben Freude machte, in die Oeffnung, die sie sodann wieder schließen. Sie stehen in den Wahn, das Glück der bessern Welt beruhe auf herrlichen Mahlzeiten und Trinkgelagen, und glauben auch ihre Rennthiere würden einst besseres Futter bekommen.

Taf. III

Gebräuche und Sitten der Beduinen in Arabien.

Taf. II. Fig. 5—9.

Die Wüste von Arabien ist das Vaterland der Beduinen. Sie sind den Sitten ihrer Voraltern in den ältesten Zeitperioden getreu geblieben, haben ihre Freyheit zu bewahren gewußt, und leben im Hirtenstande, welchen der ungeheure Erdstrich, den sie bewohnen, vorzüglich begünstigt. Dieser grenzt an das glückliche und petraische Arabien, an Syrien, an den Euphrat, durch ihn an Dschesira und an Irak Arabe. Von diesen Angrenzungen an bekannte und bebautere Länder haben die verschiednen Theile der großen Wüste die Benennungen der Wüste von Syrien, der Wüste von Dschesira und der Wüste von Irak erhalten.

Viele Eigenthümlichkeiten zeichnen die Beduinen von den übrigen Arabern aus, die das petraische und das glückliche Arabien bewohnen, und Fellahs, Landbauer, und Hadhesi Städtebewohner genannt, von den Beduinen aber verachtet werden, weil sie aus Drang nach Lebensbequemlichkeit ihren Nacken unter den Willen ihrer Beherrscher schmiegen und der freyen Lebensweise entsagt haben.

Die Beduinen sind schlank, von mittler Größe, nervig, grob von Knochen, sehr braun von Farbe, braunroth, fast schwarzbraun. Ihre Züge sind regelmäßig, stark; ihre Augen liegen zwar tief, sind aber groß, hell, schwarz und lebhaft, ohne heiter zu seyn. Das Haupthaar lassen viele wachsen und zwanglos herabhängen, andre scheeren den Kopf bis auf eine lange starke Locke auf dem Wirbel. Der Bart über der Lippe wird abgeschoren, der Bart am Unterkinn aber mit Sorgfalt gepflegt, mit großer Ehrfurcht bewahrt, im Gespräche oft selbstgefällig gestreichelt, beym Gruß sogar geküßt. Was von den Haupt- und Barthaaren zu sehen ist, wird mit einer glänzend rothen Farbe angestrichen.

Unter den Frauen und Töchtern der vornehmern Beduinen, welche sich der Sonne weniger aussetzen, hat man fast eine so weise Hautfarbe bemerkt, als bey den Engländerinnen und Französinnen. Weiber und Männer geben ihren Lippen und Armen eine aus Fischgalle zubereitete, Usciam genannte, violette Farbe, welche in die Haut eindringt. Sie stechen mit Nadeln, allerley Bilder in Punkten auf die gedachten Körpertheile, worein sich jene Farbe fester setzt und bleibend zeigt. Es gehört zur Zierde vornehmer Frauen, kleine schwarze Flecke an den Seiten des Mundes, auf der Stirn, am Kinn, auf den Wangen anzubringen, Hände und Arme künstlich zu punktiren, den Nägeln eine rothe, den Augenwimpern eine schwarze Farbe zu geben, und die Augenwinkel durch schwarze Linien gleichsam zu verlängern, wodurch die Augen selbst scheinbar größer werden. Ein Mädchen unter den Beduinen, das sehr schön heißen soll, muß sich durch große, hervorstehende, schwarze Augen, den Gazellen, oder Antilopen ähnlich, auszeichnen.

Die Männerkleidung dieses Hirtenvolkes besteht in einem langen, meisten Theils blauen Hemd ohne Aermel, unter welchem noch ein kurzes Gewand getragen wird, das nur bis auf die Mitte der Lenden reicht, auch keine Aermel hat, und mit einem Gürtel gegürtet ist. Ueber das Hemd wird die Abe gelegt, ein sehr einfaches Gewand aus feinem, oder groben wollenen Zeuge, oft weiß, oft weiß und schwarz gestreift, oft ganz schwarz. Es ist lang, fast wie ein Sack geformt, an welchem sich, ausser seiner Hauptöffnung, unten drey Löcher befinden, wodurch der Kopf und die Arme gesteckt werden. Die Arme bleiben stets nackend. Die Abe ist weit und bequem, nützlich als Hülle in schlimmer Witterung, weil der dazu verwendete Stoff kein Wasser durchläßt, nützlich in der drückendsten Hitze, weil durch die Dichtheit des Gewebes die Sonnenstrahlen in ihrer Kraft gehemmt werden, und doch die Luft freyen Durchzug behält.

Weder Männer noch Weiber tragen Beinkleider; auch ist überhaupt der Schnitt der Frauenkleidung der nämliche, wie bey den Männern, nur daß jene sich verschleyern, wenn sie ausgehen.

Viele Beduinen winden ein großes Stück Zeug um den Leib als ihre einzige Bekleidung, viele gehen ganz nackend. Arme wickeln ein rohes Stück Leder um die Füße, und befestigen solches mit Schnüren: Reiche schmücken den Fuß durch Stiefeln von gelbem Saffian. Diese ziert auch ein Turban, der aus einer rothen sammtnen Mütze besteht, um welche ein feines Nesseltuch gewunden wird, das oft künstlich ausgenäht ist. Ein Theil dieses Tuchs bleibt los über die Schulter herabhängen und wird zum Schutz gegen die aus-

trocknende Gewalt des Windes um Mund und Nase geschlagen. Arme Beduinen umwinden den Kopf mit einer wollenen Binde.

Auch ist der weibliche Kopfputz, nur in Ansehung der Ausschmückung vom männlichen verschieden; denn bey vornehmen Frauen dieser Stämme sieht man oft Perlen und edle Steine am Turban angebracht, Ringe von Gold mit Edelsteinen besetzt, an Ohren, Fingern und Zehen, und bey vielen geht die Verschönerungslust so weit, daß sie den Nasenknorpel durchbohren und einen goldnen, mit edlen Steinen besetzten Ring hindurch stecken.

Der Beduine ist ein kriegerischer Hirt, frey und rauh erzogen, die Heerde sein Reichthum, das Waffengeräthe sein gleichsam angeborner Schmuck, sein Haus ein Zelt. Ein Land, wie sein Vaterland würde einer andern Bewohnungsart große Hindernisse in den Weg legen.

Unermeßliche Sandebenen bilden den größten Theil der arabischen Wüsten; nur der Horizont beschränkt, wie auf dem Ozean, den Ausblick in die Ferne. Vergebens sucht das Auge einen Gegenstand, worauf es verweile; das Herz des Fremdlings fühlt sich auf dieser einförmigen Oberfläche, von grauer Farbe, beklommen, und freut sich kaum über den Anblick eines Hordenlagers, dessen Mannichfaltigkeit an Gegenständen zur Abwechslung dient. Tiefe Stille herrscht in diesem Lande: nur wenige Vögel durchstreichen die Luft, und, die Heerden der Bewohner abgerechnet, dient es in seinen weitesten Strichen nur wenigen vierfüßigen Thieren zum Aufenthalt. Der Mangel an trinkbarem Wasser ist groß, drückend, so

wie die Hitze in dem größten Theile des Jahres, und der Wind, der, im Sommer aus Nordwesten, im Winter aus Süden wehend, eine fast unerträgliche Trockenheit an allem Lebenden verursacht, wodurch die Haut kraus wird, die Schweißlöcher sich verengen, verschließen, und bey einem hohen Grad äußerer Hitze, kein Schweiß erfolgen kann. Mensch und Thier erliegen unter dem Druck dieser gewaltigen Winde, von welchen der Samum oder Samiel augenblicklich tödtet und in Asche verwandelt, was er stehend antrifft. Von Ferne schon verkündigen sein Annähern glühendheiße Staubwolken, die in Wirbeln aufsteigen: ihn wittern die Heerden, und wenn er kommt, wirft sich alles auf den Boden nieder, das Gesicht gegen die Erde gekehrt; denn sein verderblicher Gang berührt diese nicht, sondern ist nur drey Fuß hoch über derselben fühlbar.

Auch der dürreste Sandboden Arabiens ist nicht ganz kahl und nützlos: viele stachliche Krautarten und niedrige Dorngesträuche bedecken ihn, und dienen den Kameelen zum Futter; wo nur irgend die hervorbringende Kraft der Natur rege werden und sich entwickeln kann, wächst Gras, das die Viehheerden der Bewohner nährt. Unter den Dornstauden ist die Staude Algul eine der merkwürdigsten, weil von ihr das Manna ausschwitzt.

Fruchtbar sind die wasserreichern Gegenden in der Wüste, nahe dem Euphrat: dort sind die Weideplätze kostbar; dort erheben sich Palmen, Tamarisken, Cypressen, wilde Kirschen, und in den fruchtbarsten Lagen gedeihen ohne Pflege Citronen, Pommeranzen, Granatäpfel, Feigen, Oliven, Trauben.

Am häufigsten zeigen sich unter den vierfüßigen Thieren des Landes die Gazallen und die Pharaons-Katze, seltner Löwen, Tiger, wilde Esel, Wölfe, Hyänen, Schakals. Auch Strauße hat man unter den Vögeln, welche in der Wüste beobachtet wurden, bemerkt.

Von der frühesten Jugend an wird der Beduine diesen Eigenthümlichkeiten seines Landes gemäß erzogen; sein Körper wird abgehärtet, er muß Durst und Hunger gelassen ertragen lernen; die altväterlichen Waffen, Bogen und Pfeile, den Degen und Dolch, und vor allem andern die Lanze, welche bisweilen zehn Fuß lang ist, zu führen wissen, und seine Heerde pflegen und beschützen; diese Fertigkeiten sind es, die ihn zum Herrn des Landes machen, das er bewohnt. Von dem Knabenalter an ist er zu Pferde, und niemand reitet kühner, gewandter als er: selbst seine Spiele sind Uebungen für das reifere Alter, welche ihn dem Zweck seines männlichen Lebens näher führen; er springt, läuft, ringt, und der Jüngling legt nicht einmal beym Tanze seinen Speer aus der Hand, denn sein Tanz selbst ahmt Kampf und Gefecht nach.

Er hat eine Heimath, woraus ihn noch kein Eroberer zu verdrängen, worin ihn noch nie ein Sieger unterjochen konnte, und dieses Eigenthum des Landes ist sein Stolz, den der Großvater schon früh auf Enkel und Enkelinnen vererbt, und womit er jedem, der nicht seines Stammes ist, lästig wird. Das ganze Volk theilt sich in Stämme, und jeder Stamm hält auf das innigste zusammen, folgt seinem Stammsführer, oder Schech, wovon mehrere unter einem Emir stehen, überall hin, und wird nach Patriarchensitte von ihm geleitet.

Kameele, Dromedare, Pferde, Kühe, Ochsen, Schafe, Ziegen machen den Reichthum der Beduinen aus, und mancher besitzt eine große Anzahl von diesen nützlichen Hausthieren. Sie sind es, die ihn und seine Familie nähren und kleiden, und selbst sein Haus nimmt er von ihnen. Zu der Familie eines Beduinen gehören oft mehrere Frauen, (denn viele Weiber gehören zur Landessitte,) viele Kinder, und Sklaven, die er auf Streifzügen gemacht hat. Wer nicht zu seinem Volke, oder Stamme gehört, ist sein Feind, wenn er nicht Schutz sucht, und durch Bezahlung eines Tributes erhält. Daher ist der Beduine ein eben so rascher Krieger, als ein emsiger Hirt, und, überall auf seinen Ebnen von dem flüchtigsten Pferd umhergetragen, gleich bereit die Hyäne, oder den Wolf von dem Raub seiner Heerden abzuwehren, als den reisenden Kaufmann anzufallen, auszuplündern und zum Sklaven zu machen. Ist der Weidefleck vom Vieh abgegras't, wird der Gewinn aus dem Stegreif sparsamer, so zieht der Stamm von dannen, und sucht andre Stellen, wo wieder Wasser und Weide zu finden ist. Der neugewählte Platz ist dann noch nicht bekannt, und unwissende Reisende fallen den Laurern in die Hände.

Zu einer solchen Lebensweise gehört ein Haus, oder Zelt, wie es meine Leser auf der zweyten Tafel No. 5. erblicken; ein Zelt, niedrig, aber lang, meisten Theils in der Mitte, der Länge nach, mit einer Scheidewand versehen, und von einem großen Stück Tuch gedeckt, das aus schwarzen Ziegenhaaren von dem weiblichen Theil der Beduinen verfertigt wird. In der einen Abtheilung wohnen die Frauen und Mädchen, in der andern der Besitzer. Die Sklaven liegen bey der Heerde. Das Geräthe ist sehr einfach. Stühle, Tische, Kommoden sind wandernden Hirtenvölkern selten

bekannt: was nicht zum höchsten Bedürfniß gehört, wird aus der Haushaltung verwiesen, denn es beschwert die Lastthiere, erschwert das Aufbrechen von einem Ort zum andern, und entzieht nöthigeren Gegenständen den Raum. Diese bestehen in ledernen Schläuchen, um Wasser einzusammeln, in Säcken mit Korn, Reis und andern Vorräthen, in kupfernen und steinernen Töpfen, in einigen Platten zum Brodbacken, Kaffeekesseln, und vorzüglich in einer Handmühle, um Mehl zu bereiten. Einige Säcke dienen zur Aufbewahrung der Kleider.

An der dem Winde entgegen gesetzten Seite ist jedes Zelt der ganzen Länge nach geöffnet, und da der Wind in Arabien viele Monate lang nicht ändert, so wird selten eine Verwandlung des Eingangs nothwendig. Der ganze Stamm wohnt stets beysammen, das Zelt, oder, (wenn er reich und vornehm ist) die Zelter des Oberhauptes stehen in der Mitte, und werden überall, wo es nur immer der Boden zuläßt, in einem Kreise von den Zeltern der Gemeinen umgeben. Viele Hunde sind abgerichtet, die ganze Nacht hindurch die Runde um den äußern Bezirk zu halten, und für die Sicherheit der Horde zu wachen.

Am Tage sind von den männlichen Bewohnern nicht viele zu Hause, sie treibt Jagd und Lust am Krieg und Raub hinaus, und so durchstreifen sie zu Pferd, das kurze Schwerd sehr hoch an der Seite tragend, die mächtige Lanze auf der Schulter, alle Gegenden, wo sie Beute wittern. Ihr Angriff ist geflügelt, aber nicht ausdauernd; herzhafte Gegenwehr, besonders von einer Anzahl wohlbewaffneter Europäer schreckt sie schnell und wirft sie zurück. Nicht sowohl tödten ist ihre Absicht, als plündern, und nur alsdann möchte der Ueberwundene in Gefahr seyn, nach der Plünderung ermordet

zu werden, wenn seine muthvolle Vertheidigung mehreren Beduinen das Leben gekostet hätte. Aber einzeln ist der Beduine kein Räuber, der ganze Stamm kämpft, raubt, ohne zu wähnen, es sey Unrecht. Er lebt in offnem Kriege mit allen Fremden, verlangt, sie sollen seinen Schutz suchen, sein Gebiet nicht ohne Tribut durchziehen, und nimmt nun alles, wo er bey gehöriger Vorsicht mit einer Abgabe zufrieden gewesen wäre. In der Horde selbst beraubt keiner den andern; nicht in Städten und Dörfern stiehlt auch der ärmste Beduine: aber in Masse, unter seinem Emir, oder Schech ist er ein gefährlicher Plünderer.

Während die Männer ihr ruheleeres Leben umhertreibt, steten Gefahren preis gegeben; während andre, besonders Knechte, die Heerden hüten, pflegen, melken, u. dgl. sitzen die Weiber und Mädchen im Zelte, auf dem Boden mit der Wartung der Kinder, mit Besorgung des Hauswesens beschäftigt. Sie mahlen, mühsam genug, Korn auf kleinen Handmühlen, spinnen Kameel- und Schafwolle und Ziegenhaare, und weben daraus Tücher, woraus andre die nöthigen Kleider und Decken verfertigen. Auch die Vornehmsten sind nicht von der Pflicht frey, an diesen Hausarbeiten Theil zu nehmen, wovon einige schwer und belästigend sind. Auch ist ihnen die Bereitung des Brodes, die Besorgung des Geflügels, der Hühner und Tauben, übergeben.

Das Brod ist ein dünner Knochen, ohne Sauerteig, einen Finger dick, und kaum länger als einige Tage genießbar. Es wird auf eine sehr einfache Art gebacken. Man erhitzt den Boden durch Feuer, reinigt ihn ein wenig, legt sodann den Teig auf die heiße Stelle, und streut Kohlen und Asche darüber: andre

unterhalten Feuer unter einem großen umgestürzten steinernen Krug, legen den Teig oben auf, und backen ihn so bey einem Feuer von getrocknetem Kuhmist. Reichere haben kupferne hohl stehende Platten, auf welche die Brode gelegt werden und backen, während unten ein Feuer unterhalten wird.

Die Beduinen sind sehr einfach in ihrer Kost und sehr mäßig, obgleich ihren Gerichten die Mannichfaltigkeit nicht fehlt. Sie bestehen aus Milch, Käse, Honig, Reis, Hülsenfrüchten und aus Fleisch von Kameelen, Kühen, Ziegen, Schafen, Hühnern, Tauben, und in einigen Gegenden auch aus Fischen. Ihr Getränk ist Wasser und Kaffee, der dort einheimisch ist. Sie essen und trinken wenig, und verweilen nie lange bey der Mahlzeit.

Zwar sind es Räuber, diese kriegerischen Hirten, aber dennoch nicht grausam, und selbst gegen diejenigen menschlich, die das Joch der Sklaverey drückt. Ich darf es nicht mit Stillschweigen übergehen, was selbst der neueste Beobachter dieser Araber, De Non, welcher im Gefolge der französischen Heere in Aegypten war, von ihnen, die er nicht liebt, sagt, und durch ein Beyspiel belegt. Ein Stammsoberhaupt hatte einen französischen Offizier zum Gefangenen gemacht, und in die Reihe seiner Sklaven gestellt. Nie quälte er ihn, nie belud er ihn mit allzu großer Arbeit: das Loos des Gefangenen war leidlich. Aber jetzt wurde die ganze Horde von den Franzosen überfallen, alles geplündert, alles zerstreut; der vorher reiche Emir entfloh kaum noch mit seinem französischen Sklaven. Sie irren in der Wüste umher und hungern: am zweyten Tage ihrer Flucht zieht der Beduine ein Brod unter dem Kleide hervor, und theilt es mit dem Sklaven;

„ich weiß nicht," sagte er, „wenn wir wieder eines zu essen bekommen, aber niemand wird mich tadeln, daß ich es mit einem Feinde theile, den ich mir durch gute Behandlung mehr als durch meine Gewalt zu eigen gemacht habe.

Wer sich den Schutz und die Freundschaft eines Beduinen erworben hat, findet an ihm den redlichsten Gefährten, voll Treue und Diensteifer, und durch ihn wird er Freund und Bruder des ganzen Stammes, und aller, die mit diesem Stamm in Frieden leben. Unterschied in religiösen Meinungen hat keinen Einfluß auf die Gesinnungen des Beduinen gegen andre: er selbst ist Anhänger des Muhamed, aber sein Schützling sey Christ, Jude oder Muhamedaner, er wird ihn treu zu bewahren suchen, und nie kränken. Er ist sehr gastfrey: ist das Mittagsessen bereitet, so nimmt jeder Anwesende Theil daran, er gehöre zur Familie, oder sey Fremdling. Gegebenes Wort ist dem Beduinen heilig: nur in seiner Rache bey Beleidigungen kennt er keine Grenzen, und ein Mord, an einem Mitglied seines Stammes, seiner Familie verübt, wird auf das furchtbarste an den Urhebern, bis auf ihre entferntesten Angehörigen geahndet, und so lange, bis wieder Blut fließt, ist an keine Aussöhnung zu denken.

Wer auf Reisen in der Wüste Beduinen antrifft, eilt ihre Zelter so bald als möglich zu erreichen, und um Schutz zu bitten; ist er ganz nahe gekommen, so wird ihm eine freundliche, gastfreye Aufnahme nie verweigert. Aber dennoch hat selbst die Ertheilung des Schutzes den Schein einer kriegerischen Unternehmung. Aus dem friedlichen Lager sprengen mehrere Krieger zu Pferd mit eingesenkter Lanze hervor, die Ankommenden steigen von ihren Kameelen, und eilen, ebenfalls mit

der Lanze bewaffnet, den Streitern entgegen. Man mengt sich, wie zum Kampfe, unter einander, und beyde Theile erheben ein großes Geschrey. Aber damit ist es nicht böse gemeint; man geht zusammen ins Lager, und alles ist wieder ruhig.

Im Zelte ist die hinterste Stelle die vornehmste: sie wird dem Gaste eingeräumt.

Zu den häuslichen Arbeiten des weiblichen Theiles dieser Stämme gehört auch die Verfertigung künstlicher wollener Teppiche von bunter Farbe, welche oft so schön sind, daß sie einer europäischen Fabrike Ehre machen würden. Diese und der Ueberfluß an Vieh, besonders an jungen Kameelen, sind Gegenstände des Tauschhandels der Beduinen mit andern Völkern, die ihnen dafür Getreide, Datteln, Reis, Waffen und andre Nothwendigkeiten zuführen. Gewöhnliche Eisenwaaren schmieden sie selbst; aber der gänzliche Mangel an Holz und Kohlen zur Heizung des nöthigen Schmiedeofens erschwert dergleichen Arbeiten. Man bereitet Kohlen aus Distelwurzeln, und brennt, statt Holz, getrockneten Kameel- und Kuhmist. Der Blasebalg in dem Schmiedezelt ist eben so einfach, als der Meister und der Ofen, woran jener arbeitet. Vier Felle, in Form von Blasen, mit einer kleinen Oeffnung, werden von zwey Kindern zusammengedrückt, und dienen gut genug als Blasebalg, welcher, wenn er unsern Blasebälgen ähnlich wäre, große Vorrichtungen und vielen Raum bey den Wanderungen erfordern würde. So weiß der Mensch sich zu helfen, und kann er seine durchdachten Zwecke nicht auf die leichteste Art erreichen, so sind ihm auch beschwerlichere Mittel willkommen.

Die älterliche Liebe ist bey diesen Volksstämmen

groß und ehrenwerth: ihre Kinder sind ihnen sehr am Herzen, und sie sind sogar so stolz auf den Besitz derselben, daß Vater und Mutter ihre bisher geführten Namen, nach der Geburt des ersten Sohnes, abzulegen, und sich mit dem Namen dieses Neuankömmlings zu bezeichnen pflegen. Hasan heißt nicht mehr Hasan, sondern er nennt sich den Vater des Ali, wenn er seinem Sohn diesen Namen gab. Von da an pflegt er auch des männlichen Bartes noch sorgfältiger, um ihn größer und sich dadurch ehrwürdiger zu machen. auch unterscheidet sich jeder Stamm von dem andern durch den Namen eines alten Stammvaters, von welchem sich jedes einzelne Mitglied Sohn nennt. Daraus entsteht ein schönes Band, denn jeder ist Bruder des andern.

Von allen Beobachtern wird es als ein interessanter Anblick geschildert, einen Beduinenstamm auf seiner Wanderung zu einem neuen Weideplatz zu finden. Große Heerden bezeichnen von weitem die Annäherung des Zuges. Voraus reiten einige Krieger mit Lanzen bewehrt. Es folgen Kameele und Dromedare, mit Zeltdecken, Zeltstangen, Haushaltungs-Geräthen, und zahmen Hühnern, Fasanen und Tauben beladen. Diese fliegen alle selbst auf den Rücken der Lastthiere, sobald das erste Zeichen zum Aufbruch gegeben wird, und bleiben ruhig sitzen. Durch ihr Geschrey geben sie ihre Verwunderung über diesen sonderbaren Standpunkt zu erkennen. Weiber und Kinder sind auf Kameele gepackt, und ihr Gespräch und Geschrey ertönt in sonderbarer Mischung mit dem durchdringenden Rufen, Schreyen, Blöcken, Wiehern, Bellen so vieler Thiere, woraus die Heerden bestehen.

Von ihren Kindern umgeben sitzt das Weib oft

in nicht geringer Verlegenheit, wie sie solche bewahren, ihr Weinen stillen, ihre Klagen besänftigen, ihre Balgereyen schlichten soll. Rüstige Knaben gehen zu Fuß neben den Vätern her, helfen die Heerde antreiben. Manche Weiber setzen auch auf den Kameelen ihre angefangenen Arbeiten fort, stricken, spinnen mahlen Korn auf der Handmühle. Dieser ganze, große, bunte Haufe ist mit Männern zu Pferd, mit langen Speeren bewaffnet, umgeben, ihre rauhe Stimme mischt sich in die Töne der übrigen neben ihnen wandelnden Geschöpfe: ein Theil sucht Ordnung im Zuge zu erhalten, oder herzustellen, ein andrer zieht eine Art von Schutzwehr um die wandelnde Stadt, und belauert die Fernen, um Gefahr zu erforschen, stets gerüstet, sie muthig und männlich abzuwehren. Wird der Zug von Feinden angegriffen, so drängt man die Heerden enge zusammen, und wer waffenfähig ist, rennt hervor, und folgt dem Wink des Stamms-Oberhauptes, das die geordneten Reihen rasch dem Angreifenden entgegen führt.

Bey dem neuen Weideplatze, der oft mehrere Tagereisen vom vorigen entfernt liegt, wird die leichte Stadt wieder errichtet, die Zelter umgeben wieder im Kreis das Zelt des Schechs, es werden Brunnen gegraben, die ohne Einfassung und nur sechs Fuß tief sind, und alles geht wieder im alten Gleise.

Daß bey dieser unstäten, rohen Lebensweise die Erziehung der Kinder nicht gewinnen könne, ist leicht einzusehen, und in Wahrheit, der Beduine kümmert sich sehr wenig um die geistige Ausbildung derselben. Die Knaben, welche bis in ihr fünftes Jahr unter der Obsorge der Mütter bleiben, treten von diesem Zeitpunkt an, dem Vater näher, sind fast immer um ihn,

und theilen seine Verrichtungen, so bald sie Kräfte dazu haben. Von diesem anhaltenden, fast ununterbrochenen Verweilen unter den Augen des Vaters rührt ein ernsthaftes, gesetztes Benehmen her, welches bey den Söhnen schon in früher Jugend bemerkt wird und ihnen stets eigen bleibt. Die Töchter, zur Dienstbarkeit durch ihr Geschlecht schon bestimmt, lernen von ihren Müttern die Geschäfte des Hauswesens führen, und gehorchen; die Frau gehört dem Manne als Eigenthum; er kauft seine Braut, und hat nach den Grundsätzen der muhamedanischen Religion, das Recht mehrere Frauen zu haben.

Zu den Verrichtungen der Frau gehört bey den Beduinen auch die Besorgung und Heilung der Kranken. Bey einer äußerst mäßigen Lebensart und einfachen Kost gibt es wenige Kranke unter diesen Hirtenstämmen, und Hausmittel sind meistens von schnellen Erfolg; leicht versieht unter solchen Umständen die besorgte Hausfrau die Stelle des Arztes, der in Arabien gewöhnlich nichts versteht, und nicht geachtet wird. Die Mutter impft auch ihren Kindern die Pocken ohne Unterweisung ein, und ritzt oft nur die Haut des kleinen Armes mit einem Dorn, um das Gift durch die verursachte Wunde mitzutheilen.

Als Anhänger der Lehre des Muhamed lassen die Beduinen ihre Knaben beschneiden, aber nicht eher, als bis sie schon verständig sind. Alljährlich wird ein Tag bestimmt, um die Beschneidung feyerlich an einer Anzahl Knaben, welche das erforderliche Alter erreicht haben, vorzunehmen. Jeder Vater bringt seinen Sohn selbst in die Versammlung, und setzt ihn, wenn die Reihe an ihn kommt, auf seine Knie, damit der Barbier desto sicherer verfahren, und der Knabe, vom Va-

ter gehalten, nicht widerstreben kann. Alle Freunde und Verwandte sind dabey im Zelte versammelt. Man steckt den Knaben Honig und Zuckerwerk in den Mund, um sie angenehm zu zerstreuen, und läßt die Trommel laut werden, damit niemand das Geschrey der Leidenden höre. Die Knaben sind auf das beste gekleidet, und erhalten kleine Geschenke, um den Schmerz zu vergessen. Die anwesenden Freunde und Verwandte wünschen den Vätern Glück, und ein Schmaus endigt das Fest.

Muhamed befiehlt seinen Glaubensgenossen häufige Gebete und viele Fasten; die Beduinen folgen diesem Gebote streng, nur weit zwangloser, als die Türken. Im Lager ist keine Moschee und auch kein Zelt, welches statt dieser dienen könnte. Jeder betet, wann und wo er will: es ist niemand, der zum Gebet zusammen ruft. Nur im Monat Ramadan, wo bey den Muhamedanern große Fasten eintreten, lassen die Stamms-Oberhäupter in der Mitte des Lagers Teppiche ausbreiten, und beten gemeinschaftlich mit dem Volke. Ist ein Gelehrter gegenwärtig, so versieht er die Stelle eines Imans oder Priester, und ermahnt das Volk. Bey wichtigen Ereignissen bringt der Beduine der Gottheit ein Opfer. Auch damit ist er an keinen besondern Ort gebunden: es sey im Zelte, oder im Freyen, so besteht das Opfer darin, daß Ochsen oder Schafe, während eines Gebetes, geschlachtet werden. Man zieht die Haut ab, und theilt den Armen das Fleisch aus.

Bey der Verheirathung sind auch bey den Beduinen mehrere Eigenthümlichkeiten bemerkbar. Da die beduinischen Frauen und Mädchen stets verschleyert gehen, so fällt es einem jungen Manne schwer, sich eine Braut auszuwählen, von deren Schönheit er sich durch den Anblick überzeugen kann. Er sieht ihren Wuchs,

Anstand, hört auch wohl ihre Stimme, aber das Gesicht bleibt ihm verborgen. Oft nimmt er daher zur List seine Zuflucht, und versteckt sich hinter einem Gebüsche am Wasserplatze, wo die Mädchen gewöhnlich den Schleyer lüften, und zusammen plaudern. Oft auch verbirgt sich der Ehelustige in das Zelt von einer Verwandtinn, die das Mädchen mit ihrer Mutter einladet, und so Gelegenheit gibt, daß jener sie sehen kann. Er läßt sie nun von ihrem Vater zur Ehe begehren. Einer seiner Verwandten übernimmt die Stelle des Brautwerbers. Diese muß gekauft werden; ein wohlhabender Mann läßt fünfzig Schafe, oder sechs Kameele, oder zwölf Kühe bieten: ein armer etwa ein Füllen, oder ein Mutterpferd. Ist der Handel geschlossen, so wird er bey armen Leuten vor Zeugen bestätigt, bey reichen schriftlich verfaßt und unterschrieben. Die Aeltern der Neuverlobten bringen den Tag festlich hin.

Am Tage der Hochzeit wird die Braut von ihren Verwandten und Freundinnen aus dem Lager in das nächste Dorf begleitet, wo eine Badestube ist; dort wird sie gebadet und in ihre besten Kleider gekleidet; man beräuchert ihr Haar mit wohlriechenden Harzen, färbt die Augenlieder und Augenbraunen schwarz, bestreicht das Gesicht mit einer Salbe, und streut nun fein geriebene Farbe mit Goldsand darauf; man mahlt die Nägel roth, und verziert den ganzen Leib mit Schnörkeln, welche mit einer Art von Tinte gemacht werden, und Blumen, Brunnen, Zelte, Bäume, Gazellen u. dergl. vorstellen sollen. Goldne und silberne Ringe, Spangen, Münzen, werden nicht gespart, die Braut wird mit allem behängt, was glänzt und prunkt, auf ein Kameel, oder Mutterpferd gesetzt, dessen Decke Laub- und Blumengewinde zieren, und so an den Ort

geführt, wo das Hochzeitfest gefeyert werden soll. Die Gefährtinnen singen das Lob der Braut und die guten Hoffnungen der Zukunft.

Der Bräutigam wird von den Männern in ein Bad geführt, mit seinen besten Kleidern geschmückt und zu Pferd der Braut zugeführt. Aber still und ernsthaft wandelt dieser Zug, denn der Beduine wird selbst in seiner Freude nie laut. An dem zur Hochzeit bestimmten Ort nehmen die Männer ein Zelt, die Weiber ein andres ein, und erfreuen sich mit Speisen und Getränken. Ruhe und sittliche Freude herrscht auch hier im Zelte der Männer, indeß das andre von lautem Jubel, Gesang, Tanz, und von dem Lerm einer Trommel ertönt, welche den Tanzenden den Takt gibt. So kommt unter Jubel der Abend. Nun geht der Bräutigam in das hochzeitliche Zelt, allein, und erwartet sitzend seine Braut, sie wird ihm von den Weibern zugeführt. Er sieht sie an und bleibt stumm: auch die Braut spricht nicht. Endlich wirft sich die Braut vor dem Bräutigam auf ein Knie nieder, und dieser legt ihr eine Gold- oder Silbermünze auf die Stirn. Die Weiber treten nun mit ihr ab, kleiden sie anders an, und wiederholen den Besuch bey dem Bräutigam, der sich stets auf die nämliche Art beträgt. Erst bey dem dritten Besuche steht er auf und umarmt seine Geliebte. Die ganze Nacht hindurch und den folgenden Tag dauert das frohe Fest, an welchem alle Verwandte Theil nehmen, ausgenommen den Vater der Braut, der am Abend hinweg geht.

Den Weibern der Beduinen steht niemand bey der Geburt eines Kindes bey, das freye Feld, oder ihr Zelt ist der Ort der Entbindung, und wenige Minuten nachher tragen sie ihr Kind an die nächste

Quelle, um es zu waschen. Bisweilen in eine kleine Windel gewickelt, oft aber nackend wird der Säugling auf eine Matte gelegt, die ihm statt der Wiege dient, und wo er Freyheit und Raum hat, sich zu bewegen.

Die Beduinen sind sehr eifersüchtig auf den unbescholtnen Ruf ihrer Familie, und rächen eine Beleidigung von dieser Art sehr hart. Man hat Beyspiele gesehen, daß Väter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern tödteten, weil sie ihre Unschuld verloren, und dadurch ihre Familie entehrt hatten. Kein Beduine spricht leicht von seiner Frau, oder seinen Töchtern; kein andrer fragt nach ihnen, als etwa in dem Ausdruck: was macht dein Haus und die darin wohnen? Und eben so erwiedert auch der Befragte: mein Haus und die darin wohnen befinden sich wohl. Ueberhaupt ist nichts anständiger, sittlicher, abgemessener, als die Gespräche der Beduinen bey ihren Zusammenkünften. Nie verläumden sie, und sprechen nur von wirklich Lasterhaften böse; sie sind sehr höflich, sehr nachsichtig gegen Fremde, und widersprechen selbst einer offenen Lüge niemals.

Eine besondere Achtung hat der Beduine für Salz und Brod. Bittet er einen Bekannten, der bey ihm speis't, um einen Dienst, so wird er gewisse Gewährung seiner Bitte erwarten, wenn er hinzufügt; willfahre mir um des Salzes und Brodes willen, das zwischen uns ist! Streitigkeiten, die bis zu Schimpfwörtern und Schlägen führen, sind sehr selten unter ihnen. Da sie sich nie betrinken, so fällt eine häufige Veranlassung zu Zänkereyen hinweg. Nur die Blutrache ist durch nichts als Blut zu versöhnen. Sie warten oft lange auf die rechte Gelegenheit, Rache

an dem Mörder eines Verwandten, oder an seiner Familie zu nehmen.

Der Gruß der Beduinen ist: Friede mit dir! Beyde Theile reichen sich wiederholt die Hand, stoßen die rechte Seite des Kopfes öfters an einander, küssen sich den Bart, und fragen oft: wie lebst du? Wie befindet sich dein Haus, und was darin ist? Wie leben deine Kameele, Pferde, Ochsen, Schafe u. s. w. selbst die Hunde nicht zu vergessen.

Zu den Zeltgenossen des Beduinen gehört gewöhnlich auch sein liebstes Mutterpferd mit dem Füllen, denn mit beyden geht er um, wie mit seinen Kindern. Und in der That, es giebt unter der prächtigen arabischen Pferde-Race Mutterpferde von so ausgezeichneten guten Eigenschaften, daß sie eine Art von inniger Theilnahme und Vertrauen wohl zu verdienen scheinen. Drey Tage und drey Nächte trug bisweilen ein solches Pferd seinen Herrn auf der Flucht, ohne Futter, oft sogar ohne Wasser zu bekommen. Im Zelte gehen sie so behutsam umher, und treten so sorgfältig auf, daß kein Kind von ihren Schritten beschädigt werden kann. Auf dem Bauch, am Halse des guten zahmen Thieres liegen und schlafen die Kinder ohne Gefahr: es regt sich nicht, gleichsam aus Furcht die Schlafenden zu beunruhigen. Die ganze Familie liebkos't es, und niemand schlägt oder mißhandelt ein solches Pferd: man spricht mit ihm, und es scheint den Menschen zu verstehen. Der Beduine gewöhnt sein Pferd an die Lanze, und sobald er diese in die Erde steckt, darf er sicher seyn, daß das Pferd, unangebunden, dennoch die Stelle nicht verläßt, sondern beständig um die Lanze hergeht. Mancher Beduine konnte um keinen Preis vermogt wer-

den, sein Mutterpferd zu verkaufen. Reisende haben uns bisweilen die Gespräche aufgezeichnet, welche Beduinen mit dergleichen Lieblingspferden hielten. Sie umarmten sie, trockneten ihnen mit ihrem Schnupftuch die Augen und segneten sie feyerlich. „Mein Augapfel, meine Liebe, mein Herz, dich soll ich verkaufen? Ich bin ein armer, unglücklicher Mann, du weißt es, meine Gazelle, mein Schätzchen; ich erzog dich in meinem Hause, wie meine Tochter, schlug dich niemals, zankte nie mit dir, und sollte dich nun von mir lassen! Gott erhalte dich, du gutes, schönes, liebenswürdiges Thier!"

Von den Eigenheiten der Beduinen in ihrer Haushaltung betreffen einige noch die Art zu speisen, die ich nicht unberührt lassen darf. Der Tisch ist ein rundes Leder, das auf der Wanderung auch als Sack dient, denn es kann durch Schnüren zusammen gezogen werden. Er liegt platt auf der Erde, und rund um ihn her setzen sich die Gäste, so daß die Schulter des einen gegen die Brust des andern gekehrt ist. Jeder wendet die rechte Hand gegen die Schüssel, und stützt sich mit der Linken. Aus der hohlen Hand wird die Suppe gegessen: den Pilau ergreifen und ballen die Gäste mit der Hand, und stopfen den ganzen Mund damit voll. Dieses Gericht besteht aus Reis, der eine kurze Zeit in Fleischbrühe, mit Safran, Rosinen, Erbsen und gehackten Zwiebeln gekocht wird, doch nicht so, daß er aufspringt. Man läßt ihn wohl verdeckt abkühlen und aufquellen. Es wird Butter drüber gegossen, auch wohl Zucker hinzugefügt, und die ganze Masse in Form einer Pyramide in einer Schüssel aufgetragen. Hat ein armer Beduine keinen Leuchter, wenn er mit seinen Freunden das Abendessen verzehrt, so steckt er das Licht auf die

Spitze des Pilau, ohne durch den abfließenden Talg den Appetit zu verderben. Bleibt vom Pilau etwas an der Hand oder an dem Barte hängen, so schüttelt es der Gast ohne Umstände in die Schüssel ab. Wer satt ist, steht auf und macht andern Platz, die noch nicht beykommen konnten, und indessen gewartet haben. Die letzten leeren die Schüsseln und tragen sie ab.

Die vorzüglichsten Zeitvertreibe der Beduinen sind Jagd, Reiten und militärische Uebungen zu Pferd. Ohne Karten und Würfel zu kennen, haben sie einige kleine Spiele mit Bohnen und Steinchen, aber sie spielen nie um Geld oder etwas anderes. Die Weiber belustigen sich bey Zusammenkünften mit Gesang, Musik und Erzählungen.

Einfach und Geräuschlos ist auch das Benehmen eines Beduinen bey dem Tode seines Freundes oder Verwandten, und sehr einfach die Art der Beerdigung.

Der Todte wird gewaschen, in ein Tuch eingenäht, und von vier oder sechs Männern auf einer Bahre zu dem Begräbnißplatze getragen, der stets entfernt vom Lager etwas erhaben liegt. Das Grab ist eine Grube, die den Leichnam faßt, und mit Erde und großen Steinen wohl überdeckt wird, damit Raubthiere nicht nachgraben können. Kein Beduine beweint einen Todten: „seine Stunde ist gekommen,“ sagt er, „Gott erwies ihm Barmherzigkeit, und im Paradiese seh' ich ihn wieder!“ Desto lauter sind die Klagen der Weiber, die der Leiche folgen: sie schreyen, zerkratzen, zerraufen sich, und sehen Rasenden ähnlich. Nach Muhameds Lehre dürfen sie das Paradies nicht betreten, und also ihre Freunde jen-

seits nicht wieder sehen. Andre, die dem Verstorbenen nicht verwandt waren, und nur der Ehre wegen mitgehen, sind stiller, weinen und rühmen jenen in Gesängen. Ein Trauermahl im Zelte der Leidtragenden endet am Abend die ganze Todtenfeyer.

Auf der Tafel II. deutet No. 5. auf die Ansicht des dort dargestellten Beduinenzeltes, 6. bezeichnet eine Zeltgenossinn, die mit der Handmühle beschäftigt ist; 7. einen Beduinen in seiner Rüstung; 8. ein Mädchen, das Wasser zu schöpfen ausgegangen ist, und den Schleyer fallen ließ; 9. eine verschleyerte Frau, die ihr Kind auf eine eigne, bey jenen Hirtinnen übliche, Art mit sich schleppt.

Taf. III.

Gebräuche und Sitten eines Santons in Aegypten.

Taf. III. Fig. 10—12.

Der Beobachter erstaunt über die mannichfaltige Weise, durch welche die verschiedensten Völker des Erdbodens, unter so sehr verschiednen Himmelsstrichen, einen und denselben Zweck, häusliches Wohlbefinden zu erreichen bemüht sind. Der Polar-Mensch wie der Bewohner glühender Zonen baut, gräbt, errichtet sich das, was er sein Haus nennt, und worin er sich selbst auf die möglichst bequemste Art anzugehören sucht: er ist Gatte und Vater, und wirksam als dieser, duldet, genießt, freut sich und trauert; der Beobachter sieht sein Streben und Handeln, es sey auch noch so beschränkt in der Wirkung auf das Ganze, und lernt den Menschen in ihm ehren und lieben. Aber er erschrickt bey dem Gedanken, daß er doch irgendwo auf Menschen ähnliche Geschöpfe trifft, denen jener Sinn für ein eignes Hauswesen gänzlich fehlt. So ein Geschöpf habe ich auf der dritten Tafel No. 11. abgebildet. Es ist ein Santon in Aegypten, ein Einsiedler-Mönch, der sich aus Wahn, höher als andre sich zu erheben, unter die allerelendesten herunter setzt.

Auch bey den Muhamedanern gibt es Mönche, die scheinen wollen, was sie nicht, oder höchst selten sind, keusch, gelehrt, Denker, Weise. Das Gute haben sie, daß jeder den Charakter, welchen er zu behaupten sucht, durch ein äußeres Kennzeichen kund macht. Der

Gelehrte trägt Schreibfedern am Turban oder was es sonst ist, womit er den Kopf deckt; wer das Gelübde der Armuth gethan hat, trägt ein Kleid von bunten Lappen kümmerlich zusammen geheftet: der andre, mit großen Ringen in den Ohren, bezeugt öffentlich, er gehöre den Geistern an, die ihm Geheimnisse zuflistern; und jene Ketten an Hals, Armen und Beinen bedeuten, der Betrüger der sie schleppt, stehe im Umgang mit heftigen Geistern, die ihn leiten und treiben, und ihn lehren Wunder zu thun, und in die Zukunft zu blicken.

Der hier Abgebildete ist ein Santon der elendesten Klasse. Nackend, bis zum Abscheu und Eckel, sitzt er ganze Tage, und gibt sein abgezehrtes Geripp den Strahlen der Sonne preis: er hat kein Gewand und will keines haben; er gehört niemand an; es ist niemand, für den er sich erheitere, kleide, reinige, für den er arbeite und in dessen Glück er sein eignes begründe: ihn nährt der Aberglaube, ihm geben Beeren und Feldfrüchte und noch weit schlechtere Nahrungsmittel Sättigung, er ist höchst elend und stolz auf sein Elend. Er hat keine Geräthschaften; der ganz Nackende genießt den Thieren gleich die Speisen, die ihm entweder als Almosen zufließen, oder die ihm unter einem warmen Himmel die Natur selbst auftischt: die hohle Hand ist seine Trinkschale, die Finger benutzt er statt Gabel und Messer. Er hat kein Zelt, kein Haus, keine Hütte: die Erde ist sein Bette Jenes Gebäude No. 10. im Mittelgrunde des Blattes errichtete vielleicht kindliche Liebe und Dankbarkeit einem Vater, einem Freund; es ist ein arabisches Grabmal, öde und einsam: aber dieser Santon findet seine Lagerstelle darin, und entweiht es durch sein Nahesеyn.

Gebräuche und Sitten eines Nubiers.

Taf. III. Fig. 12—16.

Nubien grenzt westwärts an Nigritien, südwärts an Abissinien, oder Habesh, ostwärts an den arabischen Meerbusen. Es liegt zu beyden Seiten des Nils, und wird von Aegypten durch eine ungeheure Wüste getrennt, welche nach den neuesten Beobachtungen zu den gefährlichsten gehört, die man sich denken kann. Eine Reise durch diese Wüste dauert mehrere Monate, und jeder Tag erneuert die Gefahren derselben. Man kann von Kahira, der Hauptstadt Aegyptens, bis nach Sennaar, der Hauptstadt des Landes, an tausend englische Meilen rechnen. Unerträglich heiß, unangebaut, keines Anbaues fähig, verlassen, gleichsam vermieden von allem, was Leben hat, häufig ganz kahl, kiesig, felsig, mit Sand überlegt ist dieser ungeheure Erdstrich; nicht eine fortdauernde Ebene, oft durch eben so kahle Felsengebirge unterbrochen. Wird da und dort etwas Grün sichtbar, so besteht es aus eckelhaft bittern Pflanzen, die weder Menschen noch Thiere nähren können. Das Wasser ist meistens unrein, salzig, ein Aufenthalt der häßlichsten Würmer und Insekten. Der Wind weht todbringend, stört den Sand auf, und dieser fällt über ganze Karavanen her und verschüttet sie. Die Kameele sterben vor Durst, und überall liegen die schauerlichen Ueberreste davon, dem Wandrer ein trauriges Bild seiner eignen Gefahr. Und doch wagt sich der kühne Mensch durch diese öden Flächen hindurch, um seinen

Durst nach Kenntnissen zu stillen, und die Naturgeschenke des einen Landes dem andern, das sie entbehrt, zuzuführen.

Nubien selbst hat, untermischt mit dürren, verbrannten Lagen, auch fruchtbare Gegenden, besonders an den beyden Ufern des Nils, dessen steigendes Gewässer die Bewohner auf die nahen Felder leiten, und sie dadurch fruchtbarer machen. Der Regen hält nicht eine feste Zeitperiode, wie in andern Gegenden von Afrika, und bleibt er aus, so ist Noth allgemein. Schwillt der Nil gehörig an, und erfolgt Regen im September, so ist das Bauland reich an Weizen, Gerste, Tof, (einer Gattung Hirse), an Reis, Wein, Melonen, Zuckerrohr, Taback, Flachs. Man findet dort große Heerden von Ochsen, Schafen, Kameelen, Ziegen: auch sind wilde jagdbare Thiere in den waldigen Lagen, wo besonders sehr schöne Akazien gedeihen. Entfernter von den angebauten Landstrichen findet der Jäger Löwen, Panther, Elephanten, Giraffen, Affen, und der Nil nährt Krokodille. Die Waldungen sind mit Papageyen und andern bunten Vögeln belebt; in den Ebenen halten sich viele Kraniche und Störche auf. Unter den Fruchtbäumen des Landes sind die Palmen vorzüglich und wohlthätig für die Einwohner. Diese sind ursprünglich schwarz und Anhänger des Muhamed.

Ihre Kleidung besteht in einem langen Hemde, von blauem Zeuge, das vom Halse bis zu den Füßen reicht. Ein Turban bedeckt bey wohlhabenden Leuten den Kopf. Um den Leib wird meistens ein Gürtel gezogen, der das Hemde zusammen hält. Arme Leute gehen fast ganz nackend. Die Füße sind mit Sohlen verwahrt, welche mit Schnüren befestigt werden. Bey den Frauen bedeckt das Hemde auch den Hals, und schließt am Kinn an. Es hat lange Aermel, und ist oft von Seide, oder feinem Baumwollenzeug. Man

flicht die Haare vielfach und behängt die Locken mit Ringen von Metall und Elfenbein, die zusammen eine Art von Kranz bilden. Lästig große Ringe hängen an den Ohren, an dem Nasenknorpel, und umschließen Hände, Arme und Füße.

Männer und Weiber pflegen sich mit Kameelfett zu salben, um die Haut geschmeidig zu erhalten. Sie wechseln täglich ihre Hemden, und bekleiden sich zur Nachtzeit mit einem andern, das in Fett getaucht ist, und ihnen als Bedeckung dient, und der Hitze wehrt. Ihr Bett besteht aus einer gegerbten Ochsenhaut, die mit Fett stark beschmiert, und kühl, aber höchst schmutzig und übelriechend ist.

Diese Schilderung berechtigt meine Leser zu dem Schluß, daß auch das übrige Geräth und die Wohnung des Nubiers selbst mit seiner saubern Schlafstelle im Verhältniß stehe. Und in der That sie ist ärmlich und wenig Bequemlichkeit versprechend. Das nubische Haus ist von Erde erbaut, mit Stücken Holz von Palmbäumen untermischt, die besonders zu Einfassungen der Thüre und andrer Oeffnungen und Abtheilungen dienen. Nicht alle Theile des Hauses sind bedeckt, und wo diese Bedeckung Statt findet, so besteht sie aus langen Büscheln von Durrastroh, wovon der Besitzer auch noch beliebigen Gebrauch als Holz für seine Küche macht. In einem Lande, wo der Regen selten ist, braucht man kein eigentliches Dach, welches in dem niedrigen Hause nur die Hitze vermehren würde. Willkommner und wohlthätiger sind nahe Palmbäume, welche Kühlung und Schatten gewähren, und die Bewegung der Luft vermehren. Der Nubier baut sich daher unter ihrem Schutze an, und drängt noch überdies seine Wohnung, wo er kann, an Felsen hin, die ihr Festigkeit geben.

Ein neuerer Beobachter hat bey diesen von Palmen ganz umpflanzten nubischen Wohnungen die Bemer-

kung gemacht, daß sie gleichsam unsichtbar, wenigstens völlig unkenntlich werden, sobald die Sonne in ihrem höchsten Standpunkte keine Schatten an den Körpern mehr angibt, und die Formen dadurch anders bezeichnet werden, als gewöhnlich.

Es macht einen eignen Eindruck, sich um Mittag unter den Wendekreisen sich selbst und die Gegenstände umher als einen Mittelpunkt des Lichtes, dessen Strahlen wie in einem Brennpunkt zusammen getretten sind, zu erblicken; zu sehen, wie die Natur, alles Schattens jetzt beraubt, sich zusammen drückt, ebnet, senkt, und nirgends Vorsprünge und Erhabenheiten zeigt. Alles scheint dadurch seine Gestalt zu verändern, und wird unkenntlich, und es geschieht dem Wanderer nicht selten, daß er am hohen Mittage ein nubisches Dorf sucht, ob er gleich ganz nahe dabey steht, und die Stelle recht gut kennt.

Das Bedürfniß allein macht die Eintheilung der Kammern und Zimmer in einem nubischen Hause. Eines sieht daher dem andern völlig ähnlich, wenn gleich oft verschieden von einander. Von Grundsätzen der Baukunst ist keine Rede. Das Hauptzimmer, auch bestimmt, Besuche anzunehmen, und der Aufenthaltsort des Herrn vom Hause, ist das kleine offne Behältniß im Mittelgrunde. Weder Stuhl noch Tisch ist vorhanden, der Herr sitzt auf ebner Erde, und pflegt sich mit der Tabackspfeife im Munde den lieben langen Tag in Müssiggang, selten von Sorgen für die Zukunft angefochten. Die Wohnung der Frauen und Kinder hat der eifersüchtige Schwarze in der elenden Kammer unter seinem Zimmer angelegt. Wie leicht verwehrt er hier den Aus- und Eingang. Diese Kammer ist so niedrig, daß man nur sehr gebuckt hinein kommen und gebückt darin verweilen kann. Es ist zugleich die Schlafstube. Seitwärts befindet sich, an der Wand des ganzen Gebäu-

des, die Küche: einfach ohne viele Geräthschaften. Man wählt eine Stelle, in dem Winkel von zwey Wänden, damit das Feuer gegen zwey Windseiten Schutz habe, und durch die beyden andern offnen Stellen keine Unbequemlichkeit in Ansehung des Rauches entstehe. Einige Töpfe und Schüsseln sind alles, was der alte bärtige Mann, den wir am Feuer erblicken, braucht, um seine Kochkunst geltend zu machen.

In eignen, sonderbar geformten Behältnissen von Lehm wird der Vorrath an Korn verwahrt. Man hohlt davon nach Bedürfniß heraus. Andre ähnliche Behältnisse, (No. 15. Taf. III.) dienen zum Aufenthaltsort für Tauben und Hühner. Größere Vorräthe von Getreide werden bey reichen Ernten in der Erde verwahrt. Man gräbt Gruben, füttert sie mit Lehm, füllt sie mit Korn, und bedeckt sie ganz mit Lehm. Bey Mißwachs werden die Gruben geöffnet, und sind wohlthätig für den ganzen Staat.

Es gibt Gegenden, wo die Einwohner aus Grassamen Mehl und Brod bereiten, das aber höchst erbärmlich ist. Sie säen regelmäßig Gras, um dieses Gebrauches willen: aber Ochsen, Schafe, Ziegen haben sie in großen Heerden, und Milch im Ueberfluß.

Die Nubier essen Kameel- und Rindfleisch, eben so das Fleisch von Vögeln, nur Schweinfleisch genießen sie heimlich, so wie starke Getränke, die verboten sind. Brod von einer Art Hirse ist die gewöhnlichste Speise, aber auch von Weizen wird für wohlhabende Leute und Fremde Getreide gebacken. Das Pflanzen- und Thierreich spendet überdieß dem Nubier in mehreren Gegenden seines Landes die vortrefflichsten Beyträge zur Nahrung, so wie es überhaupt reich an Produkten ist, die, wenn sie verarbeitet würden, zu dem Wohl des Staates beytragen könnten. Man kann sich nicht leicht einen roheren Menschen denken, als die Bewohner dieser Ge-

genden. Sie haben keinen Begriff von Schaam, keinen Sinn für Religion, und sind ohne alle Geistesbildung. Die Erziehung ist gänzlich vernachlässigt. Die Frauen sind gekaufte Sklavinnen, und werden mit Strenge bewacht und gezüchtigt, wenn sie fehlen. Geld gibt es keines im Lande: man tauscht alles gegen einander. Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Strausfedern und Sklaven sind die Hauptgegenstände des Handels mit den Ausländern, die dagegen Fabrikwaaren aus Europa bringen.

Gierig nach Gewinn, und ihres vaterländischen Bodens nicht froh, wandern alljährlich große Schaaren von Nubiern nach Ägypten, um dort als Knechte in den Städten zu dienen. Man bezahlt sie schlecht, sie sind unwissend in hohem Grade, aber getreu ihrer Herrschaft. Ein blaues Hemde macht sie kenntlich. Ihr Haar ist geflochten und geöhlt. Krokodilfleisch ist ein Leckerbissen für sie, sie glauben es durch eine höchst elende Brühe, die sie dazu bereiten, noch schmackhafter zu machen. Hat einer zwölf Piaster bey der kümmerlichsten Lebensart erworben, so geht er in zahlreicher Gesellschaft eben so glücklicher Landsleute zurück in das Vaterland, baut sich an, und gilt dort für wohlhabend.

Der Nubier ist zu träge, als daß er auf Verbesserung seines innern und äussern Zustandes einigen Fleiß verwenden sollte. In den bewohnten Gegenden ist die Natur selbst zu freygebig gegen ihn: wer im September säet, kann im November ernten. Auch drückt die schreckliche Hitze den Menschen, und hemmt die Thätigkeit. Nur in einigen Gegenden werden baumwollene Zeuge, wahrscheinlich von den Weibern, verfertigt, die, dem Charakter eines solchen Volkes gemäß, überhaupt den meisten Antheil an den Arbeiten des Hauswesens haben, das aber sehr einfach ist.

Die Entfernung Nubiens von andern, dem europäischen Verkehre näher liegenden Ländern ist zu groß,

der Weg zu gefahrvoll, als daß er häufig von Europäern betreten werden könnte, und die dahin kamen, hat die Wißbegierde noch weiter getrieben, und über der Ansicht des Ganzen haben sie die Erforschung der einzelnen charakteristischen Züge übersehen, so daß uns in Ansehung der Gewohnheiten, Lebensart und Sitten der Einwohner vieles noch dunkel bleibt. Bruce und andre sind so schnell, wie möglich, das Land durchzogen, haben sich am Hofe des Königes verweilt, und von ihm und seinen Ministern und Frauen vieles erzählt, was, wenn es auch keine Mährchen sind, doch nicht dem genügen kann, der den Zustand und die Haushaltung eines Volkes nicht nach den Gebräuchen im Serail des Königes zu beurtheilen gewohnt ist. Aber gewiß, in Ländern, wie dieses und andre des innern Afrika, ist die Gefahr des europäischen Beobachters allzu groß: überall umgeben ihn Gefahren, überall erregt er Verdacht, und muß nur mit halben Blicken sich zu unterrichten trachten, weil er allzu genau und feindlich beobachtet wird, und sich nirgends der Achtung erfreuen darf, welche einem solchen Muth und solchen Verdiensten gebührt. Wie mancher hat seine Wißbegierde mit dem Leben bezahlt, und wie viel Elend mußte nicht jeder erdulden, der auch so glücklich war, Europa wieder zu erreichen.

Ansicht eines Dorfes und seiner Bewohner auf der Insel Vancouver.

Taf. IV. Fig. 17—21.

Die Insel Vancouver liegt ganz nahe der nordwestlichen Küste von Amerika. Als der Gedanke einer möglichen Durchfahrt im Norden dieses großen Welttheils die Seefahrer beschäftigte, nnd ihnen den Muth gab, so weit, als menschliche Kräfte im Kampfe mit dem Ozean, selbst da, wo er durch ungeheure Eismassen den Zugang verschließt, siegreich bleiben können, vorzudringen, wurde ein Theil dieser Insel, der den Namen Nutka hat, entdeckt, und seine Bewohner wurden der Gegenstand der Neugierde und des Untersuchungsgeistes. Man hielt Nutka für einen Theil des festen Landes von Amerika, bis Vancouver mit Gewißheit fand, daß es auf der Südwestseite einer sehr großen Insel liege.

Nutka selbst gibt mit seinen Bewohnern reichen Stoff zu einer Darstellung in dem folgenden Bande dieses Werkes.

Das hier abgebildete Dorf zeichnet sich durch seine seltsame Zierde aus, und wird ein Zeugniß für die Behauptung, daß auch der roheste Mensch, wenn er die ersten Bedürfnisse befriedigt sieht, an Verschönerung denkt. Die Bewohner sind klein, häßlich von Bildung, den Esquimo's verwandt, arm an Ausbildung, unter einem so kalten nördlichen Himmel von der Natur spar-

sam versorgt, aber doch bedacht, sich und ihre Hütte, den ihnen eignen Grundsätzen von Schönheit gemäß, auszuschmücken. Sie mahlen ihr Gesicht buntscheckig, roth, schwarz, weiß; bauen eine elende Hütte von Balken, und bringen gemahlte Zierrathen dabey an, die in der That auffallend sind. Vielleicht sind diese gemahlten Schnörkel, Zirkel und Vierecke eine Art von Bildersprache.

Das Dorf liegt an einem Hügel, den ein Bach mit süßem Wasser benetzt, der sich in eine kleine Bucht ergießt. Gegen die Gewalt der Nordwinde schützt es ein dahinter liegender höherer Berg, der mit starken Fichten sehr dicht bewachsen ist. Die Häuser stehen in der Reihe da, und bilden eine Art von Gassen. Den Vornehmern gehören die größeren Häuser, auch sind diese häufiger geschmückt, als die Hütten der Gemeinen.

Die Kleidung der Einwohner besteht in groben wollenen Zeugen, die sie selbst verfertigen, und in Mänteln von Baumrinde und anderm Flechtwerk, aus dem Pflanzenreiche. Es ist die Arbeit der Frauen Zeuge zu weben, Matten zu verfertigen, und Kleider daraus zu machen. Auch wirken sie künstlich Teppiche von Baumbast und Gras, und flechten Körbe, welche wasserdicht sind. Die Anzahl der weiblichen Bewohnerinnen scheint stärker zu seyn, als die der Männer.

Die Nahrung dieser Indianer besteht in dem Fleisch von wilden Thieren, wie sie der Norden von Amerika erzeugt, und die ihnen die Jagd verschafft, und in Fischen. An Seeottern ist die Gegend vorzüglich reich, und die Felle dieser Jagdbeute sind der Hauptgegenstand des Handels dieses Volkes mit Europäern. Schon ist fast keine Hütte, wo der Eigenthümer nicht im Besitz einer oder mehrerer Flinten wäre, mit allem, was dazu gehört, und diese gefährlichen Waffen nicht zu füh-

ren wüßte. Der Anführer hat wohl acht Flinten im besten Zustand in seiner Hütte. Beile, Messer, von verschiedner Größe, sind weitere Tauschartikel der Europäer gegen Felle, und eine Art von Ueberfluß an diesen Gegenständen, und der zu sichtbare Eifer gewinnsüchtiger Seefahrer hat selbst diese rohen Nordländer den Werth ihrer Waaren bemerken gelehrt, so daß sie jetzt die geringeren Gaben, Spiegel, Glasperlen, Nägel, kleine Stücke Eisen, im Handel keines Blickes mehr würdigen. Ausser Gewehr und Ladungen sind noch große Kupferbleche, und blaues Tuch die Hauptsachen, worauf sie gern tauschen.

Die Männer dieses Inselvolkes sind auch mit selbstgeschnitzten Keulen, langen Spießen, deren Spitze von Eisen ist, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; denn ihre Schießgewehre sind nicht für den beständigen Gebrauch. Die Verfertigung dieser Hauswaffen und der Bau der Boote beschäftigt die Männer, so wie Jagd und Fischfang.

In der Hütte befinden sich wenige Geräthschaften, die Bewohner sitzen auf der Erde und schlafen auf Fellen, an Tische, Stühle, Betten ist daher nicht zu denken: aber eben so wenig auch an ein Bestreben, den Geist auszubilden, und die Kräfte zu veredeln. Reinlichkeit ist nicht einheimisch in diesen Haushaltungen, und alles trieft von Oehl und Fett, wenn gleich nicht ganz so wie in Nutka, dessen Bewohner ich in der Folge meinen Lesern vorstellen werde.

Taf. IV.

Gebräuche und Sitten der Bewohner von der Insel Feuerland.

Taf. IV. Fig. 22—24.

Gewiß in die Reihe der ärmsten Menschen des Erdbodens gehören die Stämme von Indianern, welche die Insel Terra del Fuego, oder Feuerland bewohnen. Wenn ich meine Leser in das Innere ihres Hauswesens einführe, so wird das Bild, was sie dort erblicken, die Behauptung bestätigen, daß der Mensch das ausdauerndste aller Geschöpfe sey, fähig, durch die allereinfachsten Mittel sein Leben zu fristen, und bey äusserst geringer Bequemlichkeit an den Freuden des Daseyns Theil zu nehmen. Wohlthätig wird zugleich ein Blick auf das eigne Vaterland, wo ein hoher Grad von Kultur die Menschen zu höheren Ansprüchen an Glück berechtigt, und mannichfaltigere Genüsse darbietet.

Das Feuerland liegt an der südlichsten Spitze von Amerika, und wird durch einen Kanal, den man die magellanische Meerenge nennt, von dem festen Lande abgesondert. Es ist mit Felsengebirgen bedeckt, die ihre, mit Schnee bekleideten, Spitzen in den seltsamsten Formen erheben. Fast undurchdringliche Waldungen besetzen die Abhänge und Thäler, und vermehren die Kälte, die den größten Theil des Jahres hier herrscht.

Die Bewohner des Landes sind von schmutziger Eisenrostfarbe, haben lange, schwarze Haare, und entstellen ihre ohnehin häßlichen Gesichtsbildungen durch Be-

mahlen mit bunten Farben. Die Männer sind groß, bis an sechs Fuß hoch, aber grob geformt, unbeholfen, und bringen durch ihre Größe keineswegs jenen bestimmten, angenehmen Eindruck hervor, den ein wohlgebildeter, gewandter Europäer macht. Kleiner sind die Weiber, auch sie, nach unsern Begriffen, aller Schönheit entbehrend. Ihre Hautfarbe ist wie geöhlt, schwarze, weiße, rothe Streifen umziehen das Gesicht und andere Theile des Körpers. Blick, Gang, Anstand, alles ist matt, roh, gleichgültig. Nirgends ward bey den ankommenden Seefahrern aus Europa weniger Neugierde bey wilden Völkern bemerkt, als bey diesen; weder der Anblick, noch der Bau und die innre Ausrüstung der Schiffe konnte bey denen, welche solche besuchten, die unerhörteste Gleichgültigkeit verdrängen: keiner schien nach etwas zu fragen, keiner etwas zu wünschen: keiner schien eines Begriffs von dem Gebrauch der ihm gezeigten Gegenstände fähig zu seyn. Wenn ja noch etwas die Augen der indischen Fremdlinge auf sich zog, und eine Art von Wunsch rege machte, so waren es bunte Glasperlen, keines Werthes und Nutzens. Den Kindern gleich, im ersten Lebensalter, griffen sie darnach, um Hals und Knöchel damit zu umwinden. Ein Knabe von zwölf Jahren glaubte das erhaltne Geschenk an dergleichen kleinen bunten Kugeln nicht besser nützen zu können, als wenn er sie kaute und aß, und so mußt er unter den heftigsten Schmerzen sterben.

Das Haus der Feuerländer bezeichnet die niedrige Bildungsstufe, welche sie erreicht haben. Wenige rohe Baumstöcke, oder ästige Stangen werden so in die Erde gesteckt, daß sie sich oben gegen einander neigen und zusammen laufen, so daß eine rohe Kegelform daran sichtbar wird. Der achte Theil ohngefähr der ganzen Hütte bleibt offen, und dient zum Eingang und zum Durchzug des Rauches; denn an dieser Oeffnung ist die Stelle,

wo die Bewohner ihr Feuer anmachen. An dem übrigen Theil der Hütte sind die Oeffnungen oder Zwischenräume zwischen den Stangen mit Laub, kurzem Gesträuche, Gras und Moos ausgestopft und belegt, um dadurch Wind und Wetter abzuhalten.

Die Kleidung dieser Insulaner besteht aus einem Thierfell, oder auch aus der Haut eines Seehundes, welche ohne alle Zubereitung, so wie sie vom Rücken des Thieres kommen, über die Schulter geworfen werden. Ein kleineres Stück Haut wird um die Füße gelegt und mit Schnüren fest gebunden. An den Schaamtheilen tragen die Weiber ein kleines Stück Leder, und gürten noch ihren Pelzmantel um den Leib, den die Männer offen herabhängen lassen.

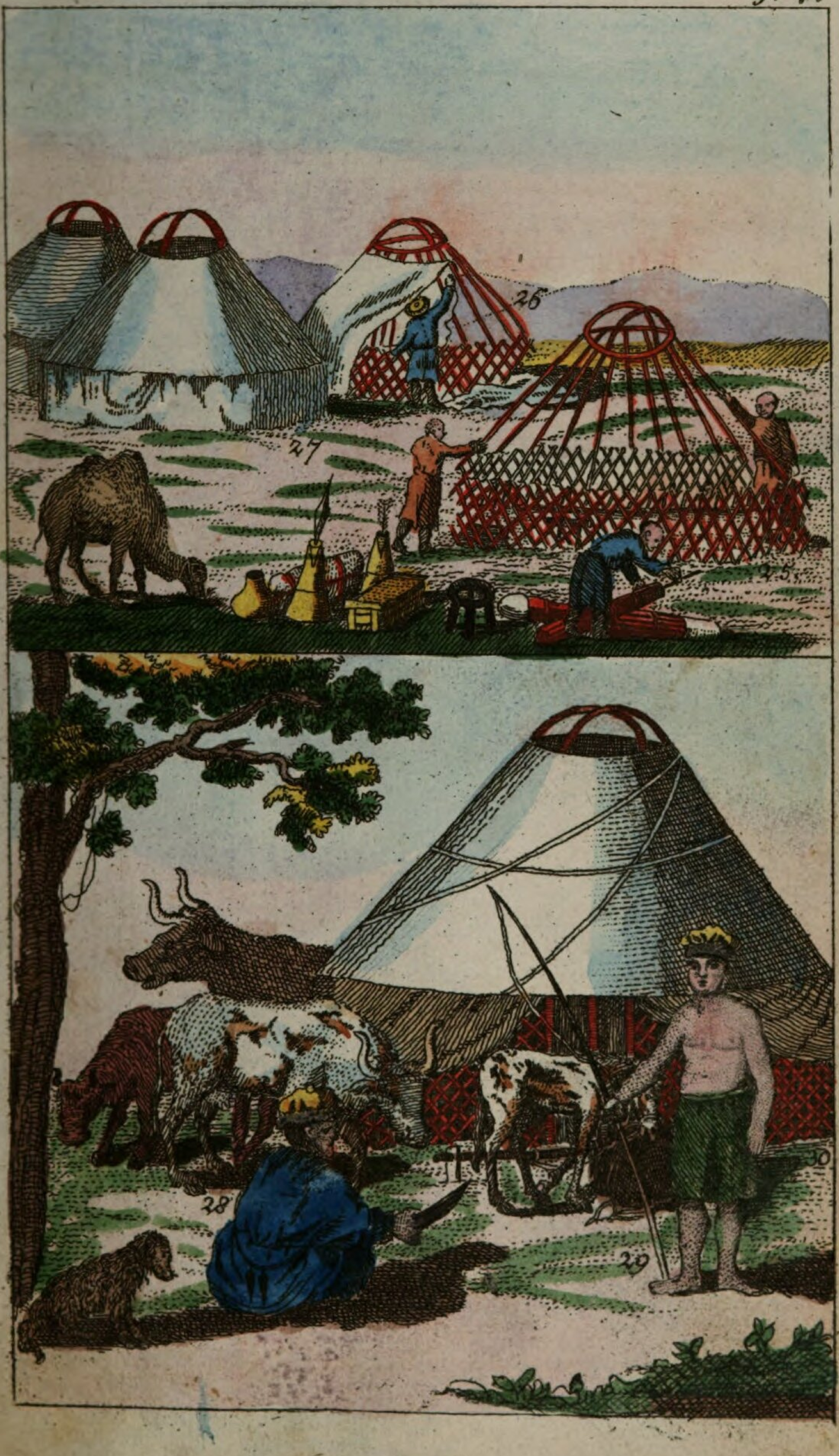
Eigentliches Hausgeräthe haben sie nicht: die Blase eines Thiers dient ihnen zum Wasserbehältniß und Trinkgeschirr, von Schüsseln, Töpfen, von Stuhl und Tisch ist nichts zu sehen. Etwas weniges Gras auf den Boden gestreut, ist ihr Bette.

Ihre Nahrung besteht aus Schaalthieren, und den Weibern liegt das Geschäft ob, sie zur Ebbezeit am Strande aufzusuchen, und von den nahen Klippen bey niedrigem Wasser abzustoßen. Ein zugespitzter Stock, mit einem Widerhaken versehen, ein Ranzen von Fell, ein Korb von grober Flechtarbeit sind das, was die Frau bey ihrem täglichen Gang an das Meergestade braucht. Mit dem Stock stößt sie die Austern und andere Schaalthiere vom Felsen und weis't solche sich zu, in den Ranzen und Korb verwahrt sie die Ausbeute, und kehrt damit in die Wohnung zurück, wo die Männer in träger Ruhe ihrer warten. Jagd beschäftigt die Männer bisweilen, denn zu diesem Gewerbe verfertigen sie Bogen und Pfeile von Holz, deren Spitze aus scharfgeschliffnen Steinen künstlich zubereitet und geschickt an den Schaft befestigt ist.

Fast ohne Bekleidung, unter einer Wohnung, die kaum den Namen einer Hütte verdient, dauern sie in einem Lande aus, wo die Kälte so heftig wird, daß englische Matrosen bey einer Wanderung ins Innere der Waldungen mitten im Sommer fast zu Tode froren, und scheinen sogar mit einem Zustande zufrieden, der gewiß zu den allerelendesten gehört. Sie leben ohne alle bürgerliche Verfassung, einer gilt was der andere, keiner hat einen höhern Rang, keiner eine beßre Hütte; eben so wenig scheinen sie einige Grundsätze von Religion zu besitzen, und ihre Sprache ist so roh, daß ihre Töne nicht anders klingen, als wenn bey uns ein Mensch reden will, der etwas in der Kehle hat, was ihm die Luft hemmt und die Sprache erstickt. Doch fanden die Reisenden bey jedem Stamme eine Art von Sprecher, der bey der Annäherung ohne Aufhören Töne hervorwälzte, die höchst widrig auf europäische Gehörorgane wirkten, weil sie mit der sichtbarsten Anstrengung ausgepreßt wurden.

Ausser den bunten Strichen und Schnörkeln, womit sie das Gesicht und den Leib bemahlen, legen sie auch Ringe um die Knöchel der Hände und Füße. Weiber sind häufig mit dergleichen Ringen geschmückt, welche aus kleinen Muscheln und Knochen zusammen gesetzt werden. Bis zur Verfertigung von Booten haben sie sich nicht erhoben. Wenn die Nahrung an der einen Stelle der Insel sparsamer zu werden anfängt, so ziehen sie an eine andere, und schleppen so ihr kümmerliches Leben weiter. Da der Winter auf der Insel höchst hart, und drückend werden muß, so ist es kaum glaublich, daß diese Menschen auch alsdann hier aushalten, und nicht irgendwo in dem ihnen nahen festen Lande von Amerika ihr Unterkommen suchen sollten.

Taf. V.



Taf. VI.

Gebräuche und Sitten der Kalmücken.

Taf. V. VI. Fig. 25—40.

Zu den ältesten Ur-Völker-Stämmen des Erdbodens gehören die Mongolen, die man in zwey Hauptstämme, eigentliche Mongolen und Dörbön-Oirät einzutheilen pflegt. Beyde sind beständige Feinde von einander, ob sie gleich ursprünglich ein Volk ausmachten. Die Dörbön-Oirät bilden wieder vier abgesonderte Volkszweige, von denen aber zwey, Choit und Tummit gänzlich verschwunden, wenigstens unkenntlich geworden zu seyn scheinen, zwey, die Burjäten und Kalmücken hingegen noch bestehen, und das Auge des Beobachters mit vollem Recht auf sich ziehen.

Man nennt die Kalmücken auch Oelot, ihr Land heißt Kalmuckey oder Oelotey, und begreift 52,125 geographische Quadratmeilen; dieser große Strich des östlichen Asiens, wovon ein Theil aus sehr hohen Felsengebirgen, der andere und größere aber aus unabsehbaren Sterpen besteht, ist dem Ackerbau minder, als der Viehzucht günstig; seine Bewohner sind daher Hirren, die in Stämmen unter Fürsten leben, und ihren Wohnplatz nach dem Bedürfniß der Jahreszeiten und ihrer Heerden ändern. Der Boden ist sandig: nur in der Nähe der Flüsse, Seen und Bäche findet man sehr fruchtbare Gegenden, die auch den Ackerbau begünstigen würden. Unter den grösseren Flüssen des Landes sind der Irtisch, Obi und Jenisei die bekanntesten.

Die Kalmücken sind nur mittelmäßig groß; klein

sogar, und ziemlich zart gebaut sind die Weiber. Gebrechliche Leute gibt es unter beyden Geschlechtern keine. Nur ihre eingebognen Schenkel und Beine, wovon das allzufrühe Sitzen auf Pferden die Ursache ist, sind sehr allgemeine Fehler ihres Körpers. Größten Theils sind sie schlank und hager, und selbst unter den Vornehmen, die in Ueberfluß und Trägheit ihr Leben verbringen, findet man keine dicken Personen. Die Farbe der Kalmücken ist gelbbraun: sie würde fast weiß seyn, der unsrigen ähnlich, wenn man nicht die Kinder im Rauch der Filzhütten und in der Sommer-Sonnenhitze beständig nackend umherlaufen ließe, und bey fortgerückten Jahren nicht nackend, (die Unterkleider ausgenommen) schliefe. Mädchen und Weiber, welche sich der Luft weniger aussetzen, sind weiß, und scheinen es vorzüglich, weil sie sehr schwarze Haare und Augen haben. Man hat die Gesichtsbildung der Kalmücken als höchst häßlich verschrien, aber mit Unrecht; es gibt sehr häßliche, aber auch viele von angenehmer Bildung, und unter dem weiblichen Theile dieses Volkes sogar solche, die selbst bey den Europäern für schön gelten würden. Die kalmückische Gesichtsbildung hat übrigens sehr charakteristische Kennzeichen, gegen die Nase zu etwas schief abwärts laufende, flach ausgefüllte Augenwinkel, schmale, schwarze, nicht stark gebogene Augenbraunen, eine breite, kleine, platte Nase und erhaben stehende Backenknochen bey einem runden Kopf. Der Augenstern ist schwarz, die Lippe breit, fleischig, das Kinn kurz: bis in das hohe Alter behalten die Kalmücken sehr weiße, herrliche Zähne. Die Ohren sind groß, und stehen vom Kopfe ab. Wer bey den Kalmücken für schön gelten will, dem dürfen diese Grundzüge der Nationalgesichtsbildung nicht fehlen. Die Haare sind sehr schwarz: der Bart sehr dünn und schwach. Die Gehör- und Gesichtswerkzeuge sind, so wie der Geruch, vorzüglich.

Gute Naturanlagen, Geselligkeit, Gastfreyheit, Dienstfertigkeit, Treue, Neugier und froher Sinn, welcher auch die ärmsten fast nie verläßt, sind es, welche die Kalmücken vor andern mongolischen Völkerschaften und vor den Tatarn und Kirgisen vortheilhaft auszeichnen. Aber sorglos, leichtsinnig, leichtgläubig, argwöhnisch, dem Trunk und der Wollust ergeben, verschlagen und träge sind sie auch. Doch ist der Kalmücke weniger dem Müßiggang ergeben, als andre Asiaten, und wo er sich zur Arbeit verdingt, ist er unermüdet fleißig. Er legt sich spät zur Ruhe, und steht mit der Sonne vom Schlafe auf.

Die männliche Kleidung der Kalmücken besteht aus einem Oberkleid, welches bis auf die Wade reicht, lange, oben sehr weite, nach der Hand zu ganz enge Aermel hat, und aus Tuch oder Baumwollenzeug gemacht wird; aus einem oder mehreren übereinander angezogenen leichten Unterkleidern, welche nur bis an die Kniekehlen reichen und bey Wohlhabenden von Damast sind. Sie schließen eng an, werden auf der Brust mit kleinen Knöpfen zugehalten, und mit einer Leibbinde gegürtet. Ein kurzes Hemde, vorn ganz offen, kaum über die Hüften herabfallend wird nur von Reichen auf blosem Leibe getragen; Beinkleider von Leinewand decken den Leib von den Hüften an, und Halbstiefeln, worein jene reichen, die Füße. Der Arme hat rohe, lederne Beinkleider, und, statt aller Bekleidung, einen Pelz auf blosem Leibe, wovon er im Sommer die rauhe Seite auswärts, im Winter einwärts trägt. Der Winterpelz des Reichen, eben so zugeschnitten, wie das Oberkleid, ist theils von Lämmer- theils von edleren Fellen verfertigt. Der gelben Farbe wegen tragen Geistliche Fuchspelze. Bey Reisen im Winter sind noch Ueberpelze von den Fellen der Füllen, und grobe weite Ueberröcke und sehr weite, lange Ueberhosen bey den Kalmücken gebräuchlich.

Gelblich, röthlich, grau und blau sind dabey die gewöhnlichsten Farben.

Auch die Weiber tragen weite Beinkleider: das Hemde, bey den Männern vorn offen, schließt bey jenen am Halse, und ist zugeknöpft. Auch ist das Kleid der Weiber dem der Männer ähnlich, nur länger und mehr anpassend in allen Theilen, von leichterem Zeuge; zierlicher: darüber ziehen sie ein Oberkleid ohne Kragen und Aermel, mit bunter Einfassung auf allen Rändern, hinten aufgeschlitzt wie unser Frack. Bey Vornehmen ist die Ueberweste von Gold- und Silberstoff; im Winter wird ein langer kostbarer Pelz, mit seidnem Ueberzug über die Schultern gelegt, ohne die Aermel anzuziehen. Auf Wanderungen bedecken sich die Weiber mit einem langen Ueberrock, oder Pelz, wie die Männer, den sie mit einem Gürtel fest halten. Junge Mädchen gehen wie Männer gekleidet, nur in leichtere Zeuge. Nur der Haarputz unterscheidet sie von jungen Mannspersonen.

Der Kopf der Kalmücken ist geschoren, bis auf eine runde Stelle hinter dem Scheitel, wo sie die Haare wachsen lassen, und in einen, auch zwey und drey Zöpfe flechten. Den Knaben wird von Kindheit an der Kopf geschoren; das Haar der jungen Mädchen, welche schon im zwölften Jahre ihre Mannbarkeit beginnen, wird sorgfältig gepflegt, vom Scheitel an abgetheilt, und davon hinten ein Hauptzopf geflochten, aus den Seitenhaaren aber werden so viele Zöpfchen gewunden, als nur möglich ist. Bey der Verheirathung löst man alle diese Flechten, und macht dagegen aus allen Haaren nur zwey große dicke Zöpfe, (wozu oft noch fremde Haare kommen,) und läßt sie, verwahrt in einer Scheide von schwarzem Zeug oder Taffent, vorn über die Schulter herabhängen. Ringe in beyden Ohren sind Frauen, in einem den Mädchen zu tragen erlaubt. Frauen und Mädchen schminken sich mit Weiß und Roth. Auch die

Frauen tragen Halbstiefeln, von ihrer eignen Arbeit. Die rothe Farbe ist ihnen bey dieser Fußbekleidung die liebste: gelb, bey ihnen eine heilige Farbe, wird nie dazu gewählt. Im Sommer werden die Füße mit Leinewand umwunden, im Winter mit Filzsocken versehen. Die Füße hält der Kalmücke für das verächtlichste am Menschen, und duldet Stiefeln nirgends nahe; nicht einmal am Gitterwerk seiner Hütte mag er sie hängen sehen.

Männer und Weiber tragen Mützen: die gewöhnlichste, die nur im Winter nicht getragen wird, besteht aus einem ganz runden, mit Wolle ausgestopften, und mit feinen, krausen, schwarzen Lämmerfellen überzogenen Kranz, der nur die Platte des Kopfes deckt, fünf Finger dick, mit einem gelben tuchenen Boden, mit einer rothen Quaste geziert. Die Wintermütze, durchaus mit Pelz gefüttert, bedeckt den Kopf mehr und hat auf beyden Seiten Flügel, welche Ohren und Wangen schützen, und durch Bänder zurückgeschlagen werden können. Vornehme Männer und Geistliche tragen im Sommer große, flache, runde Sonnenhüte, von Filz, oder Seiden- und Wollenzeug; die untere Seite ist gewöhnlich roth, die obere gelb, und der Hut wird mit einem Band unter dem Kinn befestigt.

Das Haus der Kalmücken ist eine runde Hütte mit einem trichterförmigen Dach, ein Zelt, das er schnell abbrechen und eben so leicht wieder aufschlagen kann. Für ein wanderndes Hirtenvolk eine sehr sinnreiche Erfindung, stark und geschickt den Stürmen zu widerstehen, warm im Winter, geräumig, und durch die Dicke von weißem Filz, welche das Zelt ganz umhüllt, gegen Schnee und Regen völlig gesichert. Ich habe mich bemüht, meinen Lesern auf der Taf. V. No. 25. 26. 27. 30. einen recht sinnlichen Begriff von den Bestandtheilen und der Art, wie diese Hütte aufgeschlagen wird, zu geben: eine genaue Beschreibung wird ihnen um so ver-

ständlicher werden, wenn sie jene Zeichnungen damit vergleichen.

Das Wohnhaus der Kalmücken, das die Russen Kybitka, die Kalmücken Gärr nennen, besteht aus einem Lattenwerk von vier, sechs bis acht Stücken, deren jedes aus ohngefähr dreyßig Zoll dicken Weidenstäben, einem Netze ähnlich, so zusammen gefügt ist, daß diese Stäbe auseinander gezogen werden können, und nun ein Gitter bilden; wenn man sie aber zusammen schiebt, ein Stock am andern hart anliegt. Wo sich diese Stäbe durchkreuzen, sind sie durchbohrt, und werden von einem kurzen ledernen Riemen, der an jedem Ende einen Knochen hat, und scharf gespannt ist, zusammen aber doch beweglich erhalten. Eiserne Nägel oder Schrauben würden zu schnell rosten, und hölzerne würden in der Nässe aufquillen und die Beweglichkeit des Gitters hemmen. Soll die Hütte aufgeschlagen werden, so zieht man die Stäbe auseinander, und stellt die daraus gebildeten Gitter im Kreise umher: wo sie sich berühren, werden sie durch wollene Gurte verbunden. Wo der Eingang seyn soll, wird ein hölzerner Rahmen mit zwey beweglichen Thüren eingesetzt und mit dem Gitter verbunden. Nun wird auf andern längeren Weidenstäben ein hölzerner Kranz, der aus einem ganzen und zwey halben aufwärts stehenden, sich durchkreuzenden Ringen besteht, empor gehoben, und so das Skelet des Daches gebildet, worin jener Ring die Stelle des Rauchfanges versieht. Die untern Enden dieser Stäbe stützt und befestigt man mit ledernen Schlingen auf den Gabeln des Gitterwerks, wie meine Leser auf der Taf. VI. 31. sehen können.

Das ganze Holzgerippe der Hütte ist mit rother Farbe angestrichen. Steht es fest da, so werden die Filzdecken übergelegt, welche an den Seitenwänden der Wärme wegen doppelt zu seyn pflegen. Oben bleibt eine Oeffnung an jenem Kranz, wodurch der Rauch zieht,

und durch ein umhergezogenes Seil, welches an den Thürrahmen fest gebunden wird, erhält alles noch grössere Festigkeit. Die Seitenfilze sind so angebracht, daß man sie im Sommer aufheben und dadurch die Hütte lüften kann. Vor die Thüren wird ein durchnähter und bunt verzierter Vorhang gehängt. Bey Schnee und Regen kann man noch ein Stück Filz auf den Rauchkranz befestigen, so daß nichts durchfallen kann. Die Feurung im Winter besteht meistens aus getrocknetem Kuhmist, weil die Steppen wenig Holz liefern. Die Ruhestelle des Eigenthümers der Hütte ist der Thüre gegenüber, hinter dem Feuerplatze, und seine Polster, worauf er schläft, liegen gewöhnlich auf einem niedrigen hölzernen Gestelle. Sie sind ebenfalls von Filz verfertigt: reiche Leute haben Polster und Kissen von Saffian, oder von feinem Tuch, mit Wolle oder Federn ausgestopft, auch wohl seidne Vorhänge am Bette und Filzteppiche auf dem Boden. Der Lagerstelle des Herrn zu beyden Seiten stellt man die Kisten und ledernen Säcke auf, worin die Kalmücken ihre Kleider und andres Eigenthum verwahren: der Reiche behängt sie mit kostbaren Teppichen. Wer einen Hausgötzen hat, stellt ihn zu oberst an diese Lagerstelle, und auf die dort angebrachten Kisten werden täglich einige messingene Opferschalen mit Wasser, Milch und Eßwaaren für ihn aufgesetzt.

Näher dem Eingang ist zur Linken der Ehrenplatz und die Lagerstätte für Gäste, und für die noch unverheiratheten Söhne und Töchter: dort hängt auch das Waffengeräthe, und gleich bey dem Eingange liegt alles Reitzeug. In des Zeltes Mitte steht ein großer eiserner Dreyfuß, unter welchem man beständig Feuer, oder doch Kohlen unterhält, und auf welchem in eisernen, flachen Schalen gekocht wird. In den Hütten der Vornehmen, wo nicht gekocht wird, steht gewöhnlich ein Faß mit saurer Milch in der Mitte. Ausser einigen von

den erst erwähnten eisernen Schalen besteht das weitere Küchengeräthe aus hölzernen Schüsseln und Fleischtrögen, hölzernen Schöpfkellen, Tellern, Trinkschalen und Näpfchen. Große und kleine Milchschläuche aus rohem Leder verfertigt, und vorzüglich ein großes Theefäßchen, wozu noch eine schmale hölzerne Theekanne von fast cylindrischer Form gehört, die mit kupfernen und silbernen Reifen geziert ist, sind weitere Erfordernisse. Der Arme macht diese Kannen aus rohem geräucherten Leder, woraus er auch Flaschen zu verfertigen weiß, die wasserdicht sind. Auch ist ein eiserner Löffel mit einem langen Stiel eine Erforderniß der kalmückischen Küche, um Milch oder Butter heiß zu machen, oder Milch-Branntwein aufzuwärmen.

Die Heerden sind der Reichthum der Kalmücken, sie bestehen in Kameelen, Ochsen, Pferden, Schaafen. Mancher hat sehr große Heerden; aber schon der wird für einen Mann gehalten, der für sich bestehen kann, wer zehn Kühe mit einem Stier und acht Stuten mit einem Hengst besitzt. Der Arme hat weniger, der ganz Arme gar keine, und mancher muß dienen, für andere arbeiten, oder sich gar an Vornehmere als Sklave verkaufen.

Die Pferde sind nicht groß, aber gut und dauerhaft: Kühe und Ochsen erreichen eine schöne Größe; die Schaafe sind von der Art, welche große hängende Ohren und Fettschwänze haben, deren Talg so weich, wie Butter ist. Die Kameele der Kalmücken haben alle zwey Höcker: denn diese sind eigentlich asiatischen Stammes; da das einhöckerige Kameel in Afrika zu Hause ist. Ziegen sind wenige in der Heerde.

Ein so großer Reichthum an Vieh macht die wandernde Lebensart der Besitzer nothwendig. Im Sommer geschieht diese Wanderung wohl alle sechs bis acht Tage; seltner im Winter.

Am Abend vor dem Aufbruch einer Horde, oder Ulus, in der Sprache des Landes, packt jeder ein, und bricht sein Zelt größten Theils schon da ab, wenn die Witterung günstig ist. Die Gitterwände werden zusammen geschoben, die Stangen in große Bündel gebunden, die man an beyden Enden mit Filzkappen verwahrt, damit das Vieh auf der Wanderung sich nicht daran verletze. An den Theilen, woraus eine große Hütte besteht, haben zwey Kameele zu tragen, wohl mehrere, wenn sie von der größten Art ist: die kleinste gibt Ladung für ein Kameel, oder für zwey Stiere. Mit Tagesanbruch wird das Vieh bey den Zelten zusammengetrieben, die Weiber satteln die Pferde, und die ganze Familie hilft zum Bepacken der Lastthiere. No. 36. 37. der Taf. VI. zeigt meinen Lesern zwey gepackte Kameele, wovon das eine mit dem Zeltgeräthe eines Vornehmen beladen, auch mit bunten Teppichen geziert ist. Oft sind diese noch mit Rollen und Glöckchen versehen. Im Zuge werden die beladenen Kameele hinter einander in einer Koppel geführt, Stiere aber getrieben.

Weiber und Mädchen legen ihre besten Kleider an und schminken sich festlicher, als sonst, denn dieß sind Tage, wo man sieht und gesehen wird. Ihre Beschäftigung ist, mit den erwachsenern Knaben die Heerde zu leiten. Frohe Gesänge vertreiben ihnen dabey die Zeit. Alles ist zu Pferd: kleine Kinder liegen oder sitzen vor der Mutter auf ihrem Pferde, nur etwas größere stecken in tiefen Körben, welche an den Seiten der Kameele oder Stiere hängen: sind sie kaum stark genug, so wird ihnen ein eigenes Pferd gesattelt, und vornehmer Leute Kinder werden durch eine Art von Schirm, oder Himmel, der seidene Vorhänge hat, gegen Sonne und üble Witterung und durch gepolsterte Leisten am Sattel gegen die Gefahr herunter zu fallen geschützt. Die Mutter selbst, oder eine Verwandtinn leitet den Zügel. Auf der Taf. VI.

36. ist ein solcher kleiner Reiter abgebildet. Von den Männern sind wenige, oder keine bey dem Zuge, sie sagen ihren Familien den Ort, wo sie sie erwarten sollen, und belustigen sich mit der Jagd vor dem Zuge her. Bey schlimmer Witterung bleiben auch sie bey den Familien, um zum bessern Durchkommen mitzuwirken.

Die Heerde liefert die vorzüglichsten Bedürfnisse der Kalmücken: Milch, woraus Branntwein und verschiedne Arten von Getränke bereitet werden, Käse, Butter, Fleisch, Häute zu Lederwerk, Pelze, Wolle, Haare zu Filzen, Polstern, Stricke, Sehnen zum Nähen und für den Bogen, und durch den getrockneten Dünger auch Feurung in Gegenden, wo Holz fehlt. Der gemeine Kalmücke behilft sich mit dem, was seine Heerde gibt, der Vornehme, dem schon eine gewisse Art von Luxus nicht mehr fremd ist, wird von russischen Kaufleuten, welche den Horden nachziehen, mit dergleichen Gegenständen, im Austausch gegen Vieh, versehen. Taback, Thee, seidne Stoffe u. dergl. Waaren gehören in diese Klasse.

Die gemeinste Nahrung aller Kalmücken ist Fleisch, von allen Thieren der Heerde nicht allein, sondern auch von Murmelthieren, Zieselmäusen, Bibern, Dachsen, Ottern, Luchsen, im Nothfall von Wölfen und Füchsen: nur der Hund und die Wieselarten werden nicht zum Genuß bestimmt. Wilde Schweine, wilde Pferde, Reh- und Hirscharten und viele wilde Vögel von den größeren Gattungen; von allen diesen Thieren ist das Fleisch den Kalmücken willkommen. Ungern nur schlachten sie selbst ein Stück ihrer Heerde, sie essen das Fleisch des gefallenen, wenn es nur keine böse Seuche hat, und tödten das gefährlich erkrankte, verwundete, gelähmte. Ein gesundes Pferd zu schlachten, ist ganz ungewöhnlich: untüchtige hingegen werden der Küche zugesprochen. Der Arme verschmäht selbst wahres, stinkendes Aas und die Nachgeburt des Viehes nicht. Schaafe schlachten sie von der

Heerde weg, und das Verfahren dabey ist ganz eigen. Das Thier wird auf den Rücken geworfen, und erhält in der Herzgrube durch Haut und Zwergfell einen Schnitt der Länge nach; in diese Oeffnung fährt man schnell mit der Hand, und reißt das Herz von den Blutgefäßen los. Man sammelt das Blut, und füllt die Gedärme damit.

Es ist ein Mährchen, daß die Kalmücken das Fleisch roh unter den Sattel der Pferde legen, und so genießen. Es wird gekocht, oder gebraten. Den Vorrath von Fleisch, der aufbewahrt werden soll, schneiden sie in schmale Riemen, und dörren diese an der Luft, oder bey kleinem Rauchfeuer. Gemeine Leute wenden die Magen der Kühe, Pferde, Kameele um, blasen sie auf, räuchern sie, und machen Milchgefäße daraus. Allerley Wurzelwerk, das in den Steppen wild wächst, dient auch zur Nahrung der Kalmücken. Beym Essen sitzen sie im Kreis auf der Erde um den Trog, oder die große Schüssel her, mit untergeschlagnen Beinen, jeder hat ein hölzernes Näpfchen vor sich, und füllt Brocken und Brühe mit den Händen auf. Gabel und Löffel sind nicht im Gebrauch. Zur Reinigung der Hände wird geschabtes Weidenbast, oder zerriebenes Faulholz herum geboten. Vor und nach dem Essen wird getrunken.

Kein Küchen- und Hausgeschirr wird je mit Wasser gewaschen, ein Gesetz verbietet dieß: man reinigt es mit trocknem Gras oder Filz: doch sucht man so viel möglich zu verhindern, daß es kein Hund belecke.

Der Kalmücke kann einige Tage ohne Murren hungern, aber wenn er zum Gelage und Schmauß gerufen wird, ist er, besonders wo es nichts kostet, sehr unmäßig.

Kein Kalmücke trinkt frische, oder ungekochte Kuh- oder Pferdemilch; er läßt sie sauer werden, oder kocht sie doch vor dem Gebrauch. Wasser liebt er gar nicht als Getränke, und der Arme gießt lieber die Hälfte Wasser unter die Milch, um jenes nur nicht allein trinken zu

müssen. Nach dem Melken wird die Milch gekocht, und abgekühlt in große lederne Gefäße gegossen, wo immer noch etwas Säure von früherem Vorrath übrig ist, der den neuen Zuwachs sogleich sauer macht. Nie werden diese Milchschläuche gereinigt; meine Leser können aus diesem Umstand auf den Schlamm, und Käse, und Geruch schließen, den sie enthalten. Sie fehlen in keiner Hütte. Auf der Taf. V. stehen bey 27. im Vorgrund solche saubere Trinkgefäße. Sie brennen Branntwein vorzüglich aus Pferdemilch, womit sie sich gern berauschen. Die Frauen verfertigen diesen.

Zu den Arbeiten der Frauen gehört ausser der Zubereitung von Speisen und Getränken, ausser der Hülfe bey dem Auf- und Abschlagen der Hütten, und dem Aufsatteln der Pferde, Melken der Kühe, und Verfertigung aller Kleider, auch die Bereitung des Leders.

Als Zwirn zum Nähen werden die Sehnen von Pferden, Rindern u. s. w. gebraucht, man trocknet sie, klopft sie, und zerlegt sie nun in Fäden, die so fein, wie Seide und viel stärker sind. Bey der Bereitung der Felle ist saure Milch bey den Kalmücken die Hauptsache: das öftere Bestreichen mit derselben macht sie mürbe.

Auch ihre Filze zu Hütten, Bekleidungen, Teppichen u. s. w. verfertigen die Kalmücken selbst. Der Handgriff dabey ist sehr seltsam; die Männer helfen auch dabey. Man breitet Wolle recht gleichförmig und locker auf einem alten Filz aus, der auf die Erde gelegt wird. Diese Wollenlage wird bey starken Filzen einen Fuß hoch: sollen bunte Verzierungen darein kommen, so legt oder streut man bunte Wolle in der verlangten Figur oben darauf, und gießt siedendes Wasser darüber. Sammt dem alten unterliegenden Filz wird nun die ganze Masse sorgfältig in einer langen Rolle fest aufgerollt, und mit Stricken umwunden. Hierauf setzen sich viele Leute in zwey Reihen auf die Hacken einander gegenüber, und

werfen abwechseld diese lange Rolle vom Knie auf den Boden, vom Boden zum Knie, bis nach einer Stunde mühsamer Bewegung die Wolle hinlänglich in einander gefilzt ist.

Die Männer sind bey den Kalmücken nicht ohne Beschäftigung. Sie sind es, welche die Heerde beschützen, und stets gefäßt seyn müssen, Angriffe abzuwehren, womit sie von feindlichen Nachbarn bedroht werden. Sie bauen die Hütten, hohlen Brennholz, verfertigen Waffen und Reitzeug, schlachten, flechten aus Haaren Stricke, und treiben das Vieh. Sie sind also keinesweges müßig.

Die Kalmücken sind auch gute Schmiede: sie verfertigen Messer, Waffenspitzen, und alle zum Pferdezeug nothwendige Eisenarbeit. Sie haben auch geschickte Holzschnitzer unter sich. Die Kalmücken sind leidenschaftliche Jäger: sie richten Falken und Adler zur Jagd ab, letztere besonders, um Wölfe und wilde Ziegen zu bekämpfen. Den Wolf jagen sie häufiger zu Pferde, und peutschen ihn, wenn er eingeholt ist, mit kurzen, dicken Peutschen zu Tode.

Die Zeitverkürzungsspiele der Kalmücken bestehen im Ringen, Wettrennen und Schießen mit dem Bogen: oft auch werden Trinkgelage von mehrern Zeltnachbarn veranstaltet, wozu jeder so viel Branntwein und Stutenmilch bringt, als er hat; alle dann im Kreise unter freyem Himmel nieder sitzen und zechen, wobey von Mädchen Lieder gesungen werden. Die Trinkschale geht in der Runde umher, und muß jedes Mal ausgeleert werden. Bey langen Winterabenden wird getanzt, gesungen und Musik gemacht. Mädchen treten einzeln im Tanze auf, und bewegen sich nach der Musik, züchtig und ehrbar, fast ohne aus der Stelle zu kommen, mit den Füßen den Takt anzeigend. Ueppiger sind die Tänze der Jünglinge, welche sie in Paaren aufführen. Meistens spielen Mädchen auf der Laute dazu, und zu den Gesängen.

Auch ist das Schach- und Kartenspiel bey erwach-

senen Kalmücken sehr üblich, und wird mit Leidenschaft getrieben: mancher verspielt alles.

Unter den Kalmücken wüthen bisweilen harte ansteckende Krankheiten, Fieber, Kinderblattern: eigentliche Pest ist bey ihnen unbekannt. Ihre Aerzte taugen nichts, und in die Kur mehrerer Krankheiten mischt sich der Aberglaube, und der Geistliche beschwört die bösen Geister, welche den Kranken quälen sollen. Krätze und andre Hautausschläge sind unter ihnen sehr häufig, und Augenentzündungen gar gemein.

In der Geburtsstund stehen der Gebährerinn ihre weiblichen Verwandten bey: aber auch hier übt der elendeste Aberglaube seine Rechte, und man verjagt den bösen Geist mit Knitteln und Schießen. Sieben Tage lang bleibt eine Wöchnerinn auf das längste von aller Arbeit frey, und auf dem Lager, aber viele verlassen dieses gleich nach der Geburt, rauchen Taback, und besteigen oft schon am zweyten Tage beym Abzug der Horde rüstig ihr Pferd, den Säugling im Arme, der in Pelzlappen eingewickelt ist. Die Wiege der jungen Kinder ist wie eine Schachtel gestaltet, worin ein hölzerner Löffel mit einer Ablaufrinne angebracht ist, auf welchem das Kind sitzt und liegt, und so die Ausleerungen abfließen läßt. Taf. VI. 32. sehen meine Leser eine solche Wiege mit der dabey angebrachten Abflußröhre. Man kann sich nichts Unreineres denken als diese Gewohnheit. Es gibt unter den Kalmücken Kinder, welche bis in das fünfte Jahr an der Mutter saugen.

Die Kalmücken sind Anhänger des Delai-Lama, den die Einwohner von Tibet, wo er eigentlich zu Hause ist, und alle mongolische Völkerstämme nicht nur für ihr geistliches Oberhaupt, sondern für den wirklichen Stellvertreter der Gottheit auf Erden ansehen, und göttlich verehren. Die Religion der Lamaisten wird durch den abgeschmacktesten Aberglauben entstellt, und mehrere Prie-

ster, welche sich auch bey den Horden der Kalmücken aufhalten, verschieden im Rang und in ihren Verrichtungen, suchen ihn bey diesen Stämmen zu erhalten, und stets fester zu gründen. Der Hauptgötze der Lamaisten heißt Schigimuni, aber außer ihm verehren sie noch viele untergeordnete Götzen, wovon sie scheußliche Abbildungen in ihren Hütten, und besonders in einer eignen großen Hütte, die als Tempel dient, aufstellen.

Auch bey den Verlobungen und Hochzeiten haben die Kalmücken ganz eigne Gebräuche. Oft verloben Aeltern ihre Söhne mit den Töchtern vertrauter Freunde noch ehe jene geboren sind. Sonst aber wird ein Bekannter abgesendet, der die Aeltern des Mädchens, welche jemand zur Frau wünscht, erforscht. Sind diese geneigt zu einer Verbindung, so verlangen sie die Aeltern des künftigen Bräutigams zu sprechen. Diese bereiten ein Gastmahl, und laden auch die Verwandten der Braut: nach dem Schmauße werden alle mit Pferden und anderem Vieh nach den Umständen beschenkt. Man vergleicht sich über die Ausstattung beyder jungen Leute, und unter den Gaben, welche der Braut von ihren Aeltern zu Theil werden, darf besonders die Filzhütte nie fehlen. Nach einigen Tagen sendet der Jüngling einige geschlachtete Schaafe, oder Pferde und Ochsen, nebst einem Vorrath von Milchbranntwein und andern Geschenken an die Aeltern der Braut, und versäumt nicht, für diese, als Zeichen der Verlobung, eine Schaafkeule mit dem ganzen Fuß beyzulegen. Wird dieß angenommen, so ist die Verlobung geschlossen. Man kommt zusammen und verschmaußt die Gaben.

Der Geistliche wird hierauf um den glücklichsten Tag zu der Hochzeit befragt; er forscht in den Gestirnen und verspricht, durch Gebet und Zauberey ungünstige Zeichen schadlos zu machen.

Am Hochzeittage überbringen der Braut Aeltern die

neue Filzhütte. Ihnen folgt bald die Braut zu Pferd, von ihren Freundinnen begleitet: zwey halten ihr zur Seite reitend, einen seidnen oder baumwollenen Schleyer so lang über ihren Kopf, und verhüllen sie damit, bis die Hütte aufgeschlagen, und dem Hausgeräthe seine Stelle angewiesen ist. Bis das Gastmahl in der neuen Hütte besorgt ist, schmaußt der Bräutigam mit seinen Freunden in andern Hütten umher. Ein Gellong oder Priester räuchert die neue Wohnung unter Gebeten ein, und wenn die Stunde der Trauung kommt, wird das Paar von ihm eingesegnet. Die Braut kniet dabey dem Bräutigam zur Linken, vor der Thüre der Hütte, wo ein Feuer brennt. Bey der Einsegnung hält das Paar eine Schaafskeule mit dem Fuß in den Händen, so daß die Braut solche am dickeren Theil des Beins, der Bräutigam an dem dünnern anfaßt. Der fleischige Theil steht in die Höhe. Man setzt eine Schüssel voll Brühe, und eine andere voll Fleisch von dem Schaafe, dessen Keule jene halten, vor sie. Zwey Jünglinge treten nun hinter sie, und drücken beyden die Köpfe drey Mal zur Erde, mit den Worten: verehre die Sonne! verehre die Schaggai Keule! verehre die Butter! Der Gellong steht in der Hütte, und betet. Indessen lauern hinter dem Paar einige Freunde und Freundinnen, welche nun die Mützen von beyden ergreifen, und solche in die Hütte werfen. Wessen Mütze zuerst hinein fällt, hat Glück zu erwarten. Die jungen Leute stürmen sogleich dem Wurf nach, und jedes suchet eine von den Mützen zu erhaschen. Dadurch bezeigen sie ihre recht innige Freundschaft zu dem Paare. Man setzet diesem die Mützen wieder auf, aber der Braut die Mütze des Bräutigams, und ihm die ihrige. In der Hütte essen sie nun unter Segenswünschen von jenen Schüsseln, und der allgemeine Schmauß beginnt.

Junge Weiber ergreifen bald darauf die Braut und

entreissen sie ihren Freundinnen, bey denen sie sich noch immer aufzuhalten sucht. Es entsteht eine Art von Kampf; wobey aber doch die Weiber siegen müssen. Der Braut werden nun die jungfräulichen Haarzöpfe aufgeflochten, und das ganze Haar wird in die beyden oben beschriebenen Frauenzöpfe vereinigt, wodurch sie nun in den Stand der Frauen tritt. Der Schmauß dauert bey Tanz und Gesang die Nacht hindurch fort, bis nichts mehr zu schmaußen, und zu trinken übrig ist.

Bey der Uebergabe der Braut an ihren nunmehrigen Ehemann muß diese sich gebehrden, und heulen, und sich kaum durch Mutter und Verwandte und durch häufigen Genuß starker Getränke trösten lassen.

Die Kalmücken leben fast allgemein nur mit einer Frau, und selbst die Fürsten pflegen nicht viele zu halten. Selten sind Ehescheidungen, obgleich erlaubt, und Eifersucht ist wohl nie die Ursache dazu, denn davon wissen die Kalmücken nichts. Bey der Trennung erhält die Frau, wenn sie einen Sohn in der Ehe gebar, nichts oder wenig von ihrer Mitgift; hat sie Töchter geboren, so nimmt sie alles mit zurück: die Töchter bleiben dem Manne. Eine Wittwe, welche nur Töchter gebar, kann aus der Erbschaft gestoßen werden; hat sie einen Sohn, so bleibt ihr die ganze Verlassenschaft.

Am zweyten oder dritten Tage nach der Geburt wird das Kind vom Priester unter Gebeten in einem mit Milch und Wasser gefüllten Gefäße drey Mal untergetaucht, und erhält vom Priester einen Namen; ein Schmauß begleitet diese Art von Taufe. Sobald ein Kind laufen kann, bringt es die Mutter zum nächsten Priester, der es abermals einsegnet, ihm von seinen Haaren eine Locke abschneidet, und ein geweihtes Band um den Hals hängt, welches ihm, so lange es lebt, bleiben muß. An diesem Bande hängt ein Amulet gegen böse Geister.

Auf die Verstorbenen wenden die Kalmücken in der Regel wenige Sorge. Die gemeinste Bestattungsart ist, den Leichnam in der offnen Steppe auf die Erde hin zu legen, bald bekleidet, bald nackend, bisweilen auch mit einer schlechten Filzhütte bedeckt, aber ganz ohne Schutz gegen die Anfälle der Raubthiere. Der Geistliche bestimmt, wie der Leichnam hingelegt werden soll. Es werden allerley aus Thon oder Teig verfertigte Figuren aufgestellt. Die Leiche wird nicht von der Stelle hinweg getragen, sondern bleibt liegen; dagegen aber bricht der Theil des Lagers auf, der ihr zunächst ist, und zieht noch am nämlichen Abend auf eine andere Stelle.

Andere Bestattungsarten der Kalmücken sind, die Leiche im Wasser, oder unter Steinen, oder unter der Erde, oder im Gebüsche beyzusetzen, oder auch sie zu verbrennen. Der Priester bestimmt diese Art, und sein Befehl wird eben nicht streng vollzogen. Die Leiche unter Steinen bestatten heißt alsdann ein paar Steinchen darauf legen: einige Schaufeln Erde darüber werfen, heißt sie begraben; etwas Gras oder Gesträuch darüber anzünden, heißt sie verbrennen, und sie ein wenig mit Wasser übergießen, wird dafür angesehen, als wäre sie im Wasser beygesetzt.

Unter sehr vielen abergläubischen Ceremonien werden für vornehme Verstorbene Seelenmeßen geleßen: es wird bey dem Todten ein Altar errichtet, und um ihn her werden mehrere Gebetfahnen in die Erde gesteckt. Kein Volk des Erdbodens ist vielleicht abergläubischer, als die Kalmücken, und keines wird willkührlicher von den Priestern seiner Götzen geleitet, wie dieses.

Zur Erklärung der beyden Tafeln V. VI. werden noch einige Worte nöthig seyn, womit ich diese Schilderung schließen will.

Taf. V. 25, gibt, wie ich schon weiter oben sagte, die Art genau an, wie das Gitter- und Stangenwerk

an den Hütten aufgeschlagen wird. Im Vorgrunde sind Bündel von Dachstäben mit den Filzkappen an beyden Enden; der eiserne Fuß, wo unter Feuer angemacht wird, und der den Töpfen zur Stütze dient; Kisten, Milchschläuche, mit ihren Rührstöcken, Flaschen und anderes Gepäcke zu sehen. 26. zeigt einen Kalmücken, der seine Hütte zu bedecken anfängt; 27. einige fertige Hütten von hinten. Auf der nämlichen Tafel 30. sehen meine Leser die fertige Hütte von der Vorderseite, und zwar so, wie im Sommer die Wände aufgeschlagen werden, um Luft durchzulassen, und Kühlung zu bewirken. Sie werden die Teppiche an den Thüren nicht übersehen. Vor dem Eingang sind gewöhnlich einige Füllen und Säugkälber fest gebunden, weil die Stuten und Kühe der Kalmücken zur Melkzeit dahin getrieben werden, und sich nicht melken lassen, wenn nicht ein Junges nahe steht. 29. stellt einen jungen Kalmücken vor, der auf die Art gekleidet ist, wie es dort junge Leute bey der Heerde im Sommer häufig zu seyn pflegen. Taf. VI. schildert das Innre einer Filzhütte: der Putz der Frauen, welche zu den Wohlhabenden zu gehören scheinen, fällt in die Augen: in der linken hält sie den Rosenkranz, der keiner Kalmückin fehlen darf. Zwischen den beyden Frauen erscheint im Hintergrunde das Bett, welches aus Polstern besteht. An der Wiege, oder Kinderbettstelle, 32. darf ausser der Abflußröhre vorn, auch der hölzerne Bogen an der Rückenwand nicht übersehen werden, welcher dazu dient, das schlafende Kind im Sommer durch Ueberbreiten eines Stückes Zeug vor den Angriffen der Fliegen zu schützen. Mehrere Schnüre und Spielereyen hängen an jenem Bogen, dem Kinde zum ersten Zeitvertreib, zur ersten Aushülfe, wenn es sich aufrichten will. Vielleicht sind auch Amulette darunter, zur vermeintlichen Abtreibung böser Geister. In dem Wanderzuge der Kalmücken sehen meine Leser den

gerüsteten Kalmücken: an seiner Seite eine geschmückte Tasche, worin er den Bogen trägt, auf dem Rücken der Köcher mit Pfeilen. Aber ganz gerüstet ist dieser kriegerische Hirt hier nicht, denn dazu gehört bey den Kalmücken ein Helm von Metall, eine schuppenartige Bewaffnung der äussern Armtheile, und vorzüglich ein Panzerhemde, das aus feinen Ketten, die in einander greifen, verfertigt ist. Dieß sind aber Vorzüge der Vornehmen und Reichen, so wie der Besitz mehrerer Kameele, ihrer schön gewirkten Teppiche, und der Schirmsättel für Knaben, mit seidnen Vorhängen, 38. auch nur jenen eigen ist. 39. 40. stellt die Jagd der wilden Pferde vor, welche in den weiten Steppen der Kalmucken oft in großen Schaaren angetroffen werden. Häufig rührt der Ursprung dieser freyen Rosse davon her, daß sich gezähmte, frey weidende Pferde, besonders im Winter, bey heftigen Stürmen und Schneeschauern, von der Heerde verlieren. Bisweilen treibt der Wind dürren Schilf und trocknes Gras zu Haufen, Schnee und Frost vereinigen solches in ganze Ballen, und diese, auf der Steppe umhergetrieben, erschrecken die Pferde, rollen ihnen auf ihrer Flucht nach, und machen sie so scheu, daß sie sich sehr weit verlaufen, und verwildern. Man hohlt sie mit raschen gezähmten Pferden ein, und wirft ihnen lederne Schlingen über den Kopf.

42
41
44
43

Neger-Wohnung in Sene-Gambien.

Taf. VII. Fig. 41. 42.

Zwischen dem Senegal und Gambia in Afrika, bewohnen unter dem heißen Erdgürtel mehrere Neger-Völkerschaften ein weit ausgedehntes Land, von fast drey hundert Meilen Flächeninhalts, das der großen Wüste Sahara südlich, Ober-Guinea nördlich, dem Reiche Sudan westlich liegt, und dessen westliche Grenze das große Weltmeer bildet. Zwar durch Namen und Bildung der Gesichtszüge von einander unterschieden, haben diese schwarzen Völker doch in ihrer Lebensart, Verfassung und in den meisten ihrer Hausgeräthe sehr vieles mit einander gemein.

Man bezeichnet diese afrikanischen Völker mit den Namen der Mandingos, Jalofs, Fulas, Felups, Pappels, Serrenen, Saracoletten und Suber. Die meisten hängen an der Lehre Muhameds, einige Völker sind Götzendiener, und opfern größern und kleineren Hausgöttern, die Fetische heißen. Schwarz ist die Farbe der Haut dieser Völker, aber doch sehr verschieden, dunkler, glänzender bey dem einen, als bey dem andern; bey den Fulas bis in dunkelbraun abgestuft. Eben so großer Unterschied zeigt sich in der Bildung der Gesichtszüge; denn bey einigen ist das, was man Negerbildung nennt, gänzlich verschwunden, und hat sich veredelt, daß Züge von Schönheit, selbst nach den Begriffen der Europäer, vorhanden sind.

Die allgemeine Kleidung der Senegambia-Einwohner ist sehr einfach: sie besteht in einem Stück Zeug, das sie theils selbst weben, theils von den Europäern erhandeln, welches um die Hüfte geschlagen wird, und den Leib bis gegen die Knie deckt. Weiber lieben auch in diesem Lande Putz, goldne und silberne Ringe, Gehänge von Glas, Korallen u. dgl.; Arme, Füße, Hals, Brust und Haar werden damit geschmückt, und weibische Männer ahmen diese Putzliebe nach. Die übrigen Theile des Körpers sind nackend, bey den Männern wenigstens; denn die Weiber werfen gewöhnlich auch ein ähnliches Zeug um die Schultern, zur Bedeckung der Brust. Diese Stücke Zeug heißen mit dem allgemeinen Namen Pagne.

Sie bauen sich niedliche Hütten, den Bienenstöcken nicht unähnlich, rund, zwölf Fuß hoch und fünfzehn ungefähr im Durchmesser haltend. Wohlgewählte Pfähle werden in gleicher Entfernung von einander in die Erde geschlagen, und durch Querbalken verbunden und gesichert: sie dienen den Sparren, welche das rundliche Dach bilden, zur Stütze. Als Fenster und Hauseingang bleibt eine einzige niedrige, oben abgerundete Oeffnung: die Zwischenräume der Pfähle werden mit Rohr oft recht zierlich ausgeflochten, und das Dach wird mit Schilfblättern so zart und zugleich dicht belegt, daß kein Regen durch kann, und (bey einer neuen Hütte wenigstens,) der Begriff von Reinlichkeit und Sorgfalt nicht fehlt. Der Boden ist sehr fest gestampft, und bisweilen mit einer Kalklage übergossen. Aber bald verschwindet der Wohnung freundliches Ansehen: denn da beständig Feuer darin unterhalten zu werden pflegt, so wird bald alles, sowohl innen als aussen so sehr von Rauch besudelt und überzogen, daß nichts mehr von jenem ersten reinlichen Ansehen übrig bleiben kann. Bey der entsetzlichen Hitze, die in Sene-Gambien herrscht, und die so stark ist,

daß man von neun Uhr des Morgens bis nach drey Uhr des Nachmittags nicht im Freyen aushalten kann, werden doch die Nächte so kalt, daß ohne Feuer die Gesundheit unfehlbar leiden müßte.

Jedes Haus ist von einer Umzäunung umschlossen, die aus Rohr verfertigt und geflochten wird. Mehrere Wohnungen eines Besitzers umgibt ein solcher Zaun, und trennt jene von den übrigen Hauseignern, und ein ganzes Dorf, oder eine Stadt hat eine ähnliche stärkere Einfassung. Das Hausgeräthe ist höchst einfach, und beschränkt sich auf einige Kalebassen-Schalen, einige irdene Töpfe, einige größere Wassergefäße von Holz und eine Kiste, worin Kostbarkeiten verwahrt werden. An Tische, Stühle, Betten denkt keiner. Eben so wenig bedarf es großer Vorsorge für Nahrung, denn die Natur ist in Sene-Gambien überaus reich, und in jeder Hinsicht verschwenderisch in ihren Gaben. Am Meere dehnen sich weite Ebnen aus, landeinwärts, wo Hügel und Berge beginnen. Zwar sind jene Ebnen häufig sandigen Wüsten ähnlich, den brennenden Strahlen der Sonne offen, aber dennoch gedeihen auch hier Grasarten reichlich und ganze Waldungen von schönen Bäumen. Hat man an einer Stelle das Gras abgebrannt, in der folgenden Nacht schießt es schon wieder hoch genug für den Genuß des Wildes auf. Jede Pflanze wird größer als in andern Ländern, und die Anzahl derselben ist außerordentlich groß.

Für den Genuß der Einwohner wächst indianische Hirse, von der großen und kleineren Gattung, Manioc und Mais: Batatten, Erbsen, Bohnen, Kürbisse, Melonen, Gurgen, Ignamen, Ananas, Orseille, Ingwer, Pfeffer, Pisang, Zuckerrohr: für andre Bedürfnisse: Aloe, Cassia, Baumwolle, Henna, Indigo. Weitere Nahrung geben Dattel- und Pflaumen-Palmen, Kokosnüsse, Fächerpalmen, Butter-Bäume, Feigen-Granaten-

Citronen- Pomeranzen-Bäume. Tamarinden, Mangle- Kolanuß- Akajou- Gummi- Seifen-Bäume, Kalebassen, Akazien der verschiedensten Arten, wachsen bey mancherley wilden Frucht- und Wald-Bäumen, die vortreffliches Holz, Harze und Färbestoff liefern. Zahllos ist die Menge der mannichfaltigsten Thiere, wovon die meisten den Einwohnern des Landes theils als Heerden Vieh, theils als Gegenstände der Jagd nützen. Die schönsten Pferde der Welt sind dort einheimisch und gezähmt; auch der Esel ist dort weit schöner, als in Europa. Heerden von Kameelen, Kühen, Schaafen, Ziegen und Schweinen sind im Besitz der Bewohner des Landes, und haben das ganze Jahr hindurch reiche Weide; denn der Boden ist stets grün, und das alte Laub fällt nicht eher von den Bäumen, bis das junge es hinweg schiebt.

Die Raubthiere von der größten Gattung, Löwen, Panther, Hyänen, Tigerkatzen, Luchse werden in den abgelegneren Gegenden angetroffen: man findet Elephanten, Giraffen, Flußpferde, wilde Schweine, Zibethkatzen, Büffel, Hirsche, Antelopen, Gazellen, Moschusthiere, Hasen, Wiesel, Eichhörnchen, Igel, Springhasen und Fledermäuse von der Größe einer Taube. Affen gibt es in großer Anzahl und Verschiedenheit. Adler, Geier, Strauße, Pfauen, Kalekutten, Papageyen, wilde und zahme Enten- und Hünerarten, Wald- und Wasservögel sind dort einheimisch, und vermehren die Nahrungsquellen der Bewohner. Die See, so wie die Flüsse sind an Fischen reich, auch Krokodille und andre große Eidexen sind dort nicht fremd, es gibt wohlschmeckende Schildkröten, Austern u. s. w., freylich auch gefährliche Schlangen, und besonders eine zahllose Menge von Insekten, deren Stich die Menschen quält.

Der Bau des Landes zur Aussaat ist äußerst leicht: mit einer kleinen, schwachen Hacke wird der Boden kaum aufgeritzt, der Saame eingeworfen, und nach

zwey Monaten ist die Ernte fast reif: und dennoch ist das Land bey weitem nicht so angebaut, als es sollte; denn die Bewohner sind träge und voll Leichtsinn, welcher des Reichthums der ihn umgebenden Natur gewiß, wenig an den morgenden Tag denkt, und nur dem heutigen lebt. Schon frühere Reisende beschreiben das Schauspiel der Bearbeitung eines Feldes bey diesen Negervölkern als etwas sehr eignes, geschickt den Europäer zum Lachen zu bringen. Der vornehme Eigenthümer bietet seine Dienstleute zur Bestellung seines Ackers auf. Die Arbeiter sind völlig nackend, jener hält eine kleine, schwache Hacke in der Hand. Der Gutsherr, wie am Tage einer Schlacht mit Lanze und Schwerd versehen, steht an ihrer Spitze: seine Gauckler umgeben ihn mit musikalischen Instrumenten. Diese singen aus vollem Halse zum Ton der Trommeln. Mit lauter Stimme ermuntert zugleich der Gutsherr seine Leute zum Fleiß, und diese gebehrden sich, als wäre ihr Tagewerk das allerschwerste, ob sie gleich in dem leichten sandigen Boden kaum das Unkraut an der Wurzel aufrütteln, und, wenn es hinweggeworfen ist, den Saamen einstreuen. Ihre äußerst überspannten Bewegungen folgen dem Vortrag der Gaukler, und verstärken oder mindern sich, je nachdem diese singen oder spielen.

Die Zubereitung der Speisen ist ganz einfach in Sene-Gambien, und bey allem Reichthum des Pflanzen- und Thierreiches gar nicht mannigfaltig. In irdenen, oder kupfernen Töpfen wird Hirse, wenn sie vorher enthülset, zerrieben, gesiebt und mit Wasser zu einem Teig geknetet ist, zu einem dicken Brey, oder Kuskus gekocht, und mit Brühe aufgetragen und gegessen: aus Mais, oder Welschkorn bereitet man eine steife Grütze; einige Kräutergattungen werden wie bey uns der Kohl gekocht; Pisang und andere feine Baumfrüchte geröstet, auch frisch genossen. Mit dem Fleische

nehmen es die Sene-Gambier nicht sehr genau; wenn es auch in Fäulniß überzugehen anfängt, wird dessen Genuß dennoch nicht verschmäht. Faules Elephanten-Fleisch, Krokodille, deren Fleisch häßlich nach Bisam riecht, Affen, Hunde, Katzen, Ratten sind feine Bissen für diese Schwarzen. Sie kennen keine größeren Leckerbissen, als Häringe in Palmenöhl gebraten und mit einer Brühe übergossen, die so sehr verpfeffert ist, daß der Europäer den Gaumen zu verbrennen glaubt, wenn er davon genießt. Diese Neger essen sehr hastig und greifen alle Speisen mit der Hand. Der Mund wird weit aufgesperrt, und so der Bissen gleichsam hinein geworfen. Nach der Mahlzeit wäscht jeder die rechte Hand. Wasser ist das allgemeinste Getränk dieser Völker, aber sie ziehen Palmwein, und, wenn ihnen dieser fehlt, eine Art Bier, welches sie Pitot nennen, und aus Mais bereiten, jenem natürlichsten aller Getränke vor. Viele mischen Syrup zum Wasser. Aber ganz in Wonne verloren ist der Neger, wenn ihm ein volles Glas Branntwein dargeboten wird: sein ganzer Leichtsinn erwacht, nichts ist ihm heilig, nichts theuer, gegen den Besitz dieses Getränkes, das schlimmste Geschenk der Europäer. Es ist unglaublich, wie es den armen Schwarzen lockt, anzieht, quält, fest hält: der Wunsch nach seinem Besitz wird wirklich zu einer Art von Wuth, und zerreißt die zartesten Bande des häuslichen Lebens.

Der Neger in Sene-Gambien, darf viele Weiber haben; sie sind ihm sklavisch unterthan und bedienen ihn, wenn er speißt. Erst nach ihm essen jene, nie mit ihm. Mann, Weib, Kind, alles raucht Taback, ohne Schaden für die Zähne, welche sie sehr fleißig reinigen und poliren. Wer seinen Gast mit Rindfleisch bewirthet und ehren will, muß ihm das Stück vorlegen, woran der Schwanz ist: bey öffentlichen Gastmalen hat der König Anspruch auf dieses Ehrenstück.

Nichts ist einfacher, als die Verlobungs- und Heiraths-Feyerlichkeit bey diesen Negerstämmen. Vater oder Mutter, oder die nächsten Verwandten begehren ein Mädchen, um welches jemand freyt, von ihren Aeltern. Die Sache hat selten einigen Anstand, und so bald man über die Geschenke, an Vieh, oder Kleidern einig ist, welche der Braut Aeltern bekommen sollen, und sobald diese übergeben sind, wird das Mädchen in die Hütte des Bräutigams geführt. Er gibt ihr die Hand, und heißt sie augenblicklich, Wasser, Holz und andere Gegenstände der neuen Wirthschaft hohlen. Sie gehorcht stillschweigend; setzt bald darauf dem strengen Gebieter ein Mahl vor, bedient ihn, und speißt, wenn er satt ist. Gehorchen ist das Einzige, was die Töchter in jenem Lande sehr früh lernen und sehr früh ausüben, da sie äußerst jung heirathen.

Der Mann wiederholt ihr seine Herrenrechte so oft und so nachdrücklich, daß sie solche nie vergißt. Unter den Weibern eines Negers findet eine Art von Rang Statt; die zuerst gewählte, besonders wenn sie Mutter eines Knaben ist, steht über den andern und weiß im Hause zu gelten. Stammt sie von königlichem Geschlecht, so muß oft der Hauseigner und Herr selbst ihren Winken folgen. Aber alle Weiber dieser Schwarzen müssen arbeiten. Außer der Zubereitung des Reißes, der Hirse, des Mais, damit er gekocht und gespeißt werden könne, außer der Zubereitung der Fleischspeisen und Fische, spinnen sie Baumwolle, weben Zeuge, färben solche, verfertigen Kleider, bauen Taback und Getraide, halten die Hütten rein, besorgen das Vieh, tragen Wasser, Holz, und sitzen, oder stehen, wenn der Eheherr seines trägen Leibes in Ruhe pflegt, oder mit seinen Genossen schwatzt und zecht, hinter ihm, um ihn durch Wehen mit Federbündeln zu kühlen und vor den Mückenstichen zu bewahren. Aus ihren Händen fordert er Taback und Pfeife.

Meine Leserinnen werden das Loos dieser Frauen nicht beneiden: Gesetz und Gewohnheit erleichtern es; sie werden häufig, und der vielen Arbeit und Anstrengung ungeachtet sehr leicht und ohne große Beschwerde Mütter, binden den Säugling, zehn bis zwölf Tage nach der Geburt sich auf den Rücken, und schleppen ihn so bey allen Tagesverrichtungen mit sich umher. Bis das Kind laufen kann, wird es mit wahrer Mutterliebe gehegt und gewartet, nachher beschränkt sich die Sorge der Mutter nur auf seine Nahrung; im Uebrigen läßt sie es machen, was es will, ohne an Bildung zu denken. Das Kind wächst zwanglos auf, hat Bewegung, und beschäftigt sich mit allem, was den Körper stärkt und gelenk macht. So vernachlässigt in der Erziehung, bleiben die Folgen nicht aus, und ein Geschlecht vergeht um das andre versunken in Trägheit und Arbeitsscheue, die bis ins Unglaubliche geht. Nie wird auch die höchste Noth den Neger anreizen, mehr Land zu bestellen, als er zur Befriedigung des ersten Bedürfnisses braucht, und ohne jene außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens würde Hunger die faulen Bewohner aufreiben. Gesang und Tanz, oft ganze Nächte durch in der üppigsten Ausartung fortgesetzt, in Verbindung mit dem europäischen Feuertranke sind ihre süßesten Freuden.

Diese schwarzen Menschen sind übrigens durchaus nicht ohne Scharfsinn, viele fassen alles leicht, sind listig und thätig, wo es auf Gewinn europäischer Handelswaaren ankommt, und bey geringerem Hang zum Müßigseyn würden viele unter ihnen geschickte Professionisten und Handwerker werden können. Ihre Weberey fürs Haus würde, da sie sehr gut ist, bald die Einfuhr unserer Zeuge überflüßig machen; ihre Schmide sind geübt genug, mit dem Hammer auf einerley Ambos alles das, freylich auf ihre Art, zu verfertigen, wozu man jene Werkzeuge braucht. Dazu ist weder

Schmiede, noch Esse nöthig, vor der Hütte wird der ganz kleine Ambos hingesetzt, Feuer angemacht, und mit einigen Hämmern, einer Zange und Feile, Gold, Silber, Eisen, bearbeitet, ohne sich anzustrengen. Eine Bockshaut bildet den Blasebalg. Man muß diese Leute arbeiten sehen, um sich von ihrer Trägheit einen Begriff machen zu können. Stets sind drey bey der Schmiedearbeit beschäftigt; sie sitzen alle drey auf platter Erde, rauchen Taback und plaudern, und, da der kleine Ambos nirgends Festigkeit hat, und nach den ersten Hammerschlägen sich zu tief in den Boden eindrückt, so müssen sie den größten Theil der Zeit dazu verwenden, ihn wieder aufzurichten. Auch sind die Hammerschläge so schwach, daß man sie kaum für wirksam genug halten sollte. Und dennoch verfertigen diese Schmide, nach langer Mühe, recht hübsche zarte Verzierungen von Gold und Silber, die man selbst in Europa nicht schlecht finden würde. Aus Eisen schmieden sie Messer, Aexte und andere zur Haus- und Feldarbeit nöthige Werkzeuge.

Wenn ein Neger in Sene-Gambien stirbt, so erheben die Weiber in seiner Hütte und im ganzen Dorf ein entsetzliches Klaggeschrey, und zerkratzen sich das Gesicht und die Brust. Nach vier und zwanzig Stunden wird der Todte zur Erde bestattet, und alsdann erst hat das Geschrey ein Ende. Während die Verwandten ein Trauermahl bereiten und Brantwein anschaffen, tragen fremde Leute den Leichnam hinweg. Gaukler und Trommelschläger sind die ersten bey dem Leichenzug; dann kommen mehrere Männer mit Waffen; ihnen folgen, umgeben von Priestern, zwey Männer, welche den Leichnam tragen: Weiber schließen den Zug, welche ihr Klaggeheul erneuern und Gesicht und Busen durch Kratzen entstellen. Man gräbt eine Grube, legt die Leiche hinein und bedeckt sie mit Erde und Steinen. Der Marabu setzt einige Töpfe mit

Wasser und Hirsebrey dazu, und hängt die Waffen des Verstorbnen bey dem Grabe auf. Die Trauer hat damit ein Ende, die Klage geht in Freude über, es wird getanzt, gezecht, uud alles ist guter Dinge. Die Trauerzeit ist nicht bey allen gleich: bey einigen Völkern jenes Erdstrichs dauert sie acht Tage, und bei Fürsten wohl ein Jahr. In diesem Fall wird die Leiche über Kohlen gedörrt, um sie vor Verwesung zu bewahren. Da diese schwarzen Völker sehr abergläubisch sind, so wird der Tod eines Vornehmen oft Veranlassung, einen geringeren, oder einen, den man haßt, aufzuopfern. Der Priester urtheilt, jener sey durch Zauberey oder Gift getödtet worden, und läßt einen aus dem Volke als dieses Verbrechens verdächtig ergreifen. Man bindet ihn an einen Baum, und läßt ihn an ein glühendes Eisen lecken. Wird die Zunge verbrannt, so ist er schuldig, und wird entweder grausam erwürgt, oder mit den Seinigen als Sklave verkauft: brennt das Eisen nicht, so ist er frey. Andere müssen vergiftetes Wasser trinken, und werden losgesprochen, wenn das Gift nicht wirkt, aber augenblicklich von dem Volk in Stücke zerrissen, wenn sich Wirkungen des Giftes zeigen.

Als Gedächtnißmal wird die Stelle, wo der Leichnam liegt, bisweilen mit einem in die Erde eingesteckten Elephantenzahn bezeichnet.

Gebräuche und Sitten der Einwohner von der Insel A=Namoka, oder Rotterdam.

Taf. VII. Fig. 43—44.

A-Namoka oder Rotterdam liegt unter dem 20 Gr. 17 M. südlicher Breite, und unter dem 174 Gr. 32 M. westlicher Länge, eine Insel von funfzehn Meilen im Umkreise, aber sehr wohl bevölkert und ausserordentlich fruchtbar. Den Boden der Insel bildet ein Korallenfelsen, der mit einer Lage von sehr fetter Erde überdeckt ist, welche den Vegetabilien besondre Größe und Schönheit gibt. Sie hat Ueberfluß an gutem Trinkwasser, und gewährt durch die Mannichfaltigkeit der schönen Bäume, welche hier theils wild wachsen, theils von den Einwohnern gepflegt werden, dem Auge eben so vielen Genuß durch schöne Ansichten als die Früchte derselben dem Gaumen erfreulich sind.

Die ganze Insel hat das Ansehen eines köstlichen Gartens, so sorgfältig sind die Felder abgetheilt, und eingefaßt, und so schön stehen die Pflanzungen von Bäumen, deren Früchte einen großen Theil der Nahrung für die Insulaner ausmachen. Der Brodbaum ist mit mehreren Palmenarten auch hier einheimisch, und Pompelmuße und Yamswurzeln gerathen in außerordentlicher Schönheit und Menge.

Die Einwohner sind von mittlerer Größe, sehr wohl proportionirt, fleischig, ohne schwerfällig zu seyn, und von kastanienbrauner Farbe. Sie verunstalten ihr Gesicht durch tätoiren, und pudern ihr Haar, das beschnitten ist, und wie ein Kranz den Kopf umgibt. Die Mannspersonen gehen fast nackend, denn nur ein ganz schmaler Streifen Zeug umgibt ihre Lenden, an den Hüften befestigt. Weiber und Mädchen aber, auch selbst einige Männer schlagen ein größeres Stück Zeug, aus Baumrinde verfertigt und gefärbt, einige Mal um sich, so daß auch fast die Beine damit gedeckt werden.

Von der allerseltsamsten Art sind die Häuser auf der Insel, ganz einzig und verschieden von dem Baugeschmack aller andern, nah und fern. Sie haben eine Länge von dreyßig Fuß, bey ohngefähr acht Fuß Breite und neun Fuß Höhe. Die Wände sind aus Rohr geflochten, aber nicht senkrecht, sondern gegen unten enger, gegen den Boden zusammen laufend, wie man Körbe für Damen sieht. Das mit Moos und Stroh gedeckte Dach ragt unterhalb über die Seitenwände hervor, und stößt oberhalb schräg zusammen, so daß der Durchschnitt eines solchen Hauses die Gestalt eines Fünfecks hat. In einer von den langen Seitenwänden ist eine viereckige Oeffnung, etwa zwey Fuß groß, welche die Stelle des Fensters und der Hausthüre vertritt. Jedes Haus dient zugleich zur Vorrathskammer, denn in jedem werden die Yamswurzeln, (der Bewohner häufigste Nahrung) auf den Fußboden hingeschüttet, ohne von der Unbequemlichkeit, welche diese Gewohnheit für die Hausbewohner hat, abgehalten zu werden. Um selbst auf den unebensten Stellen schlafen zu können, decken die Besitzer einige

Matten darüber, und schlafen ruhig und gut darauf. Zum Kopfküssen dient hier ein kleiner schmaler, hölzerner Schemel. Diese wohlverwahrten Korbhütten sind vorzüglich den Ruhestunden der Nacht gewidmet, den größten Theil des Tages bringen die Bewohner unter einem so glücklichen Himmelsstrich im Freyen, oder unter frey auf Pfählen stehenden leichten Dächern zu, die an keiner Seite geschlossen sind. Der Fußboden ist auch in diesen, wie in jenen besser verwahrten, stets mit Matten bedeckt.

Einer von den wenigen geistvollen Reisebeschreibern, welche diese Insulaner besucht haben, Forster, dessen Andenken jedem gefühlvollen Menschenbeobachter heilig bleiben wird, hat mehrere Szenen geschildert, durch welche der Charakter dieses Volkes deutlich wird, und ihr Inneres aufschließt. Zur Abwechslung im Vortrage will ich sie meinen Lesern ganz so geben, wie sie Forster gab, ohne seine Worte zu wiederholen. Nach der Landung der Engländer bemerkten die Insulaner kaum, daß jene Lebensmittel zu erhandeln suchten, als sich gleich ganze Schaaren von Verkäufern herandrängten und ihre Waaren mit großen Geschrey darboten. Die Wohnungen, welche zerstreut auf der Insel lagen, und an denen vorbey, und zwischen den wohlabgetheilten und schön gebauten Feldern hindurch ein breiter Kunstweg führte, waren bald ziemlich leer, denn alles strömte dem Marktplatze am Ufer zu. Rechts und links am Wege sah man Baumgärten in schöner Abwechslung vom Baulande, und jener war häufig von blühenden, Kühlung und Wohlgerüche verbreitenden Gebüschen überwölbt. Die in den Wohnungen Zurückgebliebenen waren sehr höflich, verbeugten den Kopf gegen die Fremdlinge, und sagten Lelei-woa,

(gut Freund!) Sie leisteten willig alle mögliche Dienste, waren die Wegweiser auf der Insel umher, holten wohlriechende Blüthen von den höchsten Bäumen herab, und, wenn jene einen Vogel geschossen hatten, solchen herbey, er mogte auf das Land oder ins Wasser gefallen seyn. Ein großer See im Innern, der Aufenthalt sehr vieler Wasservögel, gab häufig zu diesem Dienste Veranlassung. Sie brachten schöne Gewächse und nannten sie, und, wenn der Fremde mehrere der Art zu sehen wünschte, waren sie unermüdlich, solche weit herzuholen. Gern bewirtheten sie die fremden Männer mit Kokosnüssen und andern Früchten, beluden sich freywillig mit allem, was jene gesammelt hatten, um es ihnen nachzuschleppen, und bezeugten sich am Ende sehr dankbar, wenn sie für alle diese Dienste einen Nagel, oder eine Koralle, oder ein Stückchen Zeug erhielten.

Die Schönheit der Insel, welche, bey einem nicht sehr beträchtlichen Umfang, sehr reich an angenehmen mahlerischen Ansichten, und an Mannichfaltigkeit der herrlichsten Blumen war, lockte die Fremden ihre Besuche oft zu wiederholen, so lange ihr Schiff am Ufer lag. Ihre Jagdlust fand Nahrung, denn jener drey englische Meilen lange und eine Meile breite See war voll wilder Enten, und seine waldigen Gestade waren der Aufenthalt vieler Tauben, Papageyen, Riedhühner und kleinerer Vögel.

Auf dem Marktplatze am Meerufer wurde indessen vortheilhafter Tauschhandel getrieben, der den Engländern Schweine, Hühner und Früchte und Wurzeln verschaffte. Von Yamswurzeln erhielten sie besonders einen so großen Vorrath, daß sie einige Wochen lang

auf ihrer Weiterreise des Schiffszwiebacks entbehren konnten.

Gegen Mittag kehrten alle Gelandete in das Schiff zurück. Der Wundarzt, Patton fehlte: und bald sah man ihn vom Schiff aus am Ufer, von vielen Insulanern umringt. Man bemerkte sogar seine Verlegenheit und die Zeichen die er gab, um abgeholt zu werden. Erst nach dem Mittagessen gieng wieder ein Boot an das Land, das ihn befreyte. Er hatte während dieser Zeit erfahren, daß es auch unter diesem sonst so guten dienstfertigen Volke, böse Menschen und Ruhestörer gebe. Ein Insulaner hatte ihn für einige Korallen auf der Insel umhergeführt, wo er eilf Enten schoß, die ihm jener nachschleppte. Bey seiner Ankunft am Ufer waren die Engländer schon wieder nach dem Schiffe gefahren, und Patton sah sich allein und verlassen. Sobald die Insulaner seine Unruhe bemerkten, so daß er auf einer Felsenklippe am Ufer Sicherheit suchte. Man bedrohte ihn mit Speeren, doch seine Flinte hielt die Friedensstörer noch zurück. Man schickte Weiber an ihn ab, die ihn locken und von seiner Stelle bringen sollten; aber vergebens. Er sah ein Kanot vom Schiffe her rudern, und bot dem Eigenthümer den letzten Nagel, den er noch in der Tasche hatte, wenn er ihn nach dem Schiffe führen wollte; er war auch schon im Begriffe einzusteigen, als man ihm die Flinte unversehens aus den Händen riß, und die Enten, bis auf drey, wegnahm. Das Kanot wurde hinweg geschickt. Patton nahm seine Felsenklippe wieder ein, aber jetzt wehrlos, mußte er dulden, daß man ihn am Kleide zupfte, ihm Halstuch und Taschentuch entwendete, und mit Speeren drohte. Er suchte ängstlich in seinen Taschen, ob er nicht ein Messer fände, das ihm zur Vertheidigung dienen könnte: er

fand nichts als ein Zahnstocher-Etuis. Dieß öffnete er, und hielt es den Insulanern muthig, wie ein Terzerol, vor, und schreckte jene damit, weil sie nicht wußten, ob es nicht auch ein Schießgewehr sey, was er in der Hand hatte. Die Hitze war sehr groß, Patton ermattet und lechzend vor Durst: er gab, als noch immer keine Hülfe kam, schon die Hoffnung auf, gerettet zu werden. Aber unvermuthet erschien ihm eine Retterinn: es war ein schönes junges Mädchen, das sich seiner erbarmte. Mit fliegendem Haar eilte sie aus dem Gedränge zu ihm hin: aus ihren Blicken sprach Unschuld, Güte und Mitleid: er konnte sich ihr vertrauen. Sie bot ihm ein Stück von einer Pompelmuß, und weil er sehr gierig darnach griff und innig dankte, gab sie ihm mehrere Stücke, bis die ganze Frucht verzehrt war. Niemand that ihm nun noch etwas zu Leide.

Indessen nahte das Boot vom Schiffe: die Insulaner eilten bestürzt von ihm hinweg, aus Furcht vor Strafe: niemand, als das Mädchen und ihr Vater, ein alter Mann, blieben ohne Sorge bey ihm sitzen, denn sie waren sich des Guten bewußt, das sie ihm erwiesen hatten. Das Mädchen fragte nach seinem Namen, denn er, nach jener Landesart, aus Patton in Pattini verwandelte, und den das Mädchen, das nun Patsini daraus machte, hinfort selbst zu führen versprach, um sich des Fremdlings, den sie gerettet hatte, stets zu erinnern.

Patton borgte von den gelandeten Matrosen allerley Kleinigkeiten, beschenkte damit seine Wohlthäter, und diese entfernten sich mit dem frohen Gefühl, recht gehandelt zu haben. Pattons Flinte ward bald nachher freywillig wieder gebracht.

Einige aufs neue von den Insulanern verübte Diebereyen verursachten neue Uneinigkeiten: selbst Capitän Cook wurde darein verwickelt, und vergaß sich, da ein Insulaner aus einem Kanot am Schiffe den Speer gegen ihn erhob, so sehr, daß er seine Flinte auf ihn abschoß, und ihn hart verwundete. Auch gab er Befehl vom Schiffe aus mit Kanonen nach der Insel zu feuern. Aber die Insulaner, ihrer Unschuld bewußt, hatten darüber kein Arges, blieben am Strande, und einige ruderten unbefangen um das Schiff her. Einige trugen den schwer Verwundeten auf einem Bret zu den Engländern hin, die am Gestade waren. Herr Patton ward mit Instrumenten herbey geholt, um jenen zu verbinden. Die Eingebornen näherten sich hierauf wieder, und besonders die Weiber suchten Eintracht wieder herzustellen; aber ihr schüchterner Blick schien zu sagen, daß man grausam mit ihnen umgegangen sey. Mehr als funfzig setzten sich auf den Rasen nieder, und luden die Fremden ein, sich neben sie zu setzen. Jede hatte einige Pompelmuße, und theilte sie liebkosend Bissenweiße aus. Die Retterinn Pattons war auch dabey, und zeichnete sich durch jugendliche Schönheit vor allen andern aus. Ihre Körperfarbe war heller als der übrigen, sie war sehr regelmäßig gebildet, und von äusserst gefälligen Gesichtszügen: aus ihren lebhaften schwarzen Augen strahlte Feuer, und schwarze, lockige Haare umflossen ihren schönen Hals. Unter dem Busen hatte sie ein braunes Stück Zeug umgeschlagen, das fest anschloß, und bis auf die Füße reichte. Patton verband den armen Verwundeten, und die Insulaner schlugen noch Pisangblätter über den Verband. Man theilte Korallen unter die Insulaner, und so war alles Unrecht vergessen.

Diese Insulaner sind besonders geschickte Holzschnitzer. Sie verzieren ihre Keulen so künstlich, daß

sie sogar zu schön zum Gebrauche scheinen. Sie verfertigen zierliche hölzerne Schalen, und bauen recht gute kleine und größere Boote. Gegen Fremde scheinen sie mehr höflich als aufrichtig zu seyn; Handelsgeist belebt sie, sein Gefolge, die Gewinnsucht, befleckt ihren Charakter und verdrängt ächte Freundschaftsgefühle. Doch gewiß gilt dieß nicht im Allgemeinen.

So viel von den Eigenheiten der Bewohner von A-Namoka, wozu der in seiner Art einzige Bau ihrer Häuser Veranlassung gab: denn selbst auf den übrigen Inseln der Gruppe, wozu A-Namoka gehört, und die man unter dem Namen der freundschaftlichen Inseln begreift, ist diese Bauart unbekannt. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, die Bewohner der größten von diesen Inseln, und ihre Lebensart noch genauer zu beschreiben und in einer Ansicht darzustellen.

Taf: VIII.

Gebräuche und Sitten der Esquimaux (Eskimos.)

Taf. VIII. Fig. 45 – 50.

Ungeheure Erdstriche des nördlichen Amerika, die vom 50. bis über den 70. Grad nördlicher Breite, und vom 265. bis 325. Grad der Länge reichen, sind die Wohnsitze dieser Menschen, welche die Natur sehr sparsam besorgt hat. Das Klima ist außerordentlich rauh, ewiges Eis deckt furchtbare, seltsam gebildete kahle Felsengebirge, und in den Thälern und Ebenen herrscht nur drey Monate lang im Jahre der Sommer, neun Monathe hingegen ein so schrecklicher Winter, daß meine Leser sich kaum einen richtigen Begriff von dem Grad der Kälte, der dort alles Lebende zu zerstören droht, machen können. Selbst noch diesseits des 60. Grades ist die Kälte fürchterlich. Wird eine Hüttenthüre geöffnet, so verwandelt die eindringende Luft die Dünste in der Hütte augenblicklich in feinen Schnee. Wo Europäer des Handels wegen, oder auf Reisen überwintern, und alles zu ihrem Schutz gegen Frost wohl angeordnet haben, ist die Kälte dennoch so hart, daß durch die anhaltendste Erwärmung des Zimmers dennoch nicht verhindert werden kann, daß die Bett-

laken frieren. An den Betten gefriert der Athem als Reif. Zwölf Fuß tief frieren die Landseen: und im geheizten Zimmer bleibt selbst Brantwein nicht flüssig. Wer sich eine Minute lang der äußern Luft aussetzt, ist in Gefahr die Oberhaut an Gesicht und Händen zu verlieren.

Aber die Eingebornen trotzen dieser entsetzlichen Kälte. Sie sind klein; selten erreicht ein Eskimo fünf Fuß Höhe, aber in den nördlichsten Gegenden sind es wahre Zwergmenschen. Sie haben breite Schultern, die Weiber noch breitere, als die Männer, weil sie früh schon zu Lastträgerinnen gebraucht werden. Der breiten Schultern ungeachtet sind sie nicht stark, aber alle Körpertheile sehr fleischig. Dadurch wird ihnen die harte Kälte erträglicher. Hände und Füße sind außerordentlich klein. Der Kopf ist groß, breit und platt das Gesicht, wie gepolstert die Wange, wenig hervorstehend die großlöcherige Nase, klein das Auge, schwarz, aber ohne Feuer. Sie haben schwarzes, langes, struppiges Haar, welches die Männer abstutzen, Weiber aber lang tragen, und für desto schöner halten, je länger es ist. Sie binden es auf dem Wirbel in einen Knoten. Ihr häßlich gebildetes Gesicht wird noch durch Einritzen mehrerer Striche und Linien häßlicher gemacht, diese färben sie schwarz, die Farbe ihrer Haut ist schmutzig kupferroth. Ihre Kleider bestehen aus Seehundsfellen und Häuten der größeren Seevögel. Am Rock, der bis auf die Mitte der Lenden bey den Männern reicht, bey den Weibern aber hinten eine sonderbare abgerundete Verlängerung hat, befindet sich oben eine lederne Kappe, die in übler Witterung den Kopf bedeckt. Die Lenden, Beine und Füße sind gleich-

sam in Leder eingewickelt, und besonders auch durch große, weite, hohe Stiefeln bewahrt. Gewöhnlich trägt die Frau ihren Säugling in der Lederkappe des Kleides, will sie aber mehrere Kinder schnell mit sich fortbringen, so packt sie solche in ihre weiten Stiefeln, und wandert damit weiter. Diese Stiefeln sind durch Fischbein gestreift. Die Kleidung überhaupt ist gut genäht, obgleich nur Fischgräten und Rehsehnen die Stelle der Nadeln und des Zwirns bey den Eskimos vertreten. Man schmückt sogar die Kleidungen durch Besetzung der Nähte mit Streifen von bessern Fellen, und behängt sie mit Rehzähnen, und eine Eskimoerinn glaubt recht hübsch geputzt zu seyn, wenn sie außer den schwarzen Schnörkeln und Linien am Kinn und auf den Wangen, die sie eingeritzt hat, einen Büffelschwanz auf dem Kopfe tragen kann. Die Eskimo sind keineswegs dumm, im Gegentheil gebührt ihnen das Lob, daß sie sich ihrer Verstandskräfte sehr geschickt bedienen, um in einem so höchst elenden Lande, wie ihr Vaterland, nicht eine Beute des Hungers, und von der Kälte aufgerieben zu werden.

Sie bauen sich verschiedene Wohnungen, anders für den Sommer, anders für den Winter. Die Sommerwohnung, Taf. VIII 46. ist ein Zelt aus einigen Stangen bestehend, die im Kreise aufgestellt werden und in der Spitze sich berühren; Seehundsfelle machen die Bekleidung aus. Das Winterhaus wird aus Balken errichtet, die auf über einander gelegten Steinen ruhen: darüber liegen noch mehrere Stücken Stein, Torf, Erde, so daß das Ganze eine oben rundliche Form erhält: mit Moos, Erde, Gras und dünnem Strauchwerk werden alle Ritzen sorgfältig verstopft, und

diese Masse friert fest zusammen. Das Winterhaus der Eskimos ist bisweilen 24 Fuß lang und 12 breit, aber bis an das Gebälke nicht höher als ein Mann. Mehrere Familien bewohnen es. Die Wände sind mit alten Fellen belegt, und durch herabhängende Felle werden Kammern abgetheilt, wovon jeder einzelnen Familie eine zugehört. Auf einigen flachen Steinen steht ein hölzerner Dreyfuß, auf welchem eine Thranlampe brennt, um die Wohnung zu erwärmen und zu erleuchten: wenn gekocht wird, so geschieht dieß ebenfalls über dieser Lampe. An Holzvorrath zur Winterfeurung kann in einem so armseligen Lande nicht gedacht werden. Nur zum Anmachen des Feuers bedienen sie sich des getrockneten Holzes, indem sie ein Stück in einem Loche, das in ein anderes zu diesem Endzweck gemacht ist, so lange schnell und gewaltsam herum drehen, bis Feuer entsteht. Auf der Taf. VIII. sehen meine Leser unter 48. 49. zwey Eskimos in dieser Beschäftigung. Die Lampe, welche in einer solchen Hütte so viel geltend ist, wird aus Stein verfertigt. Der Lampendunst, verbunden mit den Ausdünstungen der Bewohner, welche sich so enge als möglich zusammen packen, und sich eines Naturbedürfnisses wegen nicht leicht aus der Hütte entfernen, verursacht einen für Europäer höchst unleidlichen Geruch in diesen Winterwohnungen, wo der niedrige Eingang zugleich die einzige Oeffnung für den Abzug des Rauchs und der Dünste ist. Die reichhaltigen Urintöpfe werden auch um deswillen nicht ausgeleert, weil der Eskimo damit seine Seehundsfelle gerbt. Der Seehund ist eines der wohlthätigsten Geschöpfe für diese Polarmenschen; sie benutzen alles an diesem Thier, und genießen sein Fleisch theils roh, theils getrocknet. Sie trinken Thran von Seehunden

und Wallfischen, deren Fleisch, (wie überhaupt der Seethiere,) sie vorzüglich nährt. Auch treiben sie, besonders in den etwas südlicheren Gegenden, die Jagd, wodurch sie, außer neuen Nahrungsmitteln, schöne Thierhäute bekommen, die der Gegenstand des Handels mit Europäern werden, welche ihre Küsten besuchen. Durch Tausch erhalten sie mancherley Erzeugnisse des europäischen Kunstfleißes, wodurch ihr eignes häusliches Leben bequemer wird. Eiserne Werkzeuge und Eisen zu Waffen, aber auch Taback, Branntwein, und sogar elende Quacksalbereyen und Zaubermittel gegen Krankheiten, u. dergl. werden ihnen im Tausche zugeführt.

Die Eskimos bauen Boote aus hölzernen Stäben und aus Fischbein, welche zwanzig Ellen lang sind, aber nur eine Elle breit. Das Gestell ist mit gegerbten Seehundsfellen künstlich überzogen; die einzelnen Stücke sind an einander fest genäht, und durch Beschmieren mit Fett wird das Eindringen des Wassers gänzlich verhütet. In der Mitte des Bootes ist ein rundes Loch in dieser Fellenbekleidung gelassen, worein sich der Eskimo setzt, und durch Schnüre das Boot selbst unter den Armen mit sich so fest vereinigt, daß er nur Eins damit auszumachen scheint. Sein Ruder hat auf beyden Seiten eine platte Schaufel, und dient ihm auch dazu, sich in und mit seinem Kahn wieder empor zu helfen, wenn ihn, wie es oft geschieht, eine Welle umstürzt. Außer der Hütte und dem Boote verfertigen die Eskimos Bogen, Pfeile, Lanzen und Schleudern, und mehrere Arten von Harpunen, die an Tauen fest gemacht sind, und besonders bey der Jagd nach Wallfischen gebraucht werden. In abgelegenen Gegen-

den, wo der Handelsverkehr mit Europäern seltner ist, nehmen die Eskimo spitzig geschliffene Steine, Fischzähne und Muscheln, um ihren Lanzen und Pfeilen Spitzen zu verschaffen, die sie sonst aus Eisen zubereiten. Um die Augen gegen die schädliche Wirkung des Schnees sicher zu stellen, machen sie sich zwey kleine hölzerne, oder knöcherne Scheibchen, welche, einer Brille ähnlich, über den Augen liegen, hinten am Kopfe durch Riemen fest gebunden. In jeder Scheibe ist eine Ritze, welche hinreicht, um durch sie zu sehen. Sie sind daran gewöhnt und sogar überzeugt, daß man durch Schneeaugen (so nennen sie diese Scheiben) schärfer sehe, als bey dem Gebrauch unbewaffneter Augen. Wer, auch im Sommer, recht weit in die Ferne sehen will, legt seine Schneeaugen an.

Daß die Eskimos fast alles roh genießen, erwähnt' ich weiter oben schon; auch ist ihnen der Gedanke an die Zukunft, wo nicht ganz fremd, doch ziemlich gleichgültig. Sie essen ihre Jagdbeuten schnell hintereinander weg, ohne Sorge für Morgen; nur den Thran, ihren Lieblingsgenuß, verwahren sie in Blasen, oder in ledernen Gefäßen, die den Flaschen ähnlich sind. Im Vorgrund meiner Abbildung liegt eine solche bey Pfeil und Bogen. Ist sie leer, so zieht der lüsterne Thranfreund auch die Haut durch die Zähne, um ja nicht ein Perlchen des kostbaren Saftes zu verlieren. Der harte Winter, wo sich alle Thiere verbergen, entfernen, und dem der arme Eskimo, obgleich auch er wärmeren Lagen zuwandert, doch nicht ausweichen kann, bringt diese dürftigen Menschen oft in die drückendste Noth. Der Lappländer hat doch seine Rennthiere, der Kamtschadale seine Hunde, deren Fleisch ihn sättigen

kann, der Eskimo in den nördlichsten Gegenden leidet an allem Mangel. Aber dulden kann er, hungern, leiden über alle Begriffe: er ißt im Nothfall Thierhäute, die er zum Tauschhandel aufbewahrt hat, altes Lederwerk, Seegras, Kleider und Stiefeln. Aas ist ihm willkommne Kost, er ißt, was sich essen läßt. Wird die Noth zu dringend, so besänftigt er den Hunger auf kurze Zeit dadurch, daß er sich auf die Nase schlägt, und das Blut, welches herausströmt, als Nahrung verschluckt.

Der Eskimo lebt völlig frey, ohne bürgerliche Ordnung und Obrigkeit, seine Sitten und Gewohnheiten sind höchst einfach. Ohne viele Umstände freyt er beym Nachbar um seine Tochter, und wer ein geübter Seehundjäger ist, bekommt selten eine abschlägliche Antwort. Aber mit eben so geringen Ceremonien trennt er seine Ehe wieder: die Frau geht alsdann zu den Aeltern oder Verwandten zurück. Kranke werden theils durch Zaubereyen und geheime Mittel von Betrügern behandelt, theils durch Schweis geheilt. Man errichtet eine kleine, wohl verschlossene Hütte, worein der Kranke neben einen großen glühend gemachten Stein nackend gesetzt wird: der Stein dampft, und dieser Dampf, den der Kranke durch Aufspritzen von Wasser noch vermehrt, treibt heftigen Schweis. Ist diese Wirkung erfolgt, so verläßt jener die Hütte, und wälzt sich nackend im Schnee, oder badet im Wasser, und erhält auf diese Weise oft seine Gesundheit wieder. Auf Reisen tragen die wandernden Familien ihre Boote oft auf den Schultern über hohe Gebirge viele Meilen weit, und trotzen jedem Ungemach; sobald sie wieder Fahrwasser erreichen, wird das Boot seiner Bestimmung gemäß benutzt, und erleichtert die Weiterreise.

Der Eskimo nimmt so viele Weiber, als er nähren kann, und diese müssen sehr viel arbeiten, tragen, dulden. Der Mann besorgt die Jagd und den Fischfang: alles andere, selbst der Hüttenbau liegt der Frau ob. Ich weiß nicht, ob sich mit dem sonst gutmüthigen Charakter dieses Volkes eine schreckliche Gewohnheit, wovon einige Reisende Nachricht geben, vereinigen läßt. Sie sollen ihre alten Aeltern, wenn sie zur Jagd und zum Fischfang unfähig werden, erwürgen. Man sagt, die Alten verlangten es von ihren Kindern, getödtet zu werden, und diese folgten dem Befehle. Der Greis setzt sich in eine dazu verfertigte Grube, spricht noch freundlich mit den Seinigen, raucht noch Taback, schlürft noch sein Lieblingsgetränke, und wird endlich auf einen Wink, den er selbst giebt, von seinen Söhnen mit einem Strick erwürgt. Ihre Todten verbrennen sie, und errichten eine Stange auf der Stelle, mit den Waffen, deren der Verstorbene sich im Leben bediente. Etwas Taback wird auch dabey aufgehängt. So ehren dort die Nachgebliebenen das Andenken der Vorangegangenen. Ländlich, sittlich!

Begriffe von einem Gott, der alles Gute bewirkt, so wie von einem andern, dem sie böse Ereignisse zuschreiben, fehlen den Eskimos nicht, aber eigentlicher Religionskultus ist nicht unter ihnen. Die Eskimos in Grönland sind, wegen ihres Verkehrs mit Europäern, etwas weiter in allen Stücken an Ausbildung vorgerückt, als andere Stämme; doch bleiben auch sie den urväterlichen Gewohnheiten und besonders den schmutzigen Sitten im Haushalt getreu. Auch sie erfüllen ihre, bisweilen 70 Fuß langen, Winterhütten mit unausstehlichem Uebelgeruch. Ihr Charakter ist gut, sie haben

leichten Sinn, der vom kommenden Morgen nicht stark beunruhigt wird. An Gestalt sind sie jenen Brüderstämmen gänzlich ähnlich, an Kleidung, Hüttenbau, Sprache, kaum in einigen Nebensachen von ihnen verschieden. Ihre Sitten sind genauer beobachtet, weil Europäer, besonders Dänen, des Handels wegen, und Herrnhuter, durch den Wunsch, sie zum Christenthum zu bekehren, angelockt, unter ihnen leben. Eine Art von Apathie, Leidenschaftlosigkeit hat sich dieser Stämme bemeistert: ihr Leben, freylich oft dem drückendsten Elend preis gegeben, schleicht dessen ungeachtet still dahin: keiner will herrschen, keiner dient, keiner stört den andern in seiner Togesordnung, in seinem Gewerbe, denn Meer und Land sind gemeinschaftlich, und das Mein, durch Fleiß Mein, bleibt stets unangetastet, ob es gleich nicht hinter Schloß und Riegel liegt. „Der Mann wird nun auch ein Mensch werden", sagen sie von einem Europäer, den sie achten, und ehrenvoll auszeichnen wollen. So nationalstolz sind selbst Eskimos!

Der Eskimo in Grönland bringt auch wohl einige Fensterchen in seinem Winterhause an: sie sind aus Seehunds-Gedärmen verfertigt: eine unbeträchtliche Erhöhung vom Boden, von Dielen, mit Leder überzogen, ersetzt die Stelle der Stühle und Schlafstätten. In jeder Familien-Abtheilung befindet sich ein Feuerheerd, wie ich ihn oben beschrieb: die große Lampe auf dem hölzernen Gestelle darf nie ausgehen, wenn nicht auch am Tage Nacht werden soll; denn zwey Monate lang erwarten diese Polarmenschen den Tag vergeblich, da die Sonne gar nicht über den Horizont hervortritt.

Ueber der großen Thranlampe hängt, von dem

Gebälke herab, ein steinerner Kessel, worin man kocht, ihn aber nie reinigt, und damit ja die Unsauberkeit die höchste Stufe erreicht, so werden unmittelbar über dem Kessel auf Querhölzern nasse und besudelte Kleider ausgebreitet, um bey der nahen Wärme zu trocknen. Alles dünstet nun, Menschen, Lampen, Kessel, Kleider, halb gar gemachte Felle, kurz es gehört recht viel dazu, auszuhalten.

Der grönländische Eskimo ißt nicht so bestimmt rohes Fleisch, als seine übrigen Stammesgenossen: aber damit er es nicht verlerne, auch mit ganz roher Kost sich zu begnügen, so befiehlt ihm das Herkommen, von jeder Jagdbeute ein Stück roh zu verzehren und das Blut noch warm zu kosten. Statt des Brodes nimmt er mit kleinen getrockneten Häringen (Angmarsets), vorlieb. Ein Gefäß voll Seewasser vertritt die Stelle des Salzwassers. Die Kochkunst des Grönländischen Eskimo ist weit zurück, um so unreiner verfährt er aber bey seiner Küche. Ein Festgericht ist ihm das, was ein Rennthier im Magen hat: er mischt wilde Beeren dazu und gießt Thran über diese Fülle von Wohlgeschmack. Man könnte selbst beym Niederschreiben einer eskimoischen Speise-Zubereitungs-Tafel eckel werden, so sehr widerstreitet es dem Anstand, was dabey vorkommt. Denn wer könnte an eine Schüssel gebackner Häringe, wozu der Speck mit den Zähnen gekaut und so in die Pfanne gleichsam gespuckt wurde, anders, als mit Schaudern denken? Bey den Mahlzeiten wird übermäßig gegessen: gewöhnlich speißt die Familie erst Abends, wenn der Mann mit Beute vom Strande kommt. Nachbarn, die nicht glücklich im Fang waren, sind mit den Ihrigen willkommne Gäste: man

schmaußt, bis die Freude ein Ende hat. Erst essen die Männer, um ein altes Stück Leder, das als Tischtuch auf der Erde liegt, umher gelagert, hierauf die Weiber mit den Kindern.

Der grönländische Eskimo baut zum Behuf weiter Reisen, die er an den Meer-Gestaden unternimmt, große Boote von sechs und dreyßig, bis vier und fünfzig Fuß Länge: sie sind vier Fuß breit, unten platt uno drey Fuß tief. Man nennt sie Weiber-Boote, Umiaks, weil die Weiber mit den Kindern und allen Zelt- und Hütten-Geräthe sich darin befinden, und auch Weiber sie regieren, und durch Ruder und Segel, das am Vordertheile steht, fortbringen. Oft sind zwanzig Menschen mit ihrem Gepäcke darin, und bereisen eine Strecke von mehr als hundert Meilen. Der kleine Herr der Familie fährt, eingeschnürt in sein Boot, neben her, um in Gefahr zu rathen und zu helfen. Auch das Weiberboot ist mit Seehundsfellen überzogen, und so leicht, daß man es über Berg und Thal schleppen kann.

Die ganze Bildung junger Eskimos beschränkt sich auf die Kunst, Boote zu bauen, und Seehunde, und Wallfische zu erlegen, überhaupt auf dem Meere so einheimisch wie in der Hütte zu seyn und der höchsten Wellen zu spotten: und in der That, diese Menschen bringen es darin weit. Ein Jüngling von achtzehn Jahren ist oft schon Meister in allen diesen Künsten. Mädchen lernen frühzeitig nähen, gerben, Häuser und Boote bauen, und die edle Kochkunst. Der gute Fischer und Jäger findet leicht eine Braut, und ohne weitere Umstände wird sie seine Frau. Will er nicht weiter mit

ihr leben, so bleibt er zwey Tage aus dem Hause: die Frau versteht diesen Wink und kehrt ohne Verzug zu ihren Verwandten, und so ist die Ehe getrennt. Den Kindern untersagt niemand etwas: selbst ihr Eigensinn gilt: am allerwenigsten darf die Mutter den Sohn schlagen. Auch die Frauen werden nicht vom Manne geschlagen, wie es bey andern rohen, oft auch halbgesitteten Völkern geschieht.

Man kann diesen Eskimo-Stämmen ein sehr sittliches Betragen und ruhige Duldsamkeit nicht absprechen. Ihr Tagewerk ist geordnet, und geht so Schritt für Schritt seinen Gang. Nirgends zu viel, nie zu laut, sachte, sinnig. Man weiß nichts von Ausschweifungen, und die unverheiratheten Mädchen sind die Sittsamkeit selbst.

Diese Menschen sind dienstwillig und gastfrey: auch bringt der Gast das Beste mit, was er habhaft werden kann. Man bringt ungesäumt sein Boot ans Land, reicht ihm trockne Kleider und unterhält ihn mit Gesprächen, bis die Abend-Mahlzeit in Ordnung ist. Man sitzt im Kreise, und läßt die Schnupftabacksdose fleißig umher wandern. Es werden Nachbarn und Verwandte gebeten, und die Mahlzeit besteht wohl aus acht und mehr Gerichten. Den Anfang machen getrocknete Häringe, dann folgt gedörrter Seehund, gekochter Seehund, halbfauler Seehund, ein Stück Wallfisch-schwanz, gedörrter Lachs, Rennthierfleisch, Gefülltes vom Rennthiermagen mit wilden Maulbeeren und Thran versetzt; wilde Beeren in Wallfisch-Thran beschließen das Gastmahl. Man ißt so lange, bis endlich alle Gäste einschlafen.

In der Reihe ihrer Feste, zur Ehre der guten oder bösen Geister, oder ihres obersten Gottes gefeyert, zeichnet sich eines aus, welches sie das Sonnenfest nennen. Eigentlich müßte es das Fest der Sonnen-Wende heißen. Am 22. Dec. feyern sie es: an diesem Tage fångt die Sonne an wieder sichtbar zu werden. Alles freut sich: in ihren besten Kleidern gehen sie in Schaaren umher, und beschenken und bewirthen sich. Man tanzt zur Trommel und singt Fest-Gesänge, wovon jede Strophe sich endigt:

„Es kommt die Sonne zurück, Amnah ajah, ajah, ah-hu; sie bringt gutes Wetter, Amnah ajah', ajah, ah-hu.“

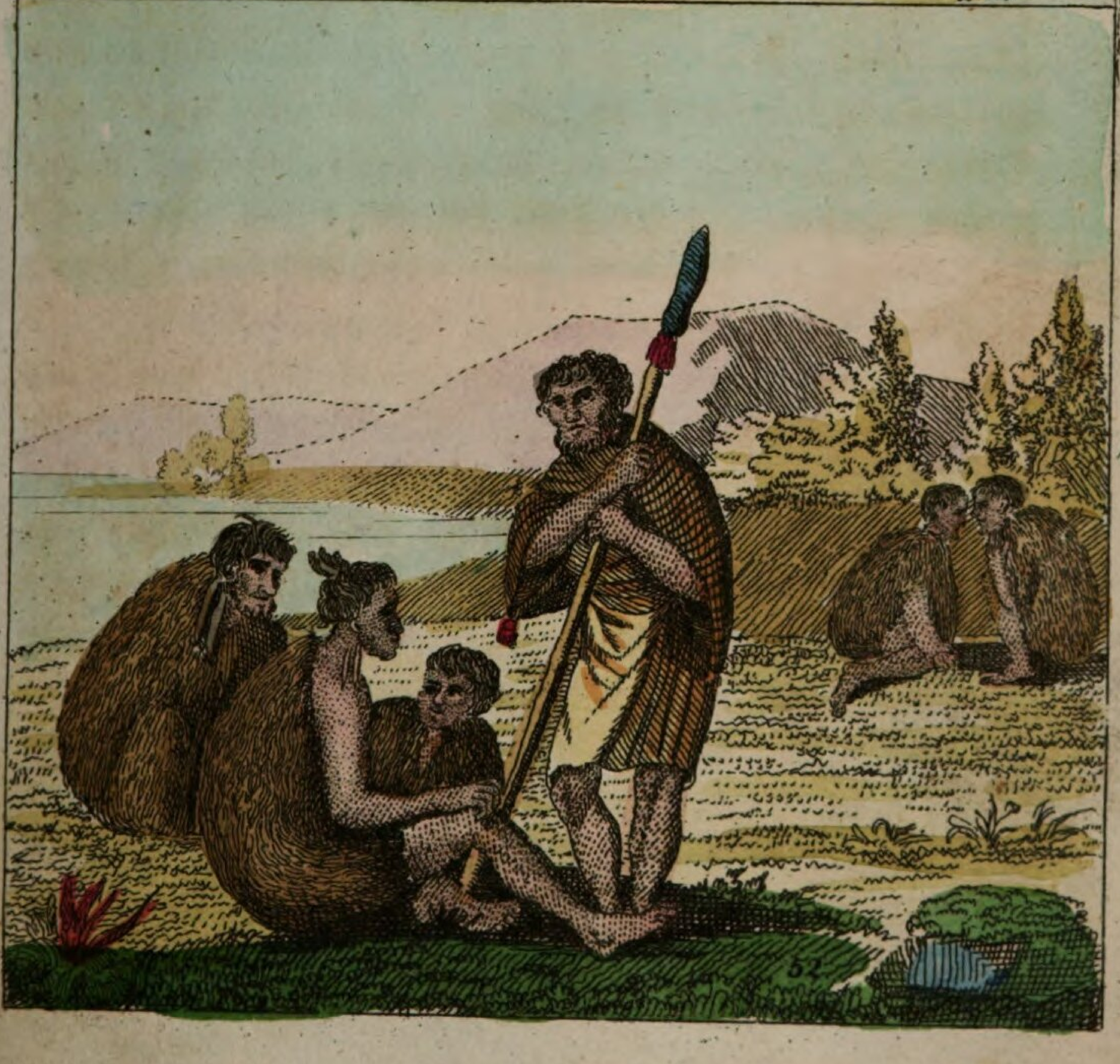
Gebräuche und Sitten der Neu-Seeländer.

Taf. IX. Fig. 51. 52.

Zwey Inseln, durch eine schmale Meerenge, Cooks-Straße genannt, zwischen dem 34. und 47. Grade südlicher Breite, begreifen das Land, welches wir Neu-Seeland nennen. Der Flächeninhalt wird gegen vier tausend Quadratmeilen betragen. Hohe, oben abgerundete Berge steigen vom Strande empor, und nehmen landeinwärts an Höhe zu: an den Seiten der Berge sind Thäler und kleine Ebenen, welche stark bewohnt werden. Jedes Thal hat einen köstlichen Bach. Der Boden ist vorzüglich gut, alle Pflanzen wuchern sehr reichlich: die Gebirge sind mit fast undurchdringlichen Wäldern besetzt, die Thäler und Ebenen bringen reichlich Yamswurzeln, Bataten, Brombeeren, wilden Salbey, Sellery und Farrenkraut, auch, seitdem diese Insel von Europäern besucht wird, Kartoffeln und andere Gartengewächse hervor. Eigenthümlich gehört dieser Insel eine Pflanze, welche der neuseeländische Flachs genannt, und von den Eingebornen zur Verfertigung ihrer Kleider gebraucht wird. Der Faden, den diese Pflanze gibt, ist der Seide an Feinheit gleich, und übertrift sie an Dauerhaftigkeit. Unter den Bäumen zeichnen sich verschiedene Palmenarten, Papier-Maulbeerbäume, Zedern und dergl. aus: man findet Thee-

Taf. IX.

51



52

Myrrthen und Sproß-Tannen: von den Blättern der erstern kann man Thee bereiten, von dem Laub der zweyten, das aber keineswegs unsern Tannen-Nadeln ähnlich ist, läßt sich Bier brauen. Der Ackerbau wird aber nie sehr gedeihen, weil das Land allzu steinig ist. Man kann nicht leicht einen gemäßigtern Himmelsstrich finden, als diesen. Im Winter steht der Wärme-Messer nie unter 48 Graden, im Sommer steigt er nie über den sechs und sechzigsten Grad. Was in Neu-Seeland Winter heißt, hat so wenige Aehnlichkeit mit unserm Winter, daß auch die zartesten Bäume dort ihr Laub nicht eher verlieren, als bis das nachschießende junge Laub das alte hinweg stößt. Gemeiniglich herrscht gute Witterung, die zuweilen durch Stürme und starke Regen gestört wird, welche aber selten über einen Tag anhalten.

Ohne seine hohen, felsigen Gebirge, welche der Cultur hinderlich sind, müßte dieses Land, bey weiterer Ausbildung seiner Bewohner, oder bey europäischem Anbau, eines der schönsten auf der ganzen Erde werden.

Die Säugethiere, welche vor der ersten Landung Cooks hier anheischig waren, beschränken sich auf Hunde, Ratten und Fledermäuse. In den Wäldern gibt es Schlangen und Eidechsen, wovon die Neu-Seeländer eine Gattung so groß beschreiben, daß Menschen davon angefallen werden. Größer und zahlreicher sind die Schaaren von Vögeln, welche diese Inseln bewohnen und ihre allzu dichten Wälder beleben. Cook hatte bey seinen verschiedenen Besuchen an diesen Inseln mehrere in Europa einheimische Hausthiere abgegeben; allein der rohe Sinn der Bewohner störte die gute Absicht, welche dabey zum Grunde lag, denn sie vertilgten aus Raubsucht und Neid jene nützlichen Geschenke.

Nach den Bemerkungen der neuesten Weltumsegler sind die Neu-Seeländer von mittlerer Größe und größten Theils schlecht gebaut, doch nicht ohne Ausnahme; denn man findet auch recht kräftige, feste und wohlgebildete Leute unter diesem Volke, aber eigentlich fette gar keine. Ihre Körper-Farbe ist verschieden; man man sieht sehr dunkle Menschen, fast schwarze unter ihnen, aber auch solche, die ins Gelbliche, fast Dunkelolivengelbe fallen. Es fehlt ihnen eine eigentliche nationale Gesichtsbildung, wie man sie bey andern Völkern bemerkt; manchen unter den Neu-Seeländern würde man, seinen Gesichts-Zügen nach, für einen Europäer halten. Am häufigsten sieht man bey einem runden Gesicht, starke Lippen; eine an der Spitze dicke Nase; große, durch Uebung sehr schnell rollende schwarze Augen. Der Blick der Männer ist scheu, finster, mißtrauisch, ihre Miene ernst: junge Leute äußern in ihren Blicken und Mienen den frohen Charakter des sorgenfreyen Jugendalters. Schöne, weiße, feste Zähne sind bey den Neu-Seeländern ziemlich allgemein. Das starke, schwarze und schlichte Haar schneiden die meisten auf dem Hinterkopfe kurz ab, und binden das übrige auf dem Scheitel zusammen. Die Bärte der Männer sind rauh, stark, groß: aber sie setzen auf ihren Besitz nicht, wie andere Völker, einen Werth, denn willig und dankbar nahmen mehrere das Erbiethen ihrer europäischen Gäste an, sich die Bärte abscheeren zu lassen.

Beyde Geschlechter sind an der Kleidung nicht von einander zu unterscheiden, denn diese ist bey beyden gleich, und besteht aus einem fünf Fuß langen und vier Fuß breiten Zeuge, der von jener oben bemerkten Flachspflanze mehr geflochten, oder geknüpft, als gewoben ist, und an zwey Ecken über die Schulter gezogen und

auf der Brust festgesteckt, den ganzen Leib kleidet. Durch einen Gürtel von Flechtwerk aus Bast wird dieser Zweck noch besser erreicht. Die Putz-Lust verbrämt dieses Gewand an den Ecken mit viereckigen Stückchen von Hundefell, welche so aufgetragen werden, daß immer ein schwarzes Viereck mit einem weißen abwechselt. Mit dieser Zierde nicht zufrieden, werden große bunte Vogelfedern an der Außenseite da und dort befestigt, gleichsam in den Zeug eingewirkt: oft erhält dieser auf der ganzen Außenseite eine Bedeckung von Hundefellen: oft auch besteht die ganze Bekleidung in Hundefellen. Eine seltsame Ueberkleidung, welche von der Flachspflanze einfach genug verfertigt wird, vollendet meistens den Anzug, ohne ihn zu verschönern. Man reiht die erwähnte Pflanze an einen Strick, und umgibt, wenn die Behängung dicht genug ist, den Hals damit. Die zottigen Pflanzenbüschel hängen nun rauh herab, bis auf die Lenden, und geben dem, der damit bekleidet ist, ein sehr wildes, bärenartiges Ansehen. Am Auffallendsten ist dieß, wenn die Neu-Seeländer ihrer steten Gewohnheit gemäß mit untergeschlagenen Beinen, zur Unterhaltung bey einander versammelt, hucken oder sitzen. Meine Leser sehen es auf der Taf. IX. Viele werfen auch eine Bastmatte über ihr gewöhnliches Kleid, die bisweilen bis auf die Fersen herabreicht.

Zum Schmuck des Kopfes, woran aber die Haare von Gästen wimmeln, dienen bunte Federn, auch Kämme von Holz oder Knochen, mit Muschelschalen künstlich belegt. Die Neu-Seeländer durchschlitzen sich die Ohren und behängen sie mit Knochen, Muscheln, Zähnen, und in die durch das Aufschlitzen verursachte Oeffnung selbst stecken sie kleine Stückchen grünen Jaspis, Korallen, kleine Stückchen Zeug.

Zur weiteren Verschönerung des Körpers, nach neu-seeländischem Geschmack, gehört auch das Punktiren im Gesicht: Manche schneiden oder ritzen sich viele seltsame Striche auf Stirn und Wangen, und heben diese schöne Arbeit durch Bestreichen mit blauer Farbe noch recht heraus. Weiber punktiren bloß die Lippen und eine Stelle auf dem Kinn. Aber der ganze Kopf wird von Mann und Frau mit einer Salbe, die aus Fett und Ocker besteht, eingerieben. Und nun die blauen Punkte und Linien darüber — es muß geschmackvoll aussehen!

Zum Weiberputz gehört auch ein Hals-Geschmeide von Seehunds-Zähnen, Bündel kleiner länglich geformter Perlen, die aus Knochen kleiner Vögel verfertigt werden; einige tragen Schürzchen mit Papagey-Federn und Muschelschalen geziert; eben so Mützen mit Federn besetzt, zum höchsten Putze. Gewöhnlich aber geht alles mit bloßem Kopfe.

Die Wohnungen dieses Volkes zeichnen sich durch eine gewisse Eigenthümlichkeit aus. Taf. IX. No. 51. ist eine von mir abgebildet. Einzeln sieht man selten, oder nie eine solche Wohnung, jeder Stamm lebt beysammen und baut sich vereint an, so daß aus dieser Verbindung ganze Dörfer von zehn und mehreren Hütten entstehen. Eine wird so nahe als möglich an die andere hingestellt, und der Stamm wählt eine steile Landspitze, oder einen kaum zugänglichen Felsen zu dieser Ansiedlung. Die größte dieser Hütten ist dreyßig Fuß lang, funfzehn breit und nur sechs Fuß hoch. Das Gestell ist regelmäßig angelegt, aus Sparrenwerk, das abwechselnd roth und schwarz angestrichen, und durch biegsame dünne Baumzweige an die Hauptbalken befestigt wird. Mit Binsen sind die Wände fest und rein-

lich belegt, mit Schilf und Rohr ist das Dach gedeckt, an dessen Aussenseite wieder mehrere Stäbe in gleicher Entfernung von einander angebracht sind, welche sich oben durchkreuzen und Festigkeit bewirken. Die Thüre ist nichts weiter, als ein kleines viereckiges Loch, groß genug, um durchzukriechen, und eine noch weit kleinere viereckige Oeffnung an eben dieser Wand dient dazu, dem Rauch Ausgang zu verschaffen. Der Boden ist fest gestampft. An Geräthschaften ist die Hütte sehr arm: sie bestehen in einigen geflochtenen Körben und Taschen oder Säcken, worin das zum Fischfang nöthige kleine Geräth steckt, und in wenigen hölzernen Schalen, die sie mit Messern von Muscheln und mit Beilen von Stein, alles von eigner Erfindung, künstlich genug bearbeiten. In der Mitte der Hütte wird Feuer angemacht, um welches die Bewohner auf bloßer Erde sich herum lagern. Zum Lager wird Farrenkraut auf den Boden gestreut, und die tägliche Bekleidung dient am Abend als Decke.

Der Begriff von ewiger, unversöhnlicher Feindschaft, den diese Stämme unter einander haben und nähren, hat ihnen eine Art von Befestigung ihrer Hütten und Dörfer nothwendig gemacht. Eine doppelte Reihe von starken Stöcken, zwischen welchen ein breiter Graben hinzieht, umgibt diese Dörfer, der Eingang ist versteckt und wird durch eine Schanze vertheidigt, welche viele Streiter faßt. Selbst nach dem Verlust dieses Aussenwerks kann das weitere Vorrücken noch durch eine zweyte Vertheidigungs-Anstalt erschwert werden. Diese besteht in einem hohen hölzernen Gerüste, welches auf starken Balken ruht, und auf welchem fünfzehn bis zwanzig Krieger stets einen Vorrath von Wurfpfeilen und Steinen finden. Unter den Gebäuden im Dorfe

soll sich auch eine eigene für Waffenvorräthe bestimmte Hütte befinden; eine andere werde als gemeinschaftliches Magazin für Lebensmittel, und eine dritte zur Niederlage der zum Fischfang gehörigen Werkzeuge gebraucht. So lese ich in neuern Beschreibern, aber selbst in den ausführlichen Bemerkungen Andersons, der Cook auf seiner letzten Reise begleitete, wird dieser öffentlichen Anstalten nicht erwähnt.

Die Nahrung der Neu-Seeländer besteht größten Theils in Fischen und Schalthieren. Verschiedene Arten von Netzen und Angelhaken, die von Holz verfertigt und an der Spitze mit feinen Knochen versehen sind, verschaffen ihnen diesen Unterhalt. Sie sind nicht gewohnt, ihre Speisen zu kochen, aber roh verschlingen sie doch ihre Beute nicht, sondern geröstet oder gebraten. Aus dem Pflanzenreiche genießen sie die Wurzel und einen Theil des Stängels von sehr großem Farrenkraut (Pplypodium medullare); ein tiefes Loch in der Erde, welches man zu diesem Zweck gräbt, dient ihnen statt des Ofens. Die Wurzel, wenn sie gebraten aufgeschnitten wird, gibt eine Gallerte, dem gekochten Sagopulver ähnlich, nur fester. Diese Substanz ist wohlnährend. Eine kleinere Art von Farrenkrautwurzel wird getrocknet und aufbewahrt, um als Brod gegessen zu werden. Man schlägt sie mit Stäben mürbe, kaut sie aus und wirft die harten Fasern weg. G. Forster hat dieser Art den Nahmen Polypodium dichotomum gegeben. Weitere Nahrungsmittel sind für die Neu-Seeländer mehrere Vögelarten, besonders Wasservögel und Hunde und Ratten. Aber auch Menschenfleisch gehört in das Verzeichniß ihrer Speisen. Jeder Stamm ist Feind des andern, und lauert auf den günstigen Zeitpunkt zu einem Angriff. Daher jene Verschanzungen

und Schutzanstalten; denn meistens sucht ein Stamm den andern zu beschleichen und zur Nachtzeit zu überfallen. Gelingt dieß, so wird nichts verschont, weder Mann, Weib, noch Kind des überwundenen Stammes bleibt am Leben, und die Erwürgten werden entweder schon auf dem Schlachtfelde gebraten und verzehrt, oder mit hinweg geschleppt, um in dem Dorfe der Sieger zum Mahl zu dienen. Diese gräßlichen Mahlzeiten der Neu-Seeländer zeichnen sich noch durch andere unaussprechliche Abscheulichkeiten aus. Was nicht aufgezehrt werden kann, werfen die Barbaren ins Meer, und der Aberglaube weis't bey ihnen jedem, der von seinen Ueberwindern aufgefressen wurde, in jenem Leben einen Aufenthalt in ewigen Flammen an.

Die Art der Neu-Seeländer, ihre gewöhnlichen Mahlzeiten zu halten, ist eben so eckelhaft, als sie selbst: jeder greift zu und frißt dem Thiere gleich. Selbst die Colonien auf dem Kopfe sind bey ihnen Nahrungsmittel. Man sah sie mit Heißhunger stinkendes Thranöhl und Seehundsfett verschlingen, da die englischen Matrosen ihre zwey Monathe früher gefangenen Seehunde auf der Küste auskochten, und selbst den Abschaum und den Bodensatz in den Tonnen genossen sie noch mit Begierde, und leerten auf dem Schiffe alle Lampen aus, die sie erwischen konnten, selbst den mit Oehl getränkten Docht nicht zurücklassend.

Der Neu-Seeländer lebt mit zwey und drey Frauen, doch gibt es auch viele, welche sich mit einer begnügen; immer ist das Loos der Weiber auch bey diesem Volke sehr hart, denn die meiste Last der Arbeit liegt auf ihnen, ohne daß der Mann durch Milde und Güte diese Duldsamkeit zu lohnen sucht. Es ist ihnen nicht einmahl erlaubt, in Gesellschaft des Mannes zu essen.

Man kann diesen Wilden einen erfinderischen Geist und einen gewissen Grad von Künstlichkeit nicht absprechen. Besonders auffallend reinlich und oft recht schön sind viele Verzierungen, welche sie aus Holz schneiden, und ihre Waffen, ihr Küchengeräthe, selbst ihr Schnitzwerkzeug damit schmücken. Und doch besteht das letztere nur in einem harten Stein, dem sie die Form eines Beils mühsam genug zu geben wissen, und in einem Meisel von Stein. Ausser diesen wird noch ein Messer von Muschelschale, oder Feuerstein und ein Hayfischzahn auf einem Stückchen Holz befestigt, als Bohrer gebraucht. An den Vordertheilen ihrer größeren Kanots, die bisweilen fünf und dreyßig Menschen fassen können und funfzig Fuß Länge haben, erproben sie ihre größte Geschicklichkeit im Schnitzen. Gewöhnlich ist ein großes, sehr verzerrtes Fratzen-Gesicht unter diesen Verzierungen befindlich, als ob es Fremden und Feinden Furcht einflößen sollte. Ohne die ausdauerndste Geduld ist es unmöglich, dergleichen Schnitzwerk mit so äußerst schlechtem Werkzeuge zu verfertigen.

Die Neu-Seeländer sind sehr leicht beleidigt und furchtbar in ihrem Zorn. Ihre Rache ist unversöhnbar. Sie sind sehr mißtrauisch und sehen in jedem Mitgliede eines andern Stammes einen Feind. Doch nehmen sie einen Gastfreund, der sie besucht, gut auf, und theilen willig ihren Speisevorrath. Sie stehlen sehr gern alles, was ihnen von europäischen Tauschwaaren vorkommt, und freuen sich einer gelungenen List.

Mit ihrem geringen Grade von Kenntnissen scheinen sie sehr zufrieden zu seyn und äussern wenige Neugierde. Nur einen Augenblick fesselt das Neue ihre Aufmerksamkeit, und sogleich ist der Eindruck verwischt, den es auf sie machte. Nicht mit Unrecht macht man ihnen den

Vorwurf, daß sie im Austausch ihrer Waaren mit Europäern diese absichtlich zu betrügen suchen. Es gibt keine Gesetze, keine Obrigkeiten, höchstens scheint dem Familienhaupt einiger Vorzug vor den übrigen Mitgliedern eingeräumt zu werden, und im Kriege dem von dem ganzen Stamm erwählten Anführer. Mit Spießen, Wurfpfeilen, Beilen, Streitkolben und Schleudern bewaffnet, folgt diesem die Schaar unbedingt. Fürchterliches Gebrüll und ein Waffentanz, wobey eine Muschel als Trompete dient, eröffnen die Schlacht, wo Sieg oder Tod die Losung ist. Von ihren übrigen Gebräuchen ist noch wenig bekannt. Daß sie Götzen verehren, unter welchen einer über alle andere herrscht, und daß ihre Priester in großem Ansehen bey dem Volke stehen, haben neuere Reisende bemerkt, aber keine gottesdienstlichen Versammlungsplätze. Bey einer sehr einfachen Kost, und bey vieler Bewegung in freyer Luft unter einem milden Himmel, erreichen die Neu-Seeländer gewöhnlich ein hohes Alter, dem viele Schwächen unsrer Greisenjahre fehlen; sie verliehren weder ihre Zähne, noch ihre Haupthaare, und diese behalten sogar die Farbe.

Sie begraben ihre Todten und betrauern sie einige Tage, ehe man die Leiche zur Grube bringt, durch Geheul und Zerkratzen des Gesichts mit scharfen Steinen und Muscheln, bis das Blut in Strömen abfließt, und sich mit ihren Thränen mischt. Ihr Schmerz scheint durchaus wahr und ungekünstelt zu seyn. Aber nicht nur Schmerz über den Verlust eines Verwandten oder Freundes äußert sich bey diesem Volk auf eine so gewaltsame Weise, sondern auch die Freude über das Wiedersehen eines lange Abwesenden bringt die nähmliche Wirkung hervor. Dann folgen Tänze und Gesänge,

die auch hier, wie fast überall, von der frohen Stimmung des Gemüths erweckt werden. Der Tanz ist äusserst taktmäßig; Flöten begleiten ihn, und ihren Gesängen, welche Thaten der Vorzeit, Kriegsscenen und ihrer Heerführer Gefahrverachtung preisen, fehlt eine gewisse Harmonie nicht, so wenig auch die Kunst Antheil daran hat. Die Wiederholung dieser Lieder, die gleichsam den jüngern Mitgliedern einer Familie zum Unterricht dient, füllt einen großen Theil ihrer Zeit aus: sie sind daher Kindern von neun bis zehn Jahren schon so gut wie ihren Vätern bekannt.

Um das Andenken ihrer Freunde zu ehren, schnitzen sie aus grünem Jaspis kleine mißgestaltete Menschenfiguren, denen sie große Augen von Perlmutter geben, und, an Schnüre gefaßt, solche am Hals tragen; zum Andenken der erfocht'nen Siege hingegen werden die Skalpen der erlegten Feinde getrocknet und in den Familien aufbewahrt.

Taf. X.

53.

54.

Gebräuche und Sitten der Sandwich-Insulaner.

Taf. X. Fig. 53. 54.

Einer Gruppe von eilf Inseln, welche nordwestlich jenseits des Aequators unter dem 20. Grad nördl. Breite und 220. Grad der Länge liegen, hat Cook den Namen der Sandwich-Insel gegeben Ein mildes Klima, gleich weit entfernt von allzu lästiger Hitze und von Winterfrost, zeichnet diese Eilande vortheilhaft aus, und erhebt sie mit in die Reihe der schönsten Gegenden unserer Erde. Einige haben hohe Gebirge, deren Spitze sich mit Schnee bedeckt, aber in den Thälern und Ebenen wuchert die erzeugende Kraft der Natur; die herrlichsten Pflanzen gedeihen, und der Boden, der sich mannichfaltig und sanft hebt und senkt, ist jedem Anbau günstig. Der Brod-Fruchtbaum ist auch hier, wie in mehreren Inseln der Südsee einheimisch, dieses vortreffliche Produkt jener glücklicheren Gegenden, das dem Besitzer fast alles darreicht, was er zur Erhaltung seines einfachen Daseyns nöthig hat. Schon wenige Jahre nach dem Anbau blüht dieser herrliche Baum, der in dem Zeitpunkt des vollendeten Wachsthums eine Höhe von vierzig Fuß erreicht; und vom December bis July eines jeden Jahres

wird er nie leer an Blüthe und Frucht. Drey Bäume für jeden Menschen, mehr bedarf es nicht, um jeden das ganze Jahr hindurch vor Mangel zu schützen. Seine runde Frucht, im Zustand der Reife von gelber Farbe, einen Fuß im Durchschnitt messend, wird geröstet als Brod genossen. Auch kann man sie in Gruben aufbewahren, wo sie in Teig übergeht, aus welchem sehr nährende und wohlschmeckende Klöße gebacken werden. Das Holz des Baumes wird zum Bau und zu Hausgeräthschaften verbraucht; das Blatt dient als Teller und Tischtuch; die getrocknete männliche Blüthenkolbe als Zunder; aus den Bast werden feine Zeuge zu Kleidungen und Matten verfertigt, und selbst das schwarze Gummi, welches dem Stamm entträuft, wird mit Kokoßnußmilch versetzt, zu festem, nützlichem Leim.

Außer diesem herrlichen Baum dienen Pisang, Bananas, Yamswurzeln, Pataten, Zuckerrohr, Kürbisse den Bewohnern dieser Inseln zur Nahrung, und gedeihen schnell und ohne viele Pflege. Aber arm sind die Sandwich-Eilande an vierfüßigen Thieren, nur Schweine, Hunde, Ratten sind dort einheimisch, sie werden gegessen, und gemästete Hunde, davon beträchtliche Schaaren einen Theil des Reichthums der Vornehmen ausmachen, gehören zu den Leckerbissen der Schwelger. Die Zucht zahmer Hühner, welche dort sehr beträchtlich ist, so wie die Beute an Seethieren aller Art, vermehrt die Reihe der Nahrungsmittel der Sandwich-Insulaner. Sie gehören zu den gutmüthigsten, harmlosesten und bildungsfähigsten Menschen, welche nur irgendwo angetroffen werden können. Sie sind nur mittelmäßig groß, aber fest, dauerhaft; nicht vorzüglich schöne Ebenmaße zeichnen ihren Körper aus, aber mangelhaft ist vielleicht keiner, keiner

gebrechlich; ihre Gesichtsbildung im Allgemeinen fällt nicht auf; aber das Offne, Gutherzige, welches dem beobachtenden Fremdling daraus entgegen leuchtet, zieht ihn an, und läßt ihn übersehen, daß das, was man Geist nennt, darauf seinen Sitz nicht habe. Aber auch hier gibt es sehr bedeutende Ausnahmen, und Cook und seine Reisegefährten haben unter diesen Insulanern Männer gefunden, deren herrlicher Wuchs und vortreffliche Gesichtsbildung den Idealen der Griechen nahe kommt.

Jene Zartheit der Bildung, die überhaupt dem weiblichen Geschlechte vor dem männchen zukommt, fehlt den Sandwich-Insulanerinnen größten Theils, und auch bey den schönsten sind weite Nasenlöcher auffallend, und entstellen das runde Gesicht, dem es oft nicht an Reizen mangelt. Es gibt überhaupt keine vortheilhafte Idee von der Bildung dieser Weiber, wenn die neuesten Reisenden behaupten, daß hier in Ansehung der Größe, Proportion und Farbe beyder Geschlechter eine weit größere Uebereinstimmung, als anderswo, herrsche. Sie sind nußbraun, doch bisweilen auch dunkler, ihr Haar ist schlicht, bisweilen nur sehr wenig kraus, schwarz von Natur, aber durch Kunst roth angestrichen.

Gewöhnlich gehen die Männer unbekleidet, eine schmale Binde von Zeug ausgenommen, welche an einen eben so schmalen Gürtel schließt, und die Schaamtheile bedeckt. Auch Frauen trugen diese Gürtel: viele aber wickelten ein Stück Zeug unter der Brust um den Leib, welches von da bis zu den Knieen reichte; wieder andere behingen die Schultern damit, und verschafften dadurch dem Körper einige Bedeckung. Zum Kampfe bekleiden sich die Männer mit

einem kurzen Mantel von Bast und setzen einen Helm auf, der oft sehr künstlich aus Federn von bunten glänzenden Farben verfertigt ist. Vornehme Sandwich-Insulaner auf Owaihi ziert ein kostbarer Mantel von künstlich in einander geschobenen Federn, dessen Schönheit und sammtartige Zartheit selbst die Europäer rühmen. Bisweilen ist dieser Mantel nur kurz, bisweilen aber lang, bis auf die Fersen, und nachschleppend. Die Wahl der Farben, und ihre mannichfaltige Zusammenstellung nach einem bestimmten Muster ist bewundernswürdig, und die Wirkung sehr vorzüglich.

Der Kopf bleibt bey beyden Geschlechtern gewöhnlich ohne Bedeckung; Frauen und Mädchen tragen das Haar am Vorderkopfe lang, hinten aber kurz abgeschnitten; manche beschneiden es rings um den Kopf: selbst bey den Männern bemerkt man Verschiedenheit in Ansehung des Schnittes der Haare. Auf beyden Seiten des Kopfes scheeren sie solche kahl ab, aber von der Stirne bis zum Nacken bleibt auf der Mitte des Kopfes eine Art von Mähne stehen, welche dem Haarschweife auf Helmen ähnlich sieht. Andere flechten aus dem ganzen Haarvorrath eine Menge fingerdicker Zöpfe, und lassen sie über den Rücken hinab frey hängen. Es sind sogar falsche Zöpfe bey diesen Insulanern bemerkt worden: eine seltsame Eitelkeit, um desto seltsamer, da sie sonst auf die Verschönerung und Erhaltung des Haares wenig achten, und nicht ein Mal eines Kammes sich zu bedienen wissen, um es in Ordnung zu bringen.

Die Sandwich-Insulaner tragen keinen Schmuck an den Ohren und weichen darin von andern Völkern der Südsee-Inseln ab, welche die Ohrläppchen zu

schlitzen gewohnt sind. Aber sehr eigne Halsbänder dienen bey jenen zum Putz: sie sind, wie unsere Hutschnüre, schwarz, und werden mehr als hundert Mal um den Hals geschlagen; auch hängt ein Stückchen Holz, Stein oder Muschel vorn von dieser Halsbinde herab. Die Frauen zieren die Arme mit Bändern, auf welche Holz oder Muscheln, oder sogar die Fangzähne von Schweinen so aufgezogen werden, daß ein Zahn an den andern in aufwärts gekehrter Richtung anstößt, und alle zusammen den Arm, wie ein Ring, umgeben. Auch sind Haarverzierungen von bunten kurzen Federn üblich. Sonderbar ist der Kopfputz einiger Männer, einen Hundeschwanz an den Haaren festzubinden, so daß am Ende eine Quaste hervorsteht.

Auch auf diesen Inseln ist das Punktiren im Gebrauch, nur wird diese Körperentstellung nicht nach so strengen Grundsätzen beobachtet, als auf andern Inseln. Die Sandwich-Insulaner begnügen sich größten Theils mit wenigen, in Punkten an der Brust, oder auf den Armen und Lenden, ausgedrückten Linien und Figuren, welche bisweilen mit Geschmack gewählt und leicht angegeben sind.

Die Bewohner dieser Eilande siedeln sich in ziemlich großen Dorfschaften an, und ihre Häuser haben viel Eigenthümliches. Sie gleichen in einiger Entfernung den Heu- oder Kornschobern, welche wir bisweilen nach reichen Ernten auf den Feldern sehen. Meistens laufen beyde Hauptseiten des Daches (und die ganze Hütte ist fast nur Dach zu nennen) in einen sehr scharfen Rücken zusammen, und beyde Giebel sind völlig geschlossen. An der einen Hauptseite wird eine so niedrige viereckige Oeffnung gelassen, daß der Bewohner nur hinein kriechen kann. Dieß ist

die einzige Oefnung an dem ganzen Gebäude. Dieses ist bisweilen vierzig bis funfzig Fuß lang, und zwanzig bis dreyßig breit. Das Gestelle wird aus Gebälte regelmäßig verfertigt und mit langem Gras und Schilf sehr gut und reinlich gedeckt. Eine so einfache Wohnung entbehrt aller kostbaren Geräthschaften. Der Boden wird gestampft, mit trocknem Gras bestreut und an den Seiten mit Matten belegt; dieß sind die Schlafstellen der Bewohner. An einem Ende des Hauses läuft eine drey Fuß hohe breterne Bank quer hin, und auf diesem findet alles Küchengeräthe der Familie seinen Platz; einige Kürbißflaschen, größer und kleiner, bald offen, bald mit Deckeln versehen, einige Schalen und Teller von Holz. Wessen Aufenthaltsort die Natur so reichlich beschenkt, der bedarf wenig, um von ihren Gaben Gebrauch zu machen. Dennoch gehören die Sandwich-Insulaner zu den Wenigen jenes Himmelsstrichs, welche auch an Morgen denken, und sogar die Kunst zu Hülfe rufen, um Speisevorräthe zu bewahren. Sie salzen Schweinefleisch ein. Flaschenkürbisse dienen ihnen statt der Tonnen, und ihr Salz ist von röthlicher Farbe; es bildet sich an dem Boden der Teiche. Die Hausöffnung wird durch eine hölzerne Thüre verschlossen, welche aber nicht in Angeln hängt, sondern angelehnt und weggestellt wird, wie es der Gebrauch erfordert. Auch ist an den Wohnungen der bedeutenderen Leute eine Umzäunung angebracht, deren Eingang am Abend durch Balken gleichsam verrammelt wird. In einem solchen Hofbezirke liegen auch oft mehrere kleinere Bedientenwohnungen um die größere her. Ganze Dörfer sind durch Mauern von frey liegenden Steinen beschützt, und die Vertheidiger sind geübt, diesen beweglichen Verschanzungen schnell eine andere Richtung zu geben, wie es der Angriff erfordert. Weiber und

Kinder bleiben in diesem Fall weit hinter den Streitern, die sich mit Schleudern, Spießen und Dolchen mit tollkühnem Muthe wehren. Dringt ein Feind vor, so werden Weiber und Kinder in Felsenhöhlen verborgen, deren Zugänge sich schwer entdecken und durch wenige Krieger vertheidigen lassen. In sehr dringenden Fällen finden jene in unterirdischen von der Natur gebildeten Gewölben, in welche man sie an Seilen hinabläßt, eine Zuflucht. Der Sandwich-Insulaner ist ein äußerst besorgter Gatte und Vater, und wenn er auch gleich seiner Frau das Recht, mit ihm zu speisen, versagt, so lebt er doch in großer Eintracht mit ihr. Er ist seines Freundes ausdauernder Freund, und mancher hat bewundernswürdigen Muth gezeigt, um einen Freund zu retten, oder wenigstens doch die Leiche des Getödeten nicht dem Sieger zu überlassen. Als Cook auf Owaihi erschlagen ward, und ein Theil der englischen Seesoldaten sich auf einer Anhöhe fest gesetzt hatte, die von den Einwohnern bedroht wurde, schlichen zwey Insulaner herbey, um sich der Verschanzung auf felsigem, fast unzugänglichen Wege zu nähern. Ihr Angriff war muthig, aber eine Kugel streckte den einen zu Boden; auch der andere ward verwundet; dennoch erneuerte er unter dem beständigen Feuer der Europäer seinen Versuch, wenigstens die Leiche des Freundes mit sich hinweg zu schleppen, drey und vier Mal, bis es ihm gelang. Er lud den Getödteten auf, allein er selbst hatte nun so viele Wunden, daß er nach einigen Schritten todt niederstürzte.

Die Speisen aus dem Pflanzenreiche, welche diesen Insulanern zur Nahrung dienen, werden in Gruben mit erhitzten Steinen gebacken, eben so auch ihre Fleischspeisen, und eine große Anzahl von Menschen, wohl gar ein ganzes Dorf bäckt in einem Ofen gemein-

schaftlich, und theilt den Vorrath. Minder streng als auf andern Inseln des Südmeers darf die Frau, obgleich nicht mit dem Mann, nicht aus einer Schüssel, aber doch am nämlichen Orte ihre Speisen verzehren. Diese werden auf hölzernen Tellern aufgetragen.

So wie die Sandwich-Insulaner zu den gutmüthigsten, harmlosesten Bewohnern der Südsee-Inseln gehören, eben so stehen sie auch in Ansehung der Fähigkeiten und einem bedeutenden Grad von Ausbildung keinen andern nach. Die Menge ihrer Kunstfertigkeiten ist groß, und was sie beginnen, wird gut und anständig vollbracht. Es kann nicht leicht irgendwo geschicktere Schwimmer und Taucher geben. Mitten in den Wellen verlassen sie ihr Kanot und schwimmen zu einem andern hin, und man hat öfters Frauen gesehen, welche, wenn das Boot wegen der furchtbaren Brandungen nicht landen konnte, mit ihrem Kinde in die empörten Wogen sich stürzten und ohne Gefahr das Gestade erreichten. Die Bewohner der Sandwich-Inseln, von einem glücklichen Himmelsstrich begünstigt, verleben ihre Tage in träger Unthätigkeit, sie widmen einen guten Theil ihrer Zeit mehreren Handarbeiten die einen geltenden Beweis ihrer Einsichten geben. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Muster, welche sie an ihren Zeugen, die aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums verfertigt sind, anbringen, ist erstaunlich: ihre Farben sind gut gewählt, und das Rothe besonders sehr brennend. Sie färben bunt und einfarbig, auch sieht man ganz weiße Stücke. Andere Zeuge wissen sie mit Firniß zu tränken und ziemlich wasserdicht zu machen. Nicht minder dauerhaft und schön sind die Matten, welche die Sandwich-Insulaner verfertigen; sie wirken bunte Würfel und andere Figuren ein. Auch zieren sie ihre Kürbißflaschen mit schwarzen Linien und

Triangeln. Schon im Wachsen geben sie dieser Frucht durch Binden und Umwickeln die zum Gebrauche nützlichste Form und überziehen die schönsten davon sogar mit Firniß. Kein europäischer Drechsler kann glattere Schalen verfertigen, als diese Naturmenschen, denen die künstlichen Werkzeuge gänzlich mangeln, welche jenen bey seiner Arbeit so sehr unterstützen. Dergleichen vortrefflich geglättete Schalen stehen oft auf vier kleinen menschlichen Figuren, an denen man Ebenmaß und Ausdruck nicht verkennen kann. Spitzige, scharf geschliffene Steine, Hayfischzähne, Muscheln sind die einzigen Werkzeuge dieser Leute; und dennoch vollbringen sie damit die allerzierlichsten Arbeiten. Ihre Tagesordnung ist sehr einfach; sie verlassen mit Aufgang der Sonne ihr Nachtlager und legen sich einige Stunden nach ihrem Untergang zur Ruhe: jeder sucht noch vorher die erquickende Kühle des Abends recht zu genießen. Den Tag über wechselt Arbeit mit Erhohlung ab; die Vornehmen, oder Erihs, Befehlshaber, flechten Matten und zimmern Kanots; Verfertigung von Zeugen und alle häusliche Arbeit gehört für die Frauen; der Landbau und Fischfang wird von den Leibeigenen, Tautaus betrieben. Müßige Stunden füllt man auch hier mit Gesang, Tanz und andern Zeitverkürzungsmitteln aus.

Jeder Tanz fängt mit Gesängen an, und der erhält hier, als der beste Tänzer, den lautesten Beyfall, wer die wildesten Bewegungen nach dem Takte macht, und solche am längsten fortsetzt. Alle Zuschauer rufen ihm ihre Bewunderung entgegen. Bey Feyerlichkeiten werden Baxkämpfe angestellt. Unter den Mannspersonen sind mehrere Arten von Spielen üblich, wobey mancher sein halbes Vermögen einsetzt und verliert: kaum kann sich bey Europaern die Spielsucht schrecklicher äußern, als bey diesen Insulanern: der Verlierende geräth in

Wuth, rauft sich die Haare aus, zerfleischt sich das Gesicht. Eines ihrer Spiele ist unserm Bretspiel ähnlich.

Die Musik ist roh: Trommeln sind ihre einzigen musikalischen Instrumenten, aber ihr Gesang wirkt angenehm und ist sogar vielstimmig.

Die Religion dieser Insulaner ist heidnisch, sie bilden sich viele Götzen von Holz, die sie theils auf besondern Plätzen, theils bey ihren Häusern aufstellen, zur Feyer mit rothem Zeug behängen, und ihnen Schweine und Früchte als Opfer vorlegen. Gesänge und Tänze gehören zu ihren gottesdienstlichen Handlungen, die unter der Leitung von einem Priesterorden stehen, der in der That zu den seltensten Erscheinungen auf den Inseln des Südmeeres gerechnet werden muß. Die Glieder dieses Ordens leben abgesondert in eignen Dörfern, und ihr fast göttlich verehrtes Oberhaupt wird Orono genannt. Bey großen Ereignißen verdordnet dieser Halbgott sogar Menschenopfer; doch verträgt sich der gutmüthige, menschlich gesinnte Charakter des Volkes nicht mit der namenlosen Grausamkeit, die wir bey dergleichen Opfern von andern Wilden begehen sehen. Man beschleicht den zum Opfer heimlich Bestimmten, und erschlägt ihn mit Keulen.

Es scheint nicht, daß die Vielweiberey hier gesetzlich ist; doch haben Reisende auch Beyspiele gefunden, wo der Mann mehr als eine Frau hatte. Von den Gebräuchen bey der Verheirathung ist noch nichts Gewisses bekannt. Beym Tode eines Anführers erschallen laute Wehklagen in der Wohnung des Verstorbenen, um sie her: Männer und Frauen singen und heulen die ganze Nacht hindurch. Der Leichnam wird an einem abgelegenen Orte begraben, und sehr häufig muß ein Leibeigener und seine Frau das Loos des Verstorbenen

theilen, und diese erhalten ihr Grab nahe bey jenem. Oft bestimmt der Orono Mehrere zur Beerdigungsfeyer eines Vornehmen, und wenn ein König stirbt, trifft wohl zehn Tautaus oder Leibeigene dieses harte Schicksal. Der Begräbnißplatz wird mit einer Mauer umgeben, und mit sonderbaren Gerüsten, die aus dünnen, unter sich verbundenen Stangen bestehen, welche wie Pyramiden emporragen, geziert. Durch diese und durch mehrere von Holz geschnitzte Bilder, die den Namen der Beerdigten bekommen, und bisweilen neuer Opfer an rothen Kleidern und Schweinen sich zu erfreuen haben, sucht man das Andenken an jene auf die Nachkommen fortzupflanzen.

Selbst da die Engländer, bey einer heftigen Aufwallung dieses Volkes, ihren großen Anführer, Cook, den Entdecker der Sandwich-Inseln, auf Owaihi verlohren, konnten sie dennoch nicht unterlassen, den menschenfreundlichen, gastfreyen, bescheidnen Sinn dieser Menschen laut zu rühmen; auch scheinen sie weit mehr, als andere Völker in entfernten Weltgegenden zu der Hoffnung zu berechtigen, daß ihr Umgang mit Europäern zu der Ausbildung ihrer wirklich guten Anlagen dienen werde, da Dünkel sie nicht blendet, da sie ihre geringere Bildungsstufe fühlen, und von Wißbegierde angespornt, das erkannte Bessere nachzuahmen sich bemühen.

Gebräuche und Sitten der Einwohner von Van Diemens-Land.

Taf. XI. Fig. 55. 56.

Der südlichsten Spitze von der größten aller Inseln im Südmeere, Neuholland, die sich an Flächeninhalt fast mit ganz Europa mißt, hat man von ihrem Entdecker den Namen van Diemens-Land gegeben. Die neuesten Erdbeschreiber weisen Neuholland eine Lage zwischen dem eilften und drey und vierzigsten Grade südl. Breite, und zwischen dem 130. und 172 Grade der Länge an, und aus dieser Beobachtung wird es deutlich, daß ein sehr verschiedenes Klima die verschiedenen Theile dieses Landes beherrschen müsse. Die nördlichsten, dem Aequator am nächsten liegenden Gegenden trifft ein hoher Grad von Hitze, der die Pflanzenwelt fast vernichtet, und die Keime der Fäulniß schnell weckt; aber eines milderen Himmels erfreuen sich die südlicheren Gegenden, und auf van Diemens-Land wehen oft rauhe Winde, und die Gebirgspitzen bedecken sich mit Schnee. Die Pflanzen wuchern hier in aller Fülle und Mannichfaltigkeit, und nirgends findet der Botaniker reichere Ausbeute an schönen Gewächsen, Bäumen und Blumen. Wälder von undurchdringlicher Dichtheit, mit Bäumen von 150 Fuß

Taf. XI.

Höhe geschmückt, decken Hügel und Ebenen; die Axt des Menschen hat sich diesen Kolossen der Pflanzenwelt nie genähert; nur die Zeit trotzt ihrer Festigkeit, und der Sturmwind ist stark genug, auch die dicksten zu entwurzeln und verderblich über ihre Nachbarn hinzuwälzen.

Die Bewohner dieses Landes sind Wilde, die noch ziemlich auf den untersten Stufen der Kultur stehen: schon Cook hat sie besucht und beschrieben, aber seine Schilderung macht sie allein elend und arm; ärmer, dümmer noch, als jene Halbmenschen im Feuerlande, deren ewiges Pescherä fast zweifeln läßt, daß sie eine eigentliche Sprache haben.

Genauer hat sie, unserer Zeitperiode näher, wohl dreyzehn Jahre später, als jener kühne Weltumsegler, der Naturforscher Labillardiere, welcher auf Befehl der französischen Nation im Jahre 1791 bis 94 den Erdball umschiffte, beobachtet, und seine umständliche, und, wie es scheint, getreue Schilderung bringt jenes Volk dem vernünftigen Menschen näher, und hebt es vortheilhaft hervor. Diesen neuesten Beobachtungen folge ich gern, denn auch der Eingeborne von van Diemens-Land erscheint dadurch in einem guten Lichte, und wird selbst auf seiner niedrigen Bildungsstufe achtbar.

Lange hatten diese Insulaner den Umgang der angelandeten Franzosen vermieden, ob diese gleich, fast ohne Waffen, die Küstengegenden häufig durchsuchten; Thäler, die tiefer in das Land führten, durchwanderten; und sorglos, von der Liebe zur Naturkunde angespornt, die waldigten Gebirge zu erklettern strebten. Labillardiere war einer der ersten, dem es glückte, ein Verkehr mit den Eingebornen anzufangen. Bey

einer botanischen Wanderung in das Innere der Gegend, die er in Gesellschaft von einem Gärtner und zwey Bewaffneten unternahm, überraschten ihn unvermuthet menschliche Stimmen, die er im Gebüsche hörte. Er erblickt im nämlichen Augenblick eine große Anzahl von Insulanern und geht unerschrocken auf sie zu. Es waren zwey und vierzig Menschen, Männer, Weiber, Jünglinge, Mädchen und kleine Kinder. Die Männer und Jünglinge bildeten sogleich einen halben Zirkel, und wiesen einige Schritte hinter demselben den Weibern, Mädchen und Kindern ihre Stellen an. Freundlich lächelnd wurden die Fremden empfangen, und mit recht inniger Zuneigung behandelt. Man gab sich wechselseitig Geschenke, und der Franzose erhielt gegen Taschentücher, die sehr wohl aufgenommen und als Kopfbinden benutzt wurden, kleine Beeren, welche in der Mitte durchlöchert, auf eine Schnur gezogen, und als Zierde um den Kopf gewunden gewesen waren. Diese Menschen zeichneten sich durch eine gute, kräftige Gestalt aus; sie waren nicht sehr groß, aber wohl gebaut, blaßschwarz von Farbe, aber schwärzer durch Kohlenstaub, womit sie ihren Leib eingerieben hatten. Ihre Haare glichen gänzlich schwarzer Wolle, und alle Männer ließen ihre Bärte wachsen. Mehrere Weiber hatten den Kopf ganz, andere nur bis auf einen schmalen Haarstreifen, der, wie ein Kranz, um den Hirnschädel lief, abgeschoren. Eigentliche Kleidung sah man bey keinem; mehreren Weibern und Mädchen hieng ein Fell von dem Kangourou von den Schultern herab, aber keineswegs zur Verhüllung der Theile des Leibes, welche die europäische Sittsamkeit versteckt; denn alle diese Theile blieben nackend. Ihre Gesichtszüge waren roh, der Mund groß, die Nase breit, ohne platt zu seyn; alle hatten herrliche Zähne, und an den Männern wurde man auf der Brust hohe

Narben, die Folgen von mühsamen und schmerzhaften Einritzungen, gewahr. Die Oberlippe der kleinen Kinder stand mit der obern Kinnlade weit über die untere hervor, aber diese Sonderbarkeit schien sich bey den Erwachsenen, wo dieses Vorspringen kaum noch merklich wurde, verloren zu haben.

Noch immer standen die Weiber und Mädchen hinter dem halben Kreise der Männer in einiger Entfernung; Neugierde trieb sie heftig an, die Fremdlinge genauer zu betrachten. Endlich erlaubten ihnen die Männer, sich zu nähern. Die Freude war nun groß und allgemein, und alles, was die Fremdlinge thaten, erregte Bewunderung bey diesen Insulanern. Man machte ihnen einige Messer zum Geschenke, und konnte recht deutlich sehen, wie groß ihre Freude über deren Besitz war, und wie sehr sie den Werth der Gabe einsahen. Sie verlangten alles, was man ihnen zeigte, waren aber eben so willig, von ihrem Verlangen abzustehen, wenn man es nicht erfüllen wollte, als sie froh waren, ihre Wünsche befriedigt zu sehen.

Einer von diesen Wilden gab durch Zeichen zu verstehen, er habe die Fremdlinge in der Nacht belauert, da sie im Walde schliefen. Jenseits eines Baches hatte er sich hingeschlichen, um den Schlummer der weißen Männer zu beobachten. Aber weder er, noch einer von den übrigen Insulanern hatte auch nur die entfernteste Begierde gezeigt, die allzu sicher Schlummernden in ihrer Ruhe zu stören, oder zu berauben. So gutmüthig sind diese Menschen, die uns andere als sehr wenig dienstfertig und alles Gefühls beraubt, schildern wollen. Ihr Diensteifer ging so weit, daß sie nun die Fremden gegen das Ufer zu begleiteten,

sich jetzt erst, gleichsam zu ihrem Schutze, mit Speeren versehend, welche sie im Gebüsche verborgen hatten. Mit vieler Gewandtheit machten sie Versuche, ein bestimmtes Ziel mit diesen Speeren zu erreichen. War der Weg durch Gesträuche verwachsen, so liefen einige voraus, um ihn zu säubern; machten Steine und Holz die Stelle unwegsam, so stützten sie ihre Gäste mit den Armen, damit sie nicht fallen sollten.

Die französischen Reisenden fanden mehrere Hütten, welche den Eingebornen zum Aufenthaltsort bey schlimmer Witterung dienen. Sie waren einfach, von dünnen Baumstämmen und Aesten aufgerichtet, und mit Baumrinde belegt. Meine Leser sehen auf der Taf. XI. 55. die äußere Gestalt einer solchen Wohnung. Sie ist inwendig ganz leer, nur wird bisweilen der Fußboden mit trocknem Grase bestreut. Aber noch sonderbarer ist eine andere Art von Wohnung dieser Insulaner. Daß Bäume von ungeheurer Höhe und Dicke keine Seltenheit in diesem Lande, besonders gegen die Küsten zu, seyen, haben meine Freunde schon weiter oben gehört; sie stehen, vom Unterholz befreyt, in majestätischer Pracht da, und ihr hohes Laubdach gewährt Schutz. Aber größeren der ungeheure dicke Stamm. Die Insulaner höhlen diesen aus, doch mit Vorsicht; denn da sie die Hälfte und darüber von dem äußern Umfang nicht an der Rinde verletzen, so grünt der Baum fort, und wird ihnen nun auf gedoppelte Art nützlich. Feuer ist das einzige Werkzeug, dessen sie sich zu dieser seltsamen Art von Hausbau bedienen können: man hat öfters eine kleine lehmige Erhöhung in der Mitte des innern Raumes, gleichsam als Heerd, bemerkt, aber an Hausbequemlichkeiten, Geräthschaften, Sitze, Tische, darf nicht gedacht werden. Sehr oft ist der Raum so groß, daß mehrere Menschen darin

Platz finden, gegen Schneegestöber, Regen und Stürme gesichert. Sie hucken sich, nach Art fast aller Wilden zusammen: die Oeffnung der Baumhöhle wird auf der, dem Winde am mindesten ausgesetzten Seite angebracht. So sehr ist der Mensch im Zustande der Natur mit dem Einfachsten zufrieden, was ihm die menschenfreundliche darbeut, und, der Entbehrungen ungeachtet, ist selbst der Insulaner auf van Diemens-Land in einer Baumhöhle nicht unglücklich und freut sich eines Daseyns, das der ausgebildete, oft verbildete Europäer kaum eines Wunsches werth achten mögte. Und gewiß nur der ist der größeren Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens, (dieser schätzbaren Geschenke des aufstrebenden Verstandes,) werth, der bey ihrem Genuße fühlt, er sey ein eben so viel besserer Mensch wie jener Insulaner, als er ein reicherer ist. Es möchte manchem schwer werden, auf diese Art seine Ansprüche auf verfeinerten Lebensgenuß zu erweisen!

Bey wiederholten Besuchen bezeigten sich jene Wilden stets eben so gutmüthig und wohlwollend als Anfangs: ein sonderbarer, durchdringender Schrey machte jedes Mal ihre Freude über die Wieder-Erblickung der Fremdlinge kund. Man prüfte, was für Wirkung die Töne einer Violine bey ihnen hervorbrächten: aber diese schienen sie so wenig zu erfreuen, daß sie endlich beyde Ohren mit den Fingern verstopften. Stets fand man sie in kleinen oder größeren Gruppen um verschiedene Feuer, gleichsam familienweise, hersitzend. Oft dient alsdann das Kangourou-fell, welches im Gehen über die Schulter geworfen wird, als Matte, um weicher zu sitzen. Der ganze Körper bleibt nackend. Nur im höchsten Nothfall, bey einem hohen Grad von widriger Witterung, wird der

Aufenthalt im Freyen mit dem in der Hütte oder Baumhöhle verwechselt.

Mit vieler Sorgfalt sah man die Mütter unter diesen Wilden ihre Säuglinge bewahren: eines von diesen Kleinen erschrak so sehr über den Anblick der Weissen, daß es laut schrie, und von der Mutter nicht anders beruhigt werden konnte, als daß sie seine Augen mit ihrer Hand bedeckte, um bey dem Kind einen so widrigen Eindruck zu vertilgen.

Nie sah man Waffen unter diesen Insulanern: sie schienen nur für die Freude empfänglich: aber dennoch mußten sie ihre Speere im Gebüsche verborgen haben, denn unfern von ihrem Aufenthalt stand eine Art von Schildwache, die den Fremden den Zugang zum Gebüsche stets versagte. Eben so wenig wollten sie von europäischen Speisen genießen, und untersagten selbst den sorglosen Kindern deren Genuß, und doch war ihr Zutrauen so groß, daß eine Mutter ihren Säugling den Liebkosungen der gerührten Europäer überließ, und ihre Freude, den Kleinen auf den Armen zu schaukeln, theilte. Ein Knabe hatte einen andern, jüngern, mit einem Stein an den Rücken geworfen; der Vater bestrafte ihn damit, daß er ihn ganz leicht auf die Schulter schlug, und diese kleine Strafe machte, daß der Knabe Thränen vergoß, und augenblicklich gehorchte.

Der Mahler, welcher die Reisenden begleitete, äußerte gegen die Insulaner den Wunsch, auch so schwarz, wie sie zu seyn; sogleich ergriff einer eine feine Kohle, rieb sie auf den Händen, und bestrich die unbekleideten Körpertheile des Franzosen sanft, so daß dieser bald so schwarz wie jene aussah. Sehr

zufrieden mit seiner Arbeit blies der Insulaner den überflüßigen Staub hinweg, und trug genau Sorge, daß nichts davon diesem neuen Neu-Holländer in die Augen fliegen möge.

Die Männer unter den Insulaner gingen stets ernst und in gesetztem Schritt, aber das froheste Leben äußerten die jungen Mädchen, welche hüpfend plauderten, ohne Aufhören, ohne verstanden zu werden, und mit außerordentlicher Gewandtheit der Zunge. Sie waren stets in rascher Bewegung, liefen um die Wette auf Ebenen, und sangen kleine Gesänge, von denen Labillardiere sagt: „ihre Modulation ergriff mich gar seltsam, wegen der großen Aehnlichkeit mit der, welche ich in den Gesängen der Araber in Kleinasien bemerkt habe!“ Oft sekundirte eine Sängerinn die andere in der reinsten Terze. Des freyen, frohen Sinnes ungeachtet, welchen die Mädchen und Weiber dieser Wilden äußerten, konnte doch keine weder durch Bitten, noch Gaben vermogt werden, sich den niedrigen Begierden der Europäer preis zu geben; zwey junge Mädchen, welche sich im Gehen weit von den übrigen verlohren hatten, wiesen die Anträge elender Wüstlinge so bestimmt ab, daß sie auf die nächsten Felsen, die über das Meer hervorstanden, flohen, entschlossen, wenn sie verfolgt würden, sich lieber hinab zu stürzen, und so durch Untertauchen und Schwimmen ihren Verfolgern zu entkommen.

Diesen freyen Naturmenschen, die zwar keinem Könige und keinem Priester unterworfen, und unter sich gleich an Rang und Gütern sind, kann eine gewisse Geschicklichkeit in Verfertigung ihres Hausgeräthes, nicht abgesprochen werden. Freylich besteht dieß in sehr wenigen Gegenständen, in einem kleinen Korbe, der

aus Schilf verfertigt ist, dessen Abbildung meine Leser auf der Taf XI. 56 sehen, und in einem Wassergefäß, aus einem großen Blatt des fucus palmatus zirkelrund geschnitten, und am Rande in Falten gelegt, und mit einem Saum versehen, durch welchen eine Schnur gezogen ist, so daß dieses Gefäß unsern Frauenzimmer-Arbeitsbeuteln ähnlich wird. Eine kleine Spade, von Holz, mit scharfen Muschelschalen geschnitzt und polirt, (das einzige Werkzeug, um Schalthiere unter dem Wasser von Felsen abzulösen,) nebst dem Speer, darin besteht alles, was diese Insulaner für ihr Hauswesen brauchen, und bey dessen Verfertigung sich ihr Verstand nicht unthätig zeigt.

Gegen Mittag sahen die französischen Beobachter Anstalt zur Mahlzeit von den Insulanern machen. Acht und vierzig (zehn Männer, vierzehn Weiber und vier und zwanzig Kinder) waren um sieben Feuer nach dem Seegestade versammelt. Ueberall leuchtete bey jeder Gelegenheit die innigste Liebe der Mütter gegen ihre Kinder hervor; in ihren Schooß flohen diese stets bey der Annäherung der Weißen, und wurden von jenen sanft beruhigt, aber auch sanft bestraft, sobald sie Ungehorsam oder Unart äußerten. Ein gewöhnliches Geschäft dieser guten Mütter, eh die Sorge um die Mahlzeit sie abrief, war, die unsaubern Gäste von den Köpfen der Kleinen abzulesen, denn ihre Zahl war bey allen sehr groß, und jene verfuhren auch dabey gänzlich nach Affenart, indem sie die Gefangenen zu einem für uns selbst in der Beschreibung eckelhaften Genuß bestimmten. Oft sah man eine Mutter nackend ihr grösseres Kind am Arme führend, in der andern Hand den Speisekorb haltend, und das jüngst Geborne auf der Achsel tragend, einhergehen. Das Kind umschloß den Hals der Mutter mit den Beinen, und hielt sich an

ihrem Kopfe. Auf Taf. XI. 55. ist eine solche Kinderwärterinn abgebildet. Bey der Mahlzeit wurde der große Antheil, welchen die Weiber an der Versorgung der Familie nehmen, recht auffallend. Zur bestimmten Zeit verließen alle Weiber mit den erwachsenen Töchtern die Versammlung; jede trug einen Korb und jene kleine Spade, und so tauchten sie im Meere unter, um Hummern, Austern, Muscheln aus der Tiefe hervor zu hohlen. Ihr langes Verweilen unter dem Wasser machte den europäischen Zuschauern um so mehr Sorge, da jene eine Stelle zu ihrem Fang gewählt hatten, die voll Seegewächse stand, worein man sich verwickeln und abgehalten werden konnte, wieder aus der Tiefe empor zu kommen. Zwey Mal so lang, als der beste Taucher in England, blieben sie unter dem Wasser; ein kleiner Augenblick über dem Wasser war hinreichend zum Athmen, und nach kurzer Zeit brachten sie den Korb voll Beute ans Land. Dieser hieng um den Nacken. Besonders waren sehr große Meer-Ohren und Hummern unter der Ausbeute; letztere mußten sie unter dem Wasser tödten, um nicht von ihren gewaltigen Scheeren zu leiden. Freudig trugen sie den Männern und Vätern die Beute hin, welche ruhig saßen und das Kohlfeuer unterhielten, ohne im mindesten zu gleicher Thätigkeit aufgemuntert zu werden. Die Weiber wiederholten theils sogleich ihre mühsame Arbeit im Wasser, theils erwärmten sie erst wieder an zwey kleinen Feuern die Vorder- und Hintertheile des Körpers zugleich. War genug Vorrath zur Mahlzeit gesammelt, so legte man den Fang auf Kohlen, und genoß ihn geröstet. Der Mann wählte stets die besten Bissen. Selbst wenn sich die Weiber erwärmten, schienen sie diesen Zeitpunkt nicht geschäftlos hinbringen zu wollen, denn sie ordneten indessen sorgfältig die Austern und Muscheln auf den Kohlen,

mindere Sorge auf die Hummern verwendend, welche mitten in die Flamme gelegt wurden. Ich habe meinen Lesern diese einfache Küche der van Diemen-Lands-Einwohnerinnen auf der Taf. XI. 56. abgebildet. Die einzige Arbeit der Männer dabey war, daß sie die trockensten Aeste aussuchten, und auf eigene Art zerbrachen. Sie mußten sehr feste Hirnschädel haben, denn gegen diese stemmten sie den Ast, der zerbrochen werden sollte, fest an, und erreichten so ihren Zweck. Man sah nicht, daß ihnen diese Behandlungsart schmerzlich gewesen wäre, und es schien, als ob ihr dichtes wolliges Haar ihnen zum Polster dabey diene, und die Arbeit erleichtere. Das konnten die Frauen nicht.

Bey dieser Mahlzeit bemerkten die Fremden auch mit Gewißheit, daß die Vielweiberey unter diesem Volke gilt: einige Männer hatten zwey Frauen, andere nur eine, und jede schien ihrem Mann und ihren Kindern sehr ergeben, und sehr bemüht, keine Eifersucht bey jenem rege zu machen. Erst nachdem der Hunger gänzlich gestillt war, wurde das Trinkgefäß zur Hand genommen: alsdann giengen Weiber und Mädchen hinweg, Wasser aus einem nahen Bache zu hohlen; sie setzten die vollen Gefäße vor den Männern nieder, welche den Durst in großen Zügen löschten, obgleich das Wasser äußerst schlammig uud schlecht war. Ihnen folgten die Weiber und Kinder, und damit hatte die Mahlzeit ein Ende.

Dieses Volk, so genügsam in seiner Armuth, zieht an den Küsten umher, verbraucht den Vorrath, den das Meer darreicht, und kommt der Reihe nach an die alten Stellen zurück, um neue Sammlungen der indessen nicht beunruhigten Schalthiere zu machen.

Wie wenig diese guten Menschen zum Diebstahl geneigt seyen, machte ein seltnes Beyspiel kund. Ein Matrose hatte einen Sack voll Austern an einem Felsen niedergelegt; ein junger Mann von den Eingebornen sah es, und versteckte den Sack, ließ den Matrosen eine Zeitlang suchen, und gab ihm sodann lächelnd den Sack mit dem Inhalt zurück, ohne etwas davon genommen zu haben.

Wenn diese Insulaner mit ihren Familien von einer Gegend in die andere wandern, werden einige Männer voraus gesendet, welche den neuen Aufenthaltsort bestimmen und die nöthigen Vorkehrungen wegen der Feuer machen müssen. Zu diesem Endzweck tragen sie dürres brennendes Holz mit sich, um davon sogleich Gebrauch machen zu können, weil es ihnen schwer fällt, durch Reiben Feuer anzumachen. Ueber die Geschicklichkeit der Europäer, dieses durch ein Brennglas hervor zu bringen, geriethen sie in große Verwunderung.

Besonders angenehm war ihnen das Geschenk eines Beils, und sie ahmten den ihnen gezeigten Gebrauch desselben sogleich sehr geschickt nach, und freuten sich dieser Bereicherung. Eben so verhielt es sich mit der Anwendung der Handsägen, womit sie beschenkt wurden.

Nur einer von diesen Insulanern ließ sich bewegen, mit den Fremdlingen nach ihren, ihm in großer Entfernung durch ein Sehrohr gezeigten Schiffen zu fahren. Auch hier äußerte er sich ganz anders, als jene Feuerländer, mit denen man schon oft diese Menschenrace von van Diemens-Land vergleichen wollte. Sein Miene nahm eine gewisse Zuversichtlichkeit an, sobald er den Bord bestieg, und seine Aufmerksamkeit

auf so viele, ihm gänzlich neue Gegenstände war sichtlich und groß. Sodann fesselte alles das seine Blicke, was er zur Nahrung dienlich hielt, und der Anblick eines großen schönen Hahnes war ihm höchst erfreulich. Man gab ihm solchen: er sagte durch Zeichen, wenn er ans Land komme, wolle er ihn sogleich braten und verzehren. Er erhielt viele Geschenke; willig ließ er sich alles, was man ihm an Putzwerk um den Hals an Schnüren befestigen wollte, aufhängen und schien sehr vergnügt. Den Hahn auf seinen Schultern, entfernte er sich unter vielen Zeichen des Dankes, und als er wieder an das Ufer geführt worden war, und nebst seinen Gefährten hörte, die Schiffe würden nun wieder abfahren, und die Gegend für immer verlassen, äußerten alle lebhaftes Bedauern.

Von den Gebräuchen dieser Wilden konnten die Reisenden nichts weiter erfahren, da sie ihre Sprache durchaus nicht verstanden; aber ihr guter, menschlich gesinnter Charakter spricht aus diesen Thatsachen. Es ist wahrscheinlich, daß sie ihre Todten verbrennen: denn davon fanden sich Spuren. —

Taf. XII.

Gebräuche und Sitten der Neu-Kaledonier.

Taf. XII. Fig. 57—59.

Auch dieses Volk, in jeder Hinsicht von den andern Stämmen Australiens verschieden, und durch manche Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, bewohnt eine große Insel, die unter dem zwanzigsten bis drey und zwanzigsten Grade südl. Breite, und dem 160. bis 170. Grade der Länge liegt. An mehreren Stellen ist sie sehr schmal, aber ihre Ausdehnung in die Länge beträgt über sechzig Meilen. Der Boden spendet minder reichlich die Pflanzengeschenke der Südinseln; hohe, magere Gebirgketten durchziehen die innern Gegenden, und ihre zahlreiche, aber träge Bevölkerung fristet kümmerlich das Leben.

Es ist auffallend, wie ganz anders die Neu-Kaledonier, welche Cook und Forster sahen, erscheinen, als die, welche von den neuesten französischen Weltumseeglern beobachtet und beschrieben wurden. Jene Reisende

haben uns ein herzlich gutes Volk dargestellt, menschenfreundlich, freymüthig; aber geblendet vom Schein, ist ihrem Beobachtungsgeiste der wahre Charakter desselben entgangen. Ihnen haben es andere Beschreiber nacherzählt und jene Täuschung unterhalten, obgleich weit neuere, treffende, vielfältige Thatsachen bereits vorhanden waren, als sie ihre Arbeiten der Welt übergaben. Und doch sind es gewiß die nämlichen Kaledonier, welche Cook und Labillardiere beschreiben, da beyde Reisende an derselben Stelle gelandet, und Verkehr mit den Eingebornen getrieben haben. Es wäre denn, daß der Zeitraum von etwa dreyzehn Jahren dieses Volk so sehr herabgewürdigt, und das einst so liebenswürdige in ein sehr verabscheuungswerthes umgewandelt hätte!

Im Ganzen sind die Neu-Kaledonier nur mittelmäßig groß: sehr große Menschen gehören dort unter die seltensten Ausnahmen. Ihr Haar ist wollig, aber nicht alle lassen den Bart wachsen: viele raufen die Barthaare gänzlich aus. Die Haut dieser Insulaner ist so schwarz, wie der Bewohner von van Diemens-Land, nur bedienen sich erstere nicht, wie diese, des Kohlenstaubs, um die Schwärze der Haut zu erhöhen. Nur bey einigen wird man lange schwarze Streifen auf der Brust gewahr, womit sie sich bemahlen. Ihre Gesichtszüge gleichen den Zügen der vorher beschriebenen Wilden von Neu-Holland, nur sind sie rauher,

und die Ohren werden durch lang herabhängende Ohrlappen entstellt, welche eine große Oeffnung, und durch Ziehen, Zerren und Behängen mit schwerem Holz eine so große Ausdehnung erlangt haben, daß sie bis auf die Schultern herabreichen. Andere schlitzen die so sehr verlängerten Ohrlappen streifenweise auf; wieder andere machen jene Oeffnung noch häßlicher und weiter, indem sie Baumblätter oder Stücke Holz hindurch schieben. Bey mehreren bemerkt man die Gewohnheit, den Körper durch hohe Narben zu verunstalten: eine immer wiederholte Verwundung, und durch beißende Mittel bewirkte Eiterung bringt dergleichen Beulen hervor, welche als Zierde betrachtet werden, und den Besitzer stolz machen.

Die Männer sind unbekleidet, nur ein äußerst schmaler Gürtel umschließt den Leib: Weiber und Mädchen tragen eine Hülle, die aus Fasern von Baumrinde und grasartigen Blättern zusammengesetzt ist, und den Leib von der Hüfte bis zu den Knieen deckt. Als Schmuck tragen Einige Armbänder von Muscheln oder Quarz, und Halsbänder von Flechtwerk, woran bisweilen an einer Schnur ein kleiner Menschenknochen hängt.

Die Wohnungen dieser Insulaner sind von eigner Bauart und Form, und auf der Taf. XII. 58. 59. abgebildet. Gewöhnlich wählen sie dunkle Waldlagen

der Stelle ihrer Ansiedlung. Mehrere Hütten stehen beysammen, doch, aus Besorgniß bey entstehendem Brande der einen, mitergriffen zu werden, ziemlich weit von einander. Einige sind, wie 58., mit einem Zaun umgeben, der aus den Blattstielen der Kokospalme besteht, und auch noch vor der Hüttenthüre einen zu beyden Seiten verwahrten Weg bildet; andere entbehren dieser Umgebung. Sie ist gewöhnlich gegen fünf Fuß hoch. Der Raum der runden Hütte beträgt meistens zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser, die Höhe der Seitenwände etwas über drey Fuß. Die Thüröffnung ist von der nämlichen Höhe der Wände, die aus dünnen Stäben fest an einander gefügt, bestehen. Die Hälfte der Thürhöhe wird zu ihrer Breite genommen, und sie selbst aus Palmblättern und Holz verfertigt, und oben mit einem greulich geschnitzten Menschenkopf geziert. Aus der Mitte des innern Raums erhebt sich ein Balken, der dem Gebälke des Daches, das steil gewölbt, aufsteigt zur Befestigung dient, und noch etwas über dasselbe hinausragt. Nicht ohne gute Beurtheilungskraft ist der Dachstuhl angelegt: er besteht aus mehreren bogenförmig gekrümmten dünnen Baumstämmen, die in einander greifen, und der Festigkeit des Ganzen gut zu Statten kommen. Das Dach ist mit strohartigen Pflanzentheilen gedeckt, und auf dem Boden der Hütte werden Matten ausgebreitet. Gegen Wind und Wetter schützt dieser Bau gut, aber seine Bewohner werden von stechenden Insekten hart ge-

plagt, und müssen Feuer zur Nachtzeit unterhalten, um schlafen zu können. Nur durch die niedrige Thüre kann der Rauch, der allein jene Ruhestörer verjagt, abziehen, auch er wird daher den Bewohnern sehr beschwerlich.

Statt alles Hausgeräthes ist gewöhnlich im Innern der Hütte, seitwärts an der Wand ein Bret in horizontaler Richtung angebracht, welches von schwachen Schnüren fest gehalten, dazu dient, leichte Schalen darauf zu stellen.

Nahe bey diesen Wohnungen sieht man oft kleine Grabhügel, auf welchen in der Mitte leichtes Gitterwerk von zehn bis zwölf Fuß Höhe steht, als Denkmal an den Verstorbenen.

Die sonst so gepriesene Sanftheit des Charakters dieser Insulaner hat sich bey den neuesten Beobachtungen nicht bestätigt. Sie sind betrügerisch, diebisch, leben in beständigen, höchst verderblichen Kriegen gegen einander, dürsten nach Blut und fressen ihre Feinde, deren Fleisch sie rösten. Nach ihrem eigenen Geständniß gehört Menschenfleisch zu ihren Leckerbissen, und sie sind so lüstern nach dieser entsetzlichen Speise, daß sie die Gefährten Labillardieres oft an den Armen und Lenden befühlten, und dabey mit den Lippen und der Zunge eine Bewegung machten, wie bey uns

einer, dem, wie man sagt, der Mund nach einem Lieblingsgerichte wässert. Aber nicht nur überwundene Krieger trifft dieses schreckliche Loos, ihren Mitbrüdern zur Speise zu dienen, sie erwürgen Frauen und Kinder, und opfern sie ihrem Heißhunger.

Labillardiere hat eine ganze Reihe von Zügen aufgestellt, welche diese Insulaner, größten Theils wenigstens, als die verworfensten Menschen charakterisiren, die nur das Gefühl des Uebergewichts europäischer Waffen gegen die ihrigen abhält, jeden Reisenden anzufallen und zu zerfleischen.

Ihre übrigen Nahrungsmittel bestehen in wenigen Früchten der Kokospalmen und Brodbäume: beyde gerathen hier minder gut als in andern Gegenden des Südens, sie stehen sparsamer, und selbst der geringere Vorrath an diesen Pflanzen wird noch häufig durch die Barbarey der Insulaner vermindert: denn wenn eine Schaar die andere mörderisch anfällt, so werden sogar die Nutzbäume mit den Hütten der Erschlagenen vertilgt, und ganze Thäler in Wüsten verwandelt. Ygnamen, Patatten und allerley Wurzelwerk dienen dem Volke, außer jenen Baumfrüchten, zur Nahrung: aber bey der häufigen Magerkeit des Bodens, und bey dem geringen Fleiß, den der gedrückte weibliche Theil des Volkes auf den Anbau nützlicher Wurzeln verwendet, hierin so wenig, als

beym Fang von Schalthieren an den Küsten von den Männern unterstützt, und bey der starken Bevölkerung, reichen diese Gaben des Bodens nicht zu: die Neu-Kaledonier essen daher Baumrinde, große Spinnen und eine Art grünlicher, sehr feiner speckiger Erde in großer Menge. Die Rinde wird in irdenen Töpfen, ohne Wasser ans Feuer gesetzt und so gekocht; die großen Spinnen des Landes, deren Gewebe so fest ist, daß es bisweilen das Fortkommen in den Wäldern erschwert, werden zu hunderten gesammelt, in bedeckten Töpfen am Feuer getödtet und auf Kohlen gebraten; und jene Erde füllt den Magen, ohne Nahrungssäfte zu geben, aber der Hunger wird doch gestillt, und ihre Theile schlüpfen schnell wieder hinweg. Man sieht diese Wilden handgroße Stücke davon recht mit Appetit kauen. Gewiß muß ihre Armuth oft sehr drückend seyn; aber bey größerem Fleiß wird auch ein minder guter Boden urbar, und lohnt bald die darauf verwendete Mühe. Das Thierreich giebt dem Neu-Kaledonier wenige Ausbeute, er hat weder Schweine, noch Hunde, überhaupt keine Säugethiere, und nur eine sehr geringe Anzahl von Hühnern. Aber an wildem Geflügel ist die Insel reich.

Um den Durst zu löschen, trinken die Neu-Kaledonier Wasser, und verschmähen Branntwein und Wein. Ihre Art zu trinken ist eigen: sie beugen sich

stark über die Quelle hin, aus der sie schöpfen wollen, öffnen den Mund sehr weit, und gießen sich mit der Hand eine Menge Wasser über das Gesicht; was davon in den Mund läuft, oder ihn trifft, wird hinabgeschluckt. So wenig sie europäischen Getränken hold sind, so gierig essen und fordern sie Brod, ohne den Schimmel zu scheuen, der es etwa bedeckt. Um ihrer Forderung desto mehr Gewicht zu geben, zeigen sie auf ihren leeren Bauch, den sie aber absichtlich stark einziehen, um seine scheinbare Leere sichtbarer zu machen.

Außer dem Bau ihrer Wohnungen besitzen sie noch andere Kunstfertigkeiten. Sie erbauen große, doppelte Segelboote, die, selbst bey einer sehr rohen Bearbeitung, ihren Zweck gut erfüllen. Auf die Verschönerung ihrer Waffen verwenden sie großen Fleiß. Ihre Speere sind gegen sechszehn Fuß lang, von festem schwarzem Holz, und fein polirt: ihre Keule ist in Zacken ausgearbeitet, und mit Schnitzwerk geziert; auch führt jeder einen schmalen Riemen als Schleuder, womit er kleine, länglich abgerundete Specksteine in weiter Entfernung mit vieler Sicherheit wirft. Der schmale Gürtel hält daher gewöhnlich auch eine kleine Tasche von Baumrinde, woran sich ein beträchtlicher Vorrath an solchen Steinen befindet. Ihre Aexte sind aus Serpentinstein, mühsam geschliffen und durch Fasern der Kokosnuß an einem hölzernen Stiel befestigt.

Grobe irdene Töpfe werden für die Küche verfertigt, und aus verschiednem Baumbast mancherley Zeuge von den Weibern verfertigt, die aber den Arbeiten der Sandwich-Insulaner gar nicht gleich kommen. Auch hat man ein elendes musikalisches Instrument, eine Art Flöte, bey diesen rohen Wilden bemerkt, deren Singweisen übrigens, bey einer abscheulich rohen und widerlichen Stimme, so unharmonisch sind, daß die Europäer des festen Taktes ungeachtet, den die Insulaner halten, die Ohren gern verstopfen, um keine Zuhörer bey dergleichen Conzerten zu seyn.

Von den verschiedenen Hausgebräuchen dieser Wilden, von ihren Ehebewerbungen, Hochzeiten u. s. w. hat man noch nichts Gewisses erforscht, eben so wenig ist die Frage entschieden, ob sie in Vielweiberey leben. Aber hart ist auf jeden Fall hier der Zustand des Weibes, und groß die Trägheit der Männer, die alles gethan zu haben glauben, wenn sie, als Herren der Familie, für deren Beschützung Sorge tragen. Die Anführer, welche sich durch eine hohe Mütze, die mit Hahnenfedern bedeckt ist, von dem gemeinen Volke auszeichnen, stehen in geringer Achtung: jeder Mann ist in seiner Familie unbeschränkter Herr.

Die kleinen Grabhügel bey den Wohnungen bezeugen die Theilnahme dieser Wilden an dem Absterben der Ihrigen: aber warum sie, und wessen

Knochen und Hirnschädel an einem Stock in der Mitte der Grabhügel aufhängen, dieß ist noch zu erforschen; so viel hingegen ist gewiß, daß sie auf den Besitz dieser Knochen geringen Werth setzen, und solche den Europäern für Brod und Kleinigkeiten verkaufen.

Der hohe Grad von Verderbniß dieses Volkes zeigt sich auch besonders in der niedrigsten Schamlosigkeit, welche Weiber und Mädchen äußern.

Gebräuche und Sitten der Bewohner der Admiralitäts-Inseln.

Taf. XII. Fig. 60. 61.

Der, mit allen Gaben der Natur reichlich versehene Wohnplatz der hier abgebildeten Menschenart, liegt unter dem 2. Grad 18 Minuten südlicher Breite, und unter dem 145. Grade 46 Minuten östlicher Länge, und gehört zu einer Gruppe von mehreren Inseln, denen die Weltumsegler den Namen der Admiralitäts-Inseln gegeben haben. Ein heiteres, glückliches Klima unterstützt die hervorbringende Kraft der Natur, und nirgends steht die Pflanzenwelt in üppigerem Wachsthum. Bis auf die Spitze hinauf sind selbst die Berge dieser schönen Inseln mit den kostbarsten Palmenarten besetzt, und jede gewährt den Anblick eines Gartens. Den Bewohnern bleibt die geringe Sorge übrig, die wohlschmeckendsten von dem mannichfaltigen Vorrath genießbarer Gewächse auszuwählen, und absichtlich, aber sonder Mühe zu vervielfältigen. Aber ihre Inseln sind von gefährlichen Korallen-Riffen umgeben, und diese erschweren den Zugang europäischer Schiffe, so daß sich die Kenntniß, die man von diesen Menschen hat, kaum weiter erstreckt, als auf das Tauschverkehr, wel-

ches die neuesten Reisenden mit einem großen Theil von den Eingebornen getrieben haben. Bey der Annäherung der Schiffe hatten diese in ihren Kanots das Land verlassen, voll Begierde sich im Austausch gegen Landesprodukte und Kunsterzeugnisse Waaren aus Europa zu verschaffen. Ich folge den allerneuesten Schilderungen, welche den Charakter der Zuverläßigkeit haben. Die Folgezeit wird die Kenntniß auch dieses Volks und seiner Sitten noch besser enthüllen.

Ein sehr wohlgebildeter Körper zeichnet die Admiralitäts-Insulaner vortheilhaft aus. Ihre Haut ist von schwarzer Farbe, aber nicht tief schwarz, ihre Gesichtsbildung angenehm, der europäischen sehr ähnlich. Ihre Züge verrathen Gesundheit, Frohsinn, Wohlbehagen: „es müssen,“ sagt einer der neuesten Reisenden, „glückliche Menschen seyn, wenn man von ihren zufriedenen Mienen auf innere Ruhe schließen darf!“ Sie raufen sich die Barthaare aus: das Haupthaar ist emporstehend, wollig, und scheint den Abbildungen nach stark zu seyn, da sie es mit einem Band aus Baumrinde auf dem Wirbel fest halten, so daß noch ein Theil über dasselbe hinausragt, der ebenfalls wie durch Kunst gekräuselt erscheint. Die von Natur schwarze Farbe des Haares verwandeln sie durch einen Anstrich von Ocker und Palmenöhl in roth: auch dient eben diese Farb zum Bemahlen einiger Körpertheile: doch ist diese Gewohnheit nicht allgemein.

Bey mehreren ist der Nasenknorpel durchbohrt und

durch die Oeffnung eine Schnur gezogen, an deren Ende sich Zähne, zwey Mal so groß, als Menschenzähne, befinden. Auch dieses Volk findet eine Zierde in einer übergroßen Verlängerung der Ohrlappen: diese werden erst mit großen Löchern versehen, und durch künstliche Mittel so weit ausgedehnt, daß sie noch über die Schultern herabhängen, und wie fleischerne Ringe von länglicher Form aussehen. Ueber der Brust zeigen sich bey vielen unter ihnen seltsame Hauterhöhungen, welche Folgen von absichtlichen Verwundungen sind, die durch öftere Erneuerung und unterhaltene Eiterung eine beträchtliche Höhe erreichen. Sie sind nach Regeln angelegt, und sehen einer Blume ähnlich, deren Stil gegen die Brustwarzen herab zieht. Auch sieht man mehrere Armbänder, die aus großen Muscheln mühsam ausgeschnitten sind. Ein ganz schmaler Gürtel von Baumrinde umgibt den Leib unter der Brust, auch er scheint bloß zur Zierde, keineswegs zur Bedeckung angelegt zu seyn. Diese Menschen gehen ganz nackend, nur die männlichen Geschlechtstheile verhüllen sie mit einer schneeweißen, sehr glatten Muschel, die ohne Binde fest hält; eine Eigenheit, welche bey keinem andern Volke der Südsee-Inseln bemerkt worden ist. Es ist wahrscheinlich, daß Schamhaftigkeit Antheil an dieser sonderbaren Erfindung habe; denn die meisten unterlassen nicht, wenn sie eine solche Muschel den Europäern auf ihr Verlangen verkaufen, sich umzudrehen, und den Gürtel nun tiefer zu befestigen, damit er jene Theile verhülle.

Wenn es erlaubt ist, aus der Art, wie diese Wilden sich gegen die neuesten Reisenden, deren Schiffe sie in großer Anzahl umgaben, betrugen, auf ihren Charakter zu schließen, so erscheint dieser in einem vortheilhaften Lichte. Sanftheit und Wohlwollen leuchtet aus ihren Augen, und ihre Redlichkeit im Handel ist außerordentlich. Voll Vertrauen nähern sie sich in ihren Pirogen, und bieten alles, was ihnen angehört, zum Austausch dar: Eisen, dessen Gebrauch und Nutzen sie recht gut kennen, ziehen sie allem andern vor; ihre Treue im Handel ist unerschütterlich. Man sagt sonst, Gelegenheit macht unehrlich; aber diese Insulaner blieben redlich, auch wenn sie offne Gelegenheit hatten, sich bey der großen Menge, die um die Schiffe herfuhr und schwamm, einer Beute zu bemächtigen. Man sah mehrere unter ihnen, die, durch das Andrängen anderer verhindert und zurückgeschoben, nicht im Stande waren, ihre erhaltenen Tauschwaaren durch Ablieferung der ihrigen zu bezahlen, nicht aufhörten, sich mit aller Kraft zu bemühen, bis sie sich wieder hervorgearbeitet, und ihre Waaren abgegeben hatten. Sie suchten dann voll Sorge den rechten Mann, dem sie gehörten, und manche mußten wohl eine halbe Stunde Zeit anwenden, bis sie diese Absicht erreichen konnten, welches ihrem Charakter Ehre bringt.

Minder gut betragen sich die Mächtigern unter ihnen gegen ihre Untergebene, die sehr wahrscheinlich ihre Leibeignen sind. In jedem ihrer Segelboote stand

ein Befehlshaber, der sechs bis neun Ruderern gebot. Alles, was diese von den Europäern erhandelten, schien das Eigenthum eines solchen Mächtigern zu werden, und mehrere von ihnen rissen jenen Armen die erhaltenen Gaben aus den Händen, und prügelten auf sie zu, wenn sie etwa sich sträuben wollten.

In der Hand hielten mehrere von ihnen Calebassen von verschiedner Form, mit mancherley Einschnitten und Linien geziert, und mit einer kalkartigen, fein geriebenen Substanz erfüllt, welche sie kauen. Sie bedienen sich zum Auffassen dieses feinen Pulvers einer kleinen hölzernen Spade, und blasen beym Genuß die Wangen sehr auf. Nach ihrer Versicherung soll es gut schmecken. Andere tragen den Vorrath von diesem Pulver in kleinen Stücken von Bambusrohr: andere tragen die Blätter von einer Pfefferpflanze, (Piper. siriboa Lin.) bey sich, und kauen solche: aber die Areka-Nuß, welche ein Hauptzusatz des sogenannten Betels, den die Sineser kauen, ist, scheint ihnen nicht bekannt zu seyn. Auch sind es nur Befehlshaber, welche dergleichen Naschwerk gebrauchen.

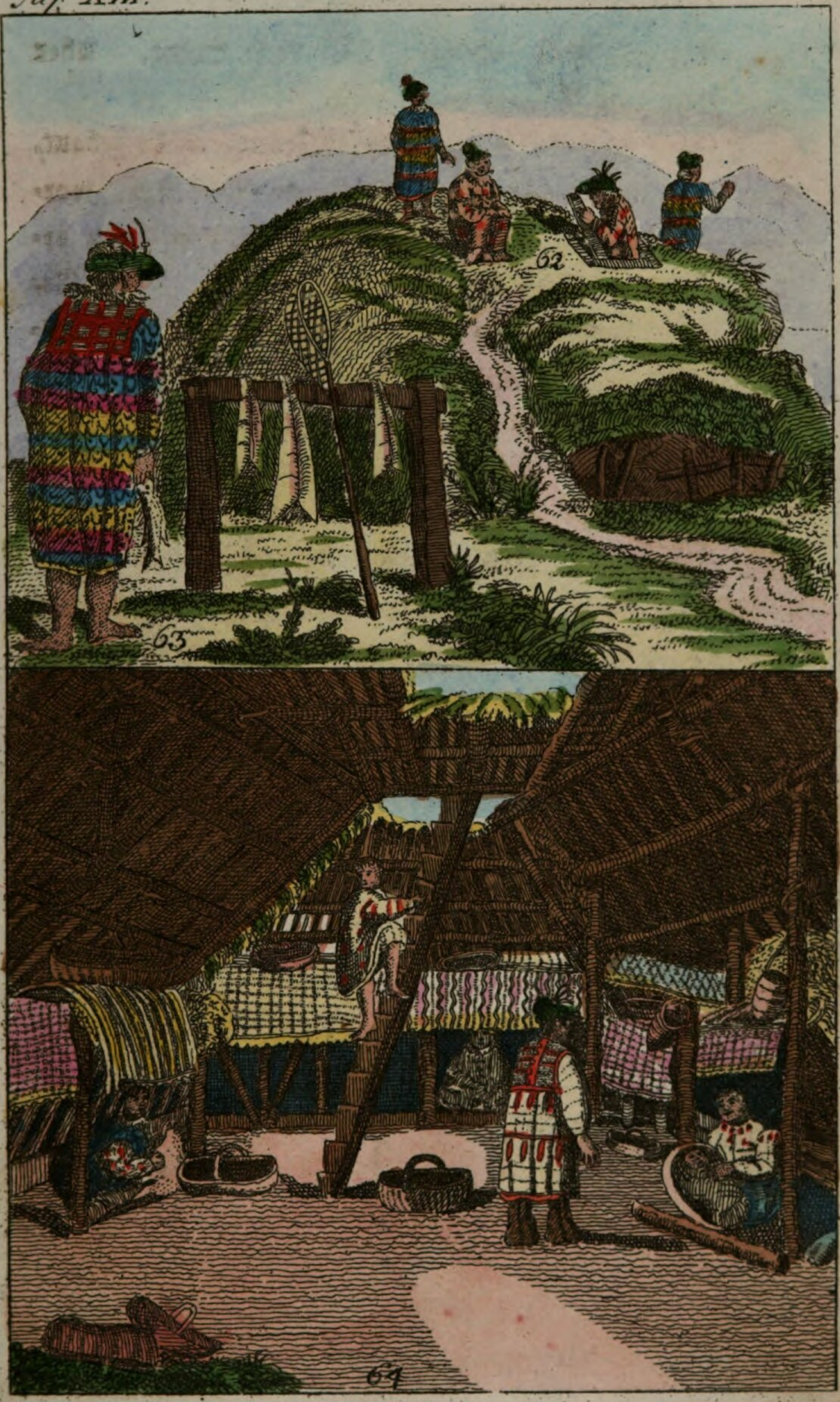
Bögen und Keulen sind nicht bey diesen Wilden gebräuchlich, aber Speere von fünf bis acht Fus Länge, aus hartem, fein geglättetem Holze, und oben mit einem auf beyden Seiten scharf zugeschliffnen Stück vulkanischen Glases versehen, das gefährliche Wunden zu verursachen im Stande ist. Eine Schnur aus Fasern, mit

einer Art von Kitt befestigt, hält diese Spitze. Aber man sieht auch Speere ohne diese.

Ihre Segelboote sind von Planken, wohl gebaut, und mit einem dünnen platten Querholze belegt, worauf der Anführer steht, und das Gleichgewicht zu erhalten sucht. Das Segel ist von Matten. Die Geschwindigkeit, womit diese Fahrzeuge die Wellen durcheilen, ist außerordentlich. Als Schwimmer sind diese Wilden minder geschickt, wie viele der übrigen Australier, und gegen die Sandwich-Insulaner kaum Lehrlinge in dieser Kunst. Ihre Nahrung besteht in Früchten, Wurzeln, Fischen und Schalthieren.

Von ihrer Haushaltung, von ihren Frauen, von ihren Familienverhältnissen und Hausgebräuchen, läßt sich nichts sagen, da die neuesten Reisenden wenigstens uns darüber keine Aufklärung geben. Daß sie zum Schutz gegen schlimme Witterung und zum nächtlichen Aufenthalt einfache Hütten, mit Schilf und Gras bedeckt, bauen, daß sie ihre Felder einzäunen und sehr zahlreich auf kleinem Raume sind, bestätigen die gegebenen Ansichten.

Taf. XIII.



Gebräuche und Sitten der Einwohner von Unalaschka.

Taf. XIII. Fig. 62. 63. 64.

Tief im Norden, unter dem 53. Grade nördlicher Breite und unter dem 193. Grade östlicher Länge liegt die Insel Unalaschka, deren Bewohner im Jahr 1762. von den Russen zuerst besucht worden sind, und durch die grausamste Behandlung gezwungen, sich diesen Gewaltigen unterworfen haben. Gewinnsucht war auch hier die erste Triebfeder zu dem Verkehr mit den Urbewohnern; sie gaben See-Otterfelle gegen Erzeugnisse des russischen Kunstfleißes, und der Gewinn einer Eroberung war schon bedeutend, sobald jene die Ausbeuten ihrer Jagd nur an ihre neuen Herren vertauschen durften, und noch über dieß jährliche Tribute in Fellen bezahlten. Auf die innere Verfassung hatte die nur

geringen Einfluß: die Insulaner behaupten ihre Eigenthümlichkeit, und die Russen sind durch die Lage und Natur des Landes genöthigt, sich der Lebensart ihrer Unterthanen auf dieser Insel anzuschmiegen.

Die Eingebornen von Unalaschka sind klein, fest von Fleisch und von gutem Verhältniß der Körpertheile. Ihr Gesicht ist vorzüglich rund, nur die Backenknochen stehen stark hervor. Sie haben schwarze Augen voll Glanz und Leben, langes schwarzes Haar, aber schlicht. Das Kinn der Männer ist wenig behaart. Ihre Körperfarbe ist schwarzbraun. Die Männer schneiden das Haupthaar an der Stirne kurz ab, lassen aber das Uebrige im Nacken fliegen; die Weiber winden alles in einen Schopf zusammen, der auf dem Scheitel fest gesteckt wird.

Beyde Geschlechter tragen Kleider von einerley Schnitt, den Hemden der thüringischen Fuhrleute ähnlich. Sie sind in dem Stoff verschieden; die Kleidung der Weiber wird aus Seehundsfellen, die der Männer aus Häuten von Vögeln stückweise zusammengesetzt. Ein solches Hembe reicht bis auf die Knie, und kleidet um so seltsamer, da man die einzelnen Stücke, woraus es zusammengesetzt ist, recht gut unterscheidet, und da die Putzlust allerley Kleinigkeiten von Knochen, Holz, Horn und dergl. dabey anzubringen sucht. Unter diesem Kleide wird noch ein anderes ähnliches, aber kür-

zeres getragen, und Männer ziehen bey schlechter Witterung noch ein ähnliches von Darmhäuten über, das hinten eine Kappe hat, welche man über den Kopf schlägt. Mehrere Männer tragen Stiefel von Fellen, deren Form auffallend unbehülflich ist. Den Kopf bedeckt eine hölzerne Mütze, deren Rand, wie ein Schirm, weit vorsteht. Sie ist meisten Theils grün gefärbt, und an dem obern Theil des Randes mit Stacheln von irgend einem Seethiere besteckt, an welchen bunte Glasperlen stecken. Oft steht an der Spitze eine kleine unförmliche Menschengestalt, aus Knochen geschnitzt. Selten läßt sich der Mann in Unalaschka ohne diese Mütze sehen. Schminke ist hier nicht üblich, aber an den Wangen und am Kinn werden Punkte in die Haut gegraben, und einige Linien hinzugefügt, welche das Gesicht zwar nicht verschönern, aber doch verschönern sollen. Dieses Tatowiren wird hauptsächlich an den Weibern bemerkt: doch unterlassen die Männer nicht, sich den Nasenknorpel und die Unterlippe zu durchbohren, und kleine Knochen und Holz hindurch zu schieben. Auch in dieser Sitte gehen die Weiber noch weiter; denn sie lassen von dem durchborten Nasenknorpel bis über das Kinn herab eine Perlenschnur von Korallen und Glas hängen, und wählen größere Knochen, z. B. feine Fischkinnladen mit Zähnchen besetzt, um sie als Zierde unter ihrer Unterlippe zu befestigen. Es ist unglaublich, wie weit Verschönerungslust den rohen

Menschen irre führt: die Korallenschnur muß beym Genuß von Speise und Trank in die Höhe gehoben oder auf die Seite gehalten werden, und dennoch hält der höchste Grad von Unbequemlichkeit diese Menschen nicht ab, eine solche Sitte unter sich zu dulden. Die Ohrenlappen bekommen auch auf dieser Insel mehrere Löcher, worein allerley Knochen- und Holzwerk gesteckt zu werden pflegt.

Die Eingebornen von Unalaschka sind die friedlichsten, harmlosesten Menschen, dienstfertig, gefällig bis zur Ausartung, und ohne allen Betrug. Ihr Leben geht den einfachsten Gang, und Neid und Habsucht sind ihnen fremd. Sie leben in großen Familien unter eigenen Anführern, und die Gewalt der Russen hat es noch nicht gewagt, in ihren innern Haushalt einzugreifen. Ihre Eintracht unter sich ist musterhaft. Auch verdient der hohe Grad von Zärtlichkeit der Mütter gegen ihre Kleinen ein gerechtes Lob.

Sie nähren sich von Fischen, Seethieren und Vögeln, aber auch einige wildwachsende Wurzeln und Beeren dienen zum Genuß, und in harter Winterzeit wird selbst Seekraut (Tang) nicht verschmäht. Die Insel ist arm an Holz, und hat keinen einzigen Baum, also auch zum Gebrauche im Hauswesen kein Holz, als was von den Wellen aus den nordamerikanischen Waldungen hieher getrieben und aus-

geworfen wird. Schon dieser Mangel nöthigt die Eingebornen ihre Speisen größten Theils roh zu essen; allein sie kochen und backen, und es scheint, daß sie das erstere wenigstens erst von den Russen gelernt haben. Bey einigen findet man kleine Kessel von Metall, andere aber begnügen sich zu ihren Kochereyen mit einem flachen Stein, um welchen ein hoher Rand von Thon aufgesetzt wird. Selbst die Anführer genießen das Fleisch von Fischen roh, vom Fange weg, sonder Bereitung. Cook sah einen solchen den Kopf einer eben erbeuteten großen Steinbutte verzehren. Es war das Mittagsmahl; erst theilten sich zwey von seinen Gehülfen oder Bedienten, beym Fang in die Kiefern: sie drückten den Schleim mit den Händen aus; das war alles, was man Zubereitung heißen konnte. Hierauf wurde der Kopf abgelös't, von einem Bedienten im Meer ausgewaschen, und auf vorher gepflücktes Gras neben dem Anführer, der auf der Erde saß, niedergelegt: auch fand der Leibkoch seinen Platz neben diesem, und streute nun noch mehreres Gras vor seinem Gebieter aus. Er schnitt von den Wangen des Fisches große Stücke ab, und ordnete sie auf dem Boden, so, daß der Herr sie erreichen konnte, der die Bissen mit eben so großer Wollust verschlang, als ein europäischer Lüstling das Kostbarste, was seine welsche Küche liefert, verzehrt. Das Uebrige lös'ten die Diener mit den Zähnen von den

Kopfknochen ab, den Hunden an Fertigkeit im Nagen fast überlegen.

Die Wohnungen dieser Insulaner sind dem Bedürfniß ihres Landes angemessen, und von einfacher Erfindung. Meine Leser erblicken auf der Taf. XIII. 62. die äußere, und auf der nämlichen Taf. XIII. 64. die innere Ansicht derselben. Bey größerer Reinlichkeit würden diese Hütten genügen, und in einem so kalten Erdstriche selbst dem im Bauen geübteren Europäer völlig zweckmäßig scheinen; aber der Bewohner von Unalaschka hat einen so eingeschränkten Sinn für die Vortheile der Reinlichkeit, daß er diese nicht nur an sich selbst, sondern auch an seiner Wohnung so sehr vernachlässigt, als irgend ein Wilder in andern Weltgegenden. Ungeziefer und Unrath schrecken den reinlicheren Menschen von einem solchen Aufenthalte hinweg. Der Bau wird mit einer länglich viereckigen tiefen Grube angefangen, die gewöhnlich unter funfzig Fuß Länge, und zwanzig Fuß Breite hat. Von Treibholz werden nun die Wände dieser Grube gleichsam gefüttert oder gestützt, und ein Dach wird darauf gesetzt, das aber nicht scharf, wie unser Dach, sich zuspitzt, sondern oben eine Fläche behält. In dieser werden zwey viereckige Oeffnungen gelassen, um der Luft und dem Lichte Zugang zu verschaffen, und eine von diesen Oeffnungen dient als Eingang, denn

an ihr wird ein Balken befestigt, welcher vermöge der an ihm angebrachten Stufen die Stelle der Treppe vertritt. In der Ansicht 62. sehen meine Leser einen Mann aus der Hütte zu Tage kommen, und in No. 64. einen andern im Begriff eben das zu thun. Ist das Gebälke vollendet, so wird es außen mit Gras belegt, hierauf mit Erde bedeckt, und erhält nun eine rundliche Form, wie ein Hügel, an welchem bald die hervorbringende Kraft der Erde sich zeigt, und Moos und Kräuter ansetzen. Der Boden im Hause ist fest gestampft, und mit trocknem Gras bestreut. An den Seiten des innern Raumes sind Fächer oder Abtheilungen, die den verschiedenen Familien, welche ein solches Haus gemeinschaftlich besitzen, als Zimmer dienen. Sie sind so niedrig, daß man nicht wohl aufrecht darin stehen kann, und darüber werden Matten befestigt, die man aufziehen und ablassen, und so das Nest öffnen oder schließen kann. Eine kleine Erhöhung von Holz läuft daran vorbey, und wird als Bank und Sopha gebraucht. Auch sie ist mit Matten bedeckt, und der reinlichste Fleck im ganzen Hause. Denn dessen Mitte ist gemeinschaftlich, und der wahre Sammelplatz alles Schmutzes. Der Europäer hat keinen Begriff von dem hohen Grade des Widrigen, was Geruch und Gesicht hier empfindet: denn auch der Urinbehälter findet hier in der Mitte seinen Platz. Ueber den Seitenkammern ist etwas Raum für jede

Familie, um ihren Reichthum an Kleidern, Fellen, Matten und Geräthschaften aufzustellen. Der Platz ist klein, aber für den Vorrath hinreichend. Die im Sommer in großer Menge getrockneten Fische werden außer dem Hause in ganz kleinen, besonders zu diesem Zweck erbauten Hütten aufbewahrt. Einige Schalen von Holz, Löffel, Wassergefäße und Körbe, die wie Matten geflochten sind, machen den ganzen Hausrath aus: bisweilen vermehrt diesen ein russischer Kessel, aber selten. Diese Gefäße sind äusserst zierlich gearbeitet, und das Flechtwerk der Matten und Körbe verräth Nachdenken, Fleiß und Ausdauer. Einen Feuerheerd wird man in keiner von diesen Wohnungen gewahr. Eine Lampe vertritt hier bey diesen an Holz armen Menschen die Stelle des Heerdes. Auch sie ist höchst einfach, und erleuchtet und wärmt zugleich. Sie besteht aus einer Steinplatte mit tellerförmigen Vertiefung. Man gießt Thran hinein, und besetzt den Rand mit dürrem Gras, welches statt des Tochtes dient. Um sich zu wärmen, stellt man eine solche Lampe zwischen die Beine, und reibt, zusammengekauert, die Hände darüber. Ueberhaupt ertragen diese Insulaner einen hohen Grad von Kälte.

Von den Russen haben sie den Gebrauch des Eisens kennen gelernt, und besitzen Beile, Messer und Nähnadeln; aber, letztere ausgenommen, scheint

ihre Begierde nach dem Besitz von dergleichen nützlichen Werkzeugen bey weitem nicht so groß, als bey andern Wilden, selbst in den nahe liegenden nordamerikanischen Küsten. Unsere Nähnadeln fanden sie, wenigstens zu Kapitän Cooks Zeiten, weit vortheilhafter zu der Bearbeitung ihrer Kleider, Boote und dergleichen, als ihre eigenen, welche aus Knochen verfertigt sind. Man kann nicht leicht geschicktere Näherinnen antreffen, als die Weiber von Unalaschka. Sie machen Kleider, Stiefeln und Mützen, an welchen besonders viele Stickerey zu sehen ist, und überziehen die Boote mit Leder, denn der Mann baut das Geripp aus Holz. Sie spalten Sehnenfasern von Thieren so dünn, daß sie solche wie Zwirn der feinsten Art gebrauchen können, und alles ist schön genäht, dauerhaft, und alle Verzierungen verrathen Geschick und Geduld.

Der Kahn dieser Insulaner ist klein, und faßt nur einen Mann, der, wie der Eskimo in der Mitte in einem Loche steckt, und das Leder seines Fahrzeugs an seinem Kleide fest bindet. Wollen zwey Menschen darauf fortkommen, so muß sich der eine der Länge nach ausgestreckt oben auf legen; der andere sitzt im Loche. Darin verwahrt er sich sehr gut: um das Loch, das von einem hölzernen Reif gebildet wird, ist ein Stück Darmhaut genäht, das durch Riemen wie ein Beutel zusammen gezogen werden kann. Der

Sitzende bindet dieses Stück an seinen Ueberrock, der auch aus Darmhäuten besteht, und zieht zur Vorsorge die Riemen über seine Schulter. Die Aermel des Kleides werden am Knöchel fest geschnürt; das Kleid selbst liegt am Halse fest an, und die Kapuze wird über den Kopf gezogen: sie weicht nicht, von der Mütze gehalten: kurz es ist fast unmöglich, daß Wasser in das Boot dringe, oder den Leib des Schiffenden netze; und geschieht es doch, so ist jenem ein Schwamm bey der Hand, womit er das eingedrungene hinweg tilgt. Das Ruder hat an jedem Ende eine Schaufel, und treibt das Boot, bey einem regelmäßigen Schlag auf beyden Seiten, so schnell, daß der Besitzer mit großen Schiffen in die Wette fährt. Oben auf, an Riemen befestigt, liegen die Fischergeräthschaften und Wurfspieße. Alle sind aus Holz, die Spitzen von Knochen vortrefflich ausgearbeitet, und entsprechen ihrer Bestimmung gänzlich. Eine eigne Geschicklichkeit der Eingebornen besteht darin, Fische mit ihrem Wurfspiese selbst im Meer, nicht in den Flüssen allein, zu treffen: aber auch die Angel, das Wehr, und Netze sind im Gebrauche. Meine Leser sehen auf Taf. XIII. einen Eingebornen, der vom Fischfang kommt, und schon einige Steinbutte oder Lachse zum Trocknen ausgehängt hat. Nur diese Arten werden zum Wintervorrath ausgesucht.

Aus dem Pflanzenreich dienen mehrere Knollen-

Gewächse und Zwiebeln den Eingebornen zur Nahrung; vorzüglich auch mancherley Beeren; der reichliche Graswuchs würde Vieh ernähren, und an mehreren Stellen der Insel Getraide und Gemüßewerk angebaut werden können. Aber die Bewohner begnügen sich mit den freyen Gaben der Natur, und verschmähen den Anbau.

An vierfüßigen Thieren ist die Insel sehr arm; wo kein einziger Baum steht, fehlt das Hirschgeschlecht, und nur solche Thiere, welche sich Höhlen graben, können zu finden seyn. Füchse und Wiesel sind auch wirklich vorhanden; der Hund ist das einzige Hausthier.

Mit den Angriffs- und Vertheidigungswaffen, die ihnen die Russen abnahmen und fernerhin versagten, scheinen diese Insulaner auch die Freude an Spiel und Tanz verlohren zu haben. Cook bemerkte keine Art von Erholung und Zeitvertreib unter ihnen; aber fröhlich und voll Eintracht sind sie stets unter sich: gegen Fremde sehr höflich. Sie sind Heiden, ohne öffentliche gottesdienstliche Versammlungen, und ohne Priester zu haben. Aber Zauberer gibt es unter ihnen, und der Aberglaube ist auch hier allherrschend.

Ihre Todten tragen sie auf die Gipfel der Berge,

legen den Leichnam in ein Grab, und werfen einen Erdhügel über dem Grabe auf. Darüber werden Steine gelegt, und jeder Vorübergehende ist verbunden, einen Stein hinzuzufügen. Alte Gräber haben daher das Ansehen großer Steinhaufen. Die harte, oft gar zu elende Lebensart unter einem rauhen Himmelsstrich scheint das Leben dieser Insulaner zu kürzen, denn man findet nur wenige, welche ihr Alter höher als funfzig Jahre bringen.

Taf XIV

Die Tschuktschen und ihre Wohnungen.

Taf. XIV. Fig. 65.

Die nordöstlichste Landspitze von Asien zwischen dem 67ten und 70ten Grad nördlicher Breite, heißt das Land der Tschuktschen. Es ist höchst unfruchtbar, rauh, felsig, arm an Gewächsen, mit keinem einzigen Baume beschenkt; aber dennoch wird es von einem Volke bewohnt, dessen ganze Gestalt so sehr von den Menschen des gegenüber, in einer äußerst geringen Entfernung, liegenden festen Landes von Amerika absticht, daß der verschiedene Ursprung beym ersten Anblick deutlich wird. Jene sind auffallend klein, dickköpfig, dickleibig, rund im Gesicht; diese Asiaten hingegen zeichnet ein wohlgebildeter Körper, schlanker Wuchs, und eine gänzlich von jenen verschiedene Gesichtsbildung aus; auch sind ihre Kleider, Waffen, Hütten ganz anders. Sie sind bräunlich gelb, und haben schwarze Haare, die sie kurz abschneiden; sie dulden keine Barthaare. Ihre Ohren sind durchbohrt, und in den Oeffnungen stecken Korallen; dieß ist ihr einziger Schmuck. Ihre Gemüthsart ist furchtsam, ob sie gleich beständig Waffen führen,

womit sie den Fremdling von ihrem Lande abhalten können; jeder Mann trägt einen Bogen, Köcher mit Pfeilen, und einen langen Speer. Als Cook einem Tschuktschen freundlich die Hand auf die Schulter legte, taumelte dieser voll Schrecken zurück.

Sie bedecken gewöhnlich den Kopf mit einer genau darauf passenden Mütze von Leder, die vorn weit vorsteht, um die Augen zu schützen: viele gehen mit entblößtem Kopfe. Ihre Kleidung ist ein kurzer Rock von Fellen der Rennthiere, Hunde und Robben, und an einigen sind die Haare stehen geblieben, andere haben an den Enden Pelzverbrämung. Die Aermel reichen nur bis an den Ellbogen, und der Rock selbst bis an die Hälfte der Lenden. Sie tragen gut anliegende lange Hosen von Leder, und kurze Stiefeln mit Pelzbesetzung. Auch ist eine Kapuze von Hundefellen bey schlimmer Witterung üblich, die den Kopf und die Schultern deckt.

Ihre Pfeile sind von Holz, und die Spitze bildet entweder ein Stein, oder ein Knochen. Die Speerspitze ist von Eisen, in den cultivirten Gegenden Asiens oder Europa's verfertigt, und im Tauschhandel hieher gebracht. Der Speerschaft ist mit Schnitzwerk und kleinen Plättchen von weißem und rothem Metall künstlich geziert. Wer den Bogen zu führen im Begriff steht, hat den Speer an einem ledernen Riemen über der Schulter hängen. Ueber der andern hängt der Köcher, der von rothem Leder zierlich verfertigt und gestickt ist. Kleidung und Waffen dieser Menschen zeugen von dem

Verstand und den mancherley Kunstfertigkeiten, welche sie besitzen. Ihren Nachbarn, den Koräken, werden sie durch eben diese Waffen furchtbar, und, so sehr der Anblick von wenigen Europäern eine größere Anzahl von Eingebornen in augenblicklichen Schrecken setzt, so gelang es doch den Russen nicht, sie zu unterjochen.

Sie bauen Sommer- und Winterwohnungen. Die Winterwohnung ist der vorbeschriebenen zu Unalaschka darin ähnlich, daß das hölzerne Geripp derselben, mit Gras und Erde belegt, wie ein kleiner Hügel aussieht; nur ist unten eine niedrige Steinmauer bemerkbar; und der Eingang geht nicht von oben herab vermittelst einer Leiter, sondern seitwärts hinein, wo dann die Mauer unterbrochen, und dafür eine schräg anlaufende Erderhöhung angebracht ist. Der Bau hat eine ovale Form. Ich habe die Sommerwohnung abgebildet. Dünne Stangen, Wallfischrippen, und andere Knochen von großen Seethieren bilden das Geripp, und die Bedeckung besteht aus rohen Häuten von Seethieren, welche nachläßig darüber hingeworfen, und da und dort zusammen gefügt sind. Einige aussen umher gezogene Stricke oder Riemen von Leder halten das Ganze noch mehr zusammen. Der Umfang ist ziemlich kreisförmig, und oben spitzt sich das ganze Gebäude ein wenig zu. Ueberall stechen Stangen und Wallfischrippen unordentlich hervor. Ein Stück Haut dient statt der Thüre. Gleich dabey ist inwendig die Stelle, wo Feuer angemacht wird. Auf dem Boden liegen, diesem

natürlichen Heerde ganz nahe, hölzerne Geschirre voll Unordnung und Schmutz. An den Seiten der Hütte sind die Schlafstellen der mehreren Bewohner, welche auch hier, Familienweise beysammen leben, durch Abtheilungen von Häuten gesondert. Das Lager selbst und die Decke sind Rennthierfelle, wohl getrocknet und ziemlich rein erhalten. Neben den Hütten findet man Gerüste von verschiedener Form, Leitern ähnlich, woran im Sommer die Ausbeuten der Fischerey getrocknet werden. Sie sind zehn bis zwölf Fuß hoch. Der Tschuktsche im Innern des Landes ist ein Rennthierhirte, und besitzt oft, wie der Lappländer, große Heerden von diesen nützlichen Thieren; an den Küsten lebt er vom Fischfang und Hundefleisch. Er hat eine große Anzahl Hunde, die er auch wohl zur Schlittenfahrt gebraucht.

Von den Hausgebräuchen dieses Volks haben uns Reisende wenig aufgezeichnet. Mistrauen und Furcht, Liebe zur Unabhängigkeit halten es ab, sich mit Fremden in genaueres Verkehr einzulassen, und die Russen, deren Gebiete dieses Land am nächsten liegt, haben bisher ihre Versuche, sich hier festzusetzen, mit großem Verlust gebüßt. Bis die Zeit weitere Aufklärungen gibt, mag diese Skizze dem Wißbegierigen genügen.

Gebräuche und Sitten der Einwohner der Kamtschadalen.

Taf. XIV. Fig. 66, 67.

Zwischen dem 50. und 60. Grade nördlicher Breite erstreckt sich die Halbinsel Kamtschatka an der östlichen Küste Asiens von Norden nach Süden. Ein rauher Himmelsstrich, der das öde, von Felsengebirgen durchschnittene, Land neun Monate lang den Bedrückungen des Winters Preis gibt, und dem Sommer in den drey übrigen Monaten des Jahres spärlich genug seine hervorbringende Kraft zu äußern erlaubt. Drey große Feuer speyende Berge verbreiten durch heftige, mit fürchterlichen Erderschütterungen verbundene, Ausbrüche Schrecken und Gefahr, und die ausgeworfene Asche, die oft Strecken von vielen Meilen dick belegt, stört die Vegetation. Da und dort sprudeln heiße Quellen, in der Nähe großer Flüsse hervor. Abgerissene, seltsam gestaltete Felsenmassen, fürchterlich tiefe Spalten und Abgründe in den Urgebirgen zeugen von wiederholten gewaltsamen Verheerungen, und die Natur scheint hier ihre Schrecknisse gehäuft zu haben, um dem Menschen den Zugang und Aufenthalt zu versagen. Und doch ist das Land bewohnt, denn der Mensch schmiegt

sich willig überall dem Boden an, den er betritt, sich unter die Gesetze der Nothwendigkeit beugend. Kamtschatka war noch in dem Anfang des verwichnen Jahrhunderts sehr stark bewohnt; aber viele Tausende seiner Ureinwohner rafften seit der Eroberung der Russen durch die Kosacken, Kriege, Empörungen und Seuchen hinweg, und jetzt schränkt sich die Zahl derselben auf wenige Tausende ein. Die Kinderblattern, die im Jahr 1767 durch einen russischen Soldaten auf die Halbinsel gebracht wurden, griffen, gleich der Pest, um sich, und tödteten wohl zwanzig Tausend, und weit mehrere wurden das Opfer der unnennbaren Grausamkeiten, womit die Eroberer unter ihnen wütheten, sie erst durch alle erdenkliche Qualen zu Empörern machten, und dann die Rasenden ihrer Mordlust und Habsucht würgten. Die Verzweiflung der armen Gedrückten ging so weit, daß sie auf kaum zugänglichen Felsen mit ihren Weibern und Kindern Schutz suchten, sich dort muthig vertheidigten, und wenn der Sieg ihnen nicht zu Theil wurde, erst Weiber und Kinder ermordeten, und sich selbst von den Felsen in das Meer stürzten. Zu spät trat die Menschlichkeit auf ihre Seite; das ganze Volk ist der Vernichtung schon allzu nahe. Aber auch in den Trümmern findet der Menschenbeobachter Eigenthümlichkeiten die seiner Untersuchung werth sind.

Die Kamtschadalen, oder Itälmenen (Leute, die am Meer leben), gehören in die Reihe der kleinsten Menschen des Erdbodens; sie sind breitschulterig, dickköpfig, haben runde, platte Gesichter, niedergedrückte Nasen, kleinen Mund, dicke Lippen, hängende Wangen, und kleine Augen, aber voll Feuer und Schalkheit. Die Zähne sind dicht, fest, schneeweiß, und selbst im Alter noch unversehrt. Schwarze Haare sind allgemein. Das Kinn der Männer wird nur sehr dünn behaart. Die

Körperfarbe der Männer ist schwarzbräunlich, braungelblich; aber weiß bey dem weiblichen Theile des Volkes. Junge Mädchen und Frauen haben rothe Wangen, und suchen die Zartheit und Farbe des Gesichtes dadurch gegen widrige Einwirkung der Luft zu bewahren, daß sie dieses mit feinen Häuten, aus dem Gedärme der Bären zubereitet, bekleistern. Auch schminken sie die Wangen mit grell rothem Pflanzensaft, der mit Fischthran angerieben wird.

Männer- und Frauenkleidung ist bey dem Kamtschadalen von einerley Schnitt, und aus dem nämlichen Stoff; sie wird aus Seehunds- und wilden Rennthierhäuten verfertigt, und besteht in einem kurzen Leibrocke mit Aermeln, der bis auf die Knie reicht, und vorn und hinten geschlossen ist. Für den Kopf bleibt eine Oeffnung, und gewöhnlich ist hinten eine Kapuze angebracht, welche man bey übler Witterung über den Kopf schlägt. Der Rand dieses Kleides, das bisweilen auch länger ist, wird mit Pelzwerk verbrämt, und in der Feinheit dieser Verbrämung sucht der Kamtschadale seinen Putz. Ein Kleid aus weißen Fellen junger Rennthiere verfertiget, mit Hand breiten See-Otterstreifen eingefaßt, gilt für den größten Staat. Im Winter tragen sie auch wohl zwey Röcke, woran bey dem untern die Haare einwärts, bey dem obern auswärts gekehrt sind. Im Winter deckt eine lederne Mütze mit Pelzbrämen den Kopf, im Sommer ein Hut von Birkenrinde. Sie bedecken ihre Lenden und Beine mit einer Art lederner Beinkleider, und verwahren auch die Füße mit Schuhen und Halbstiefeln. Wenn sie sich putzen, wird eine besondere Art von Schuhen oder Halbstiefeln gewählt; diese verdienen eine Bemerkung. Die Sohlen sind von gelblich weißem Seehundsleder; das Oberleder von mancherley bunten

Stücken zusammengenäht. Rothe und weiße Streifen wechseln mit einander ab; hart am Fuße ist ein Streifen von der Kehle des Hundes angebracht. Diese Schuhe werden um die Knöchel mit Riemen gebunden; auch wird Gold und Silber in künstlicher Näherey daran verschwendet. Je mehr sich die Kamtschadalen den Russen nähern, und unter ihnen wohnen, desto mehr entfernen sich nun viele von ihnen von ihrer National-Kleidertracht, und die Wohlhabenden unter ihnen sehen in ihren fein tuchenen Beinkleidern, Westen, Röcken mit seidenen Knöpfen, russischen Schuhen, seidenen Strümpfen, und seidenen Hemden, worüber sie oft ein großes silbernes Kreuz hangen, den Herrn des Landes ähnlich, wenn nicht ihre Gesichtszüge, der Mangel an Bart, und die kurze Gestalt den Kamtschadalen verriethen. Die Zeit ändert alles, und Stellers possierliches Gemählde von einem solchen modernisirten Kamtschadalen auf dem Vorgebirge Lopatka, der in einem scharlachenen fein tuchenen Rock, mit ächten goldnen Tressen und Knöpfen, in seidnem Hemde, den feinsten Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen einher zieht, und dabey einen triefenden Seehund, oder ein großes Stück Wallfischspeck auf dem Rücken vom Strande nach seiner Wohnung schleppt, findet gegenwärtig selten oder nie mehr Statt.

Die Kamtschadalen bauen sich eine besondere Wohnung für den Winter, eine andere für den Sommer. Die erste ist gewöhnlich sechs Mahl so groß, als die letztere, und dient mehreren Familien zum Aufenthalt; die Sommerwohnung nur einer einzigen. Um eine Jurte (Winterhütte) zu erbauen, wird ein der Größe des vorhabenden Gebäudes angemessenes Loch sechs Fuß tief in die Erde gegraben; es werden starke

Pfähle in gehörige Entfernung von einander eingeschlagen, welche den Balken zur Stütze dienen, die das Dach tragen. Die Sparren des Daches erhalten eine Art von Biegung; ihr eines Ende steht auf dem Boden, das andere wird mit jenen Balken in Verbindung gesetzt. Starke Flechtarbeit füllt den Raum zwischen den Sparren aus, und die Außenseite ist mit Rasen belegt, so daß eine Jurte von außen einem rundlich platten Hügel ähnlich sieht. In der Mitte dieses Hügels bleibt ein viereckigtes Loch, aus welchem der eingekerbte Balken hervorragt, welcher hier die Stelle der Leiter oder Treppe vertritt. Siehe No. 67. der Taf. XIV. Aber auch auf ebner Erde führt eine Thüre ins Freye, die aber für niemand als Frauen offen steht, da im Gegentheil jene Leiter nur Männer besteigen dürfen. 68. der Taf. XV. stellt das Innere einer Jurte dar. Sie hat gar keine Abtheilungen. An den Seiten sind breite, nur sechs Zoll hohe Bänke von Brettern, der Sitz der Bewohner am Tage, und ihre Lagerstellen zur Nachtzeit. Hinter dem Heerd ist ein freyer Raum für Vorräthe und Küchengeschirr, und das Feuer darf nie verlöschen, so daß es in der Jurte stets heiß ist.

Das Sommerhaus heißt Balagan, und ist auf der Taf. XIV. 66. abgebildet. Ein unsicheres, gefährliches Gebäude, das auf neun, in drey Reihen aufgestellten, Pfosten ruht, welche ungefähr dreyzehn Fuß hoch sind. Man befestigt an diese Pfosten mit starken Stricken Querlatten, von einem Pfosten zum andern; auf diese legt man die Sparren, und bedeckt die dadurch gebildete Fläche mit Rasen, welche den Fußboden ausmachen. Das Dach besteht aus Stangen, welche, kegelförmig aufgestellt, sich in der Spitze durchkreuzen, unten aber an das Gebälk befestigt wer-

ben. Die Bedeckung ist Gras und Rinde. Jeder Balagan hat zwey runde Thüren, zu welchen man auf einem eingekerbten Balken aufklettert. Die eine, auf der Windseite, wird zugehalten; die offne kann ganz weggenommen und angelehnt werden. Vor der Thüre sitzt das Kamtschadalen-Paar, wenn des Tages Arbeit vollbracht ist, und sonnt sich. Der Raum unter dem Balagan ist leer, und dient zum Trocknen der Fische, Wurzeln und Kräuter. In kleinen Umzäunungen auf der Erde unter den Balagans haben die Hunde des Besitzers ihren Aufenthaltsort. Mehrere Familien bauen ihre Sommerhütten ganz nahe bey einander, legen von einer zur andern Bretter, und bringen dadurch eine Verbindung heraus, die den Straßen in einer Stadt ähnlich ist. Dieses Naheseyn so elender Hütten ist bey entstehendem Brande sehr gefährlich, und wird oft der Grund vieles Unglücks; auch bringt die Höhe Gefahr, indem häufig Kinder, die oft ohne Aufsicht bleiben, herabfallen und sich beschädigen.

Der Hauptzug des Charakters der Kamtschadalen ist Gutmüthigkeit; hohe Dinge muß man bey einem Volke, das im Stand der Natur lebt, nicht erwarten, aber dennoch wirkt ein feuriges Temperament in diesen kleinen Halb-Insulanern; ihre Phantasie ist lebhaft, sie fassen gut, und vollbringen mit Ausdauer und Geschicklichkeit alles, was das Bedürfniß heischt; denn weiter geht ihre Sorge nicht. Zufrieden bey ihrer Armuth strebt ihr Wunsch einzig dahin, zwangfrey des Lebens froh zu werden. Bedürfniß ist der Maßstab ihrer Arbeiten; ist dieses gestillt, so rührt sich keiner. Hang zu jedem sinnlichen Genuß wird ihnen mit Recht vorgeworfen; zum geistigern sich zu erheben, fanden sie nie Gelegenheit. Kosaken sind ihre Lehrmeister in einer neuen Lebensordnung ge-

worden, und schlechtere hätten diese armen Menschen nie finden können.

Der Mann übernimmt den beschwerlichsten Theil an den Arbeiten für das Hauswesen, und geht in seiner gutmüthigen Unterwürfigkeit gegen seine Frau, oder Frauen, (denn er hat mehrere, wenn er sie erhalten kann), so weit, das er nicht nur als Jäger und Fischer die Beute ins Haus schafft, das Holz für den Heerd fällt und einschleppt, sondern auch als Koch dient. Er baut die Wohnungen, den Kahn, die Waffen; er schnitzt Schalen und Tröge von Holz für die Küche, verfertigt den Schlitten, strickt Netze, macht Fallen zum Fang der wilden Thiere. Seine Jagd ist oft gefahrvoll; er bekämpft Bären und Wölfe, deren das Land eine große Anzahl hervorbringt. Der Zobel ist ihm die kostbarste Jagdbeute, denn in Zobelfellen muß er seinen Tribut an die Russen bezahlen. Durch das Naheseyn dieser neuen Zwingherrn hat sich die Zahl seiner Bedürfnisse vermehrt; was er kauft, muß er mit Pelzen bezahlen, und jetzt zwingt ihn die Noth, arbeitsamer als sonst zu seyn: Aber ist nur die Noth nicht vorhanden, so wechselt Arbeitslust mit Durst nach Freude, und diese artet bey ihm gröblich aus; aus seinem Mahl wird ein Fraß, und seine Schwelgereyen endet nur das Unvermögen, weiter zu schwelgen.

Die Arbeiten der Weiber sind nicht geringer, als die der Männer, und erfordern Uebung und Geschick. Sie decken die Hütten, und bekleiden die Wände. Die Besorgung der Fische zum Wintervorrath ist ihr Werk. Auch steht der Vorrath selbst allein unter ihrer Aufsicht, ihrer Willkühr überlassen. In den Sommermonaten sammeln sie Kräuter, Beeren

und Sämereyen zur Nahrung im Winter; sie raufen Nesseln, und bereiten sie zu Flachs, den sie mühsam spinnen. Die Zwiebel der Sarana, einer Lilienart, welche bey den Kamtschadalen die Stelle des Brodes vertritt, wird von Weibern eingesammelt, und Gras zu den Flechtarbeiten für den Winter herbeygeschafft. Gegen den Winter zu tragen sie Wurzeln und Baumrinden ein, Theile ihrer Kost. So geht ihnen bey der Pflege ihrer Kinder der kurze Sommer hin. Im langen Winter flechten sie Matten, Körbe, Säcke, kleine Kisten; sie bereiten die Felle zur Kleidung; sie gerben Leder, verfertigen alle Kleider; Schuhe, Handschuhe, Mützen, an denen oft ein guter Geschmack im Ausnähen und Sticken nicht zu verkennen ist; auch sind sie es, welche Kranke pflegen, Heilmittel verordnen und zubereiten, und Beschädigte verbinden.

Land- und Seethiere und Fische, auch mehrere Wurzeln, Zwiebeln und Kräuter, nebst der Birken- und Weidenrinde, dienen den Kamtschadalen zur Nahrung. Fleisch von Hunden, Mäusen und Eidexen genießen sie nicht. Ehe der Umgang mit Russen in den neuesten Zeiten seine Einwirkung in die Gewohnheiten der Kamtschadalen äußerte, konnte kein Freund von Reinlichkeit mit ihnen zu essen wagen, denn die ganze kamtschadalische Kocherey war aufs höchste unsauber und Eckel erregend; aber selbst noch jetzt darf man bey ihnen selten über die Art der Zubereitung ihrer Speisen nachforschen, wenn man, so viel reinlicher sie auch jetzt, gegen vormals, behandelt werden, mit Lust an der Mahlzeit Theil nehmen will. Sie genießen vieles getrocknet, Wurzeln, Lilienzwiebeln und Fische, anderes gekocht; aber von Gebratnem sind sie keine Freunde. Selbst das Gekochte lassen sie erst wieder kalt werden, ehe sie davon essen; dieser Nicht-

gebrauch warmer Speisen mag vieles zur Erhaltung ihrer schönen Zähne beytragen. Ihr größter Leckerbissen ist ein Muß, aus mehreren Zwiebeln, Wurzeln, Beeren verschiedner Art und Benennung zusammen getragen, in einem Troge gestampft, mit den unsaubern Händen geknetet, und mit Wallfischthran gekocht. Sie nennen dieses Lieblingsgericht Selaga. Getrocknete Fische werden auch als Brod gegessen. Sie fangen damit jede Mahlzeit an. Fischrogen, oder Caviar ist eine zweyte Lieblingsspeise der Kamtschadalen. Sie trocknen ihn an der Luft oder am Feuer, auch wohl in Kräuter eingerollt. Auf Reisen ist dieser Caviar ein gewöhnlicher Genuß, und das, was ihn eigentlich noch genießbarer macht, Birken- Weiden- oder Ellern-Rinde finden sie überall; Caviar allein bleibt an den Zähnen kleben, und Rinde, noch so scharf gekaut; läßt sich ohne irgend einen Zusatz nicht hinunter schlucken. Um die Rinde zum Genuß vorzubereiten, streifen sie solche, so lange die Bäume belaubt sind, ab, und schneiden sie in lange, schmale Linien, unsern Nudeln ähnlich. Im Winter vermehrt sie mit Caviar vermischt die Menge ihrer Speisen. Nichts bleibt ungeprüft, ob es nicht zur Nahrung diene, und sogar eine weiße, feine, schleimige Thonart wird von ihnen als Speise benützt.

Gewöhnlich ist Wasser ihr Getränk; sie nehmen es früh nüchtern, nach Tisch in starkem Maaß, und vor Schlafengehen. Jeder holt ein Gefäß voll Wasser, worin er, um es kühl zu erhalten, Schnee und Eis wirft, und stellt es neben sein Lager. Er trinkt davon die Nacht hindurch, so daß kein Tropfen übrig bleibt. Je kälter, je besser Der Kamtschadale steckt selbst den ganzen Mund voll Schnee und Eis, und freut sich dieses Genusses. Um sich zu berauschen,

trinken sie Wasser, das eine Zeit lang über giftigen Pilzen gestanden hat. Dieses Getränk macht förmlich rasend, und äußert die sonderbarsten Wirkungen. Der davon Betrunkne weint, lacht, und spricht zu allen Tollheiten, die er beginnt, der Pilz befehle es. Bald sieht er sich am Rand eines Abgrundes, und zittert, bald verkündet sein Lachen die frohe Stimmung des Gemüths. Endlich fällt er in tiefen Schlaf, und alles hat ein Ende. Durch die Russen sind die Kamtschadalen auch mit dem Gebrauche des Branntweins bekannt worden, den sie nun sehr lieben.

Die Heirathsgebräuche sind auch bey diesem Volke eigen. Wer eine Frau sucht, und unter den Mädchen gewählt hat, geht zu den Aeltern, entdeckt seine Neigung, und erbietet sich, einige Zeit lang um ihre Tochter zu dienen. Er erhält leicht diese Erlaubniß, und bestrebt sich auf das eifrigste, alles zu thun, was jenen wohlgefällt, und ihm Gegenliebe erwerben kann. Er hilft auf der Jagd, beym Fischfang, und eine seiner mühvollesten Arbeiten im Sommer besteht darin, für die Aeltern und Braut täglich Eis und Schnee anzuschaffen, damit ihr Getränk zu kühlen. Er erklettert oft die höchsten Felsen, in der übelsten Witterung, um diesem Bedürfniß leckerer Gaumen abzuhelfen. Ist die bedungene Dienstzeit vorüber, und er war nicht so glücklich, sich das Wohlwollen der Familie zu erwerben, so wird ihm eine kleine Entschädigung gereicht, und er muß heimkehren. Wird ihm aber sein Wunsch erfüllt, so erhält er die Erlaubniß, die Braut wegzuführen. Allein dieß ist schwer: denn sie wird von den Verwandtinnen und Freundinnen bewacht, beschützt, in viele Kleider gehüllt, mit Riemen umwunden, und jeder Versuch, sie zu haschen, und zu entkleiden, mit gewaltigen Prügeln abgewehrt. Der

Bräutigam muß die Braut ganz entkleiden, ehe er sie die Seinige nennen darf, und darüber vergeht oft ein Jahr, und noch eines, ehe er so glücklich ist, diese Probe seiner Schlauheit, Besonnenheit und Kraft zu bestehen. Von der entkleideten Braut läuft er hinweg: wird aber von ihr selbst sanft zurückgerufen, und sie gehört nun sein. Er führt sie in seine Hütte. Erst nach einiger Zeit besucht er mit der jungen Frau die Aeltern derselben, und alsdann erst wird das Hochzeitfest gefeyert. Die junge Frau prangt dabey in einem langen Kleid von sibirischem Schaaffell, und wird mit Bildern schwer behängt: sie kann fast die Last nicht tragen. Während der Annäherung an das Dorf murmeln die Begleiter und Begleiterinnen Beschwörungsworte über einem getrockneten Fischkopf, und unfern der älterlichen Wohnung ergreift ein Knabe, der dem Zug entgegen kommt, die junge Frau bey der Hand, und führt sie an die Wohnung. Weiber und Männer folgen. Wenn sie an das Rauchloch der Winterhütte kommen, wird der jungen Frau ein starker Riemen um den Leib gebunden, und so läßt man sie hinab, ohne daß sie die Treppe zu berühren braucht. Der bezauberte Fischkopf wird unten an der Treppe hingelegt, und sie und alle, die nach ihr herabsteigen, treten mit den Füßen darauf. Man nimmt nun der jungen Frau die lästige Zierde ab, wirft den Fischkopf ins Feuer, und der neue Ehemann muß nun kochen, und von den mitgebrachten Speisen alle Anwesende bewirthen. Des andern Tages gibt der Vater der jungen Frau ein großes Gastmahl; am dritten entfernen sich die Gäste, nachdem sie von dem neuen Ehepaar allerley Kleinigkeiten zum Andenken erhalten, und solches dagegen mit bessern Gaben erfreut haben; nur das junge Paar bleibt, und unterstützt noch eine Zeit lang die Arbeiten der Aeltern.

Der Kamtschadale nimmt mehrere Weiber, und scheidet sich von ihnen, sobald er will. Er ist sehr besorgt, ihnen das Leben, so viel er kann, angenehm zu machen, und Mann und Weib lieben ihre Kinder leidenschaftlich. Die ganze Erziehung besteht darin, sie früh abzuhärten, und zu Erduldung und Anstrengungen zu gewöhnen.

Statt der Windeln wird das neugeborne Kind in eine Art von Hanf, oder Werg eingewickelt, und von der Mutter sorgfältig beschützt. Zur Nachtzeit hüllt sie den Säugling noch außerdem in ihr Kleid, hat ihn an der blosen Brust, und legt sich mit ihm auf die harte Lagerstelle hin, ohne Gefahr, ihn zu erdrücken. Wenigstens ist kein Beyspiel eines solchen Unglücks bekannt. Weint er sehr am Tage, so steckt sie ihn in die Kapuze, aus welcher nur der Kopf hervorguckt, und schaukelt ihn so auf ihrem Rücken, sitzend, sich vor sich auf und nieder bewegend. Das Kind bleibt an der Mutterbrust, bis ein anderes kommt. An seiner ersten Bekleidung ist an den Beinkleidern hinten eine Falle angebracht, die sich öffnen und schließen läßt. Die Mutter stopft den Raum mit Hanf aus, und öffnet die Klappe, wenn das Kind sich verunreinigt hat, um alles herausfallen zu lassen, und frischen Vorrath hineinzustopfen. Den Kindern wird viel Wille gelassen, und es scheint nicht, daß die kindliche Dankbarkeit bey den Kamtschadalen der älterlichen Liebe gleich komme.

Wenn die Jagd und der Fischfang gut ausfallen, so werden von den Kamtschadalen Feste gefeyert, Schmausereyen und Tänze angestellt, und Lieder gesungen. Dabey ist die Gewohnheit sehr eigen, daß der Wirth vor jedem seiner Gäste niederkniet, in der einen Hand einen langen Streifen Wallfisch- oder Seehunds-

Speck, in der andern ein Messer hält; hierauf den Speck seinem Gaste tief in den Mund steckt, und das, was im Munde nicht Raum findet, hart an demselben mit den Worten Ta-na (da nimm) abschneidet. Wird ein Bär verspeis't, so geschieht eben dieß, und der Gast antwortet auf jenes Ta-na, Sipang, (o Unglück!) Der Ruhm einer guten Bewirthung besteht darin, die Gäste so voll zu füllen mit Speisen aller Art, daß ihnen endlich die Kraft mehrere zu genießen, mangelt. Wenn zwey Kamtschadalen einen Freundesbund schließen, so wird die Jurte für den neuen Freund außerordentlich erhitzt; alle übrigen Bewohner entfernen sich: Wirth und Gast legen alle Kleider ab, und der erstere bemüht sich aus allen Kräften so warm zu machen, daß der letztere nicht mehr aushalten, und so viel aufzutragen, daß er den Vorrath nicht aufzehren kann. Jeder sucht den andern zu dem Geständniß zu bringen, er sey erschöpft, und unfähig mehr zu thun. Man macht sich hierauf Geschenke, und der Bund ist geschlossen.

Bey Versammlungen zu Schmausereyen wird gesungen, und nach einer schlechten Pfeife getanzt. Die Singweisen dieses Volkes sind nicht unangenehm, und verrathen Anlage: auch ist die Stimme weich, und besonders zum Ausdruck ernster Empfindungen geschaffen. Ihre Lieder enthalten oft viele und beißende Satyre auf Fremdlinge, und sind ein Gemisch von Lächerlichkeiten aller Art. Niemand, der unter diesen Menschen lebt, bleibt verschont, und vielen ist die Geschicklichkeit eigen, jeden Fremden in Stimme und Gebehrde nachzuahmen, und dem Inhalt ihrer Lieder eine Art von Mimik beyzufügen, die oft sehr sprechend ist. Bricht dem Kamtschadalen das Herz über den Verlust einer Frau, so singt er ungefähr folgendes Lied:

Gebräuche und Sitten der Bewohner von Norton-Sund.

Taf. XV. Fig. 69.

Zwischen dem 64. und 65. Gr. nördlicher Breite, und dem 198 bis 199. Grad östlicher Länge fand der Weltumsegler Cook die auf der Taf. XV. 69. abgebildeten Bewohner eines Theils von Nordamerika, dem er den Namen Norton-Sund beylegte. Da sie und ihr Land sich in einem gleich dürftigen Zustande befinden, und die Gewinnsucht nur wenig reizen können, so sind sie von Besuchen der Europäer ziemlich verschont; aber dabey ist auch die Kenntniß dieses Theils der Erde und seiner Eingebornen sehr mangelhaft geblieben. Sie sind von mittlerer Größe, mehrere noch unter dieser. Sie haben breite Brust und Schultern, meistens übergroße Köpfe, mit plattem, breitem Gesicht; kleine Augen, zwar nicht an sich, aber im Verhältniß mit dem großen Kopfe; hängende oder auch aufgestülpte Nasen, vorn dick; breite Lippen; sehr schöne, weiße Zähne. Doch wurden einige beobachtet, welche schwarze Zähne hatten, die abgeschliffen zu seyn schienen, und dem Gaumen gleich standen. Das Haar ist schwarz, grob, ohne

Taf. XV.

68

96

Krause, und wird von den Männern im Nacken und auf der Stirn abgeschnitten, von den Weibern im Nacken herabhängend, oder in einen Zopf geflochten, getragen. Der Bart ist selten beträchtlich. Die Männer sind von schwärzlich brauner Farbe; die Weiber weiß, aber ohne eine Spur von roth. Ein Hemde, meistens nur bis an die Kniee reichend, oft noch kürzer, oft länger, aus den Fellen eines Thieres, das zum Geschlechte der Hirsche zu gehören scheint, verfertigt, mit größten Theils auswärts gekehrten Haaren, macht die Bekleidung des Körpers aus. Füße, Beine und Lenden bedeckt eine Art roher Stiefeln von Fellen. Es ist eine Kapuze am Kleide, das auf der Brust keine Oeffnung hat, angebracht, welche bey übler Witterung über den Kopf geschlagen, und vom Weibe dazu gebraucht wird, das jüngste Kind mit sich zu schleppen. Es huckt darin, sicher vor Gefahr, ganz nackend, erwärmt sowohl von dieser Hülle, als auch von den Ausdünstungen der Mutter, welche die Geschäfte des Haushalts zu besorgen hat, und den Mann beym Fischfang und bey der Fahrt auf dem Meer unterstützt.

Nichts ist sonderbarer, und dem Beobachter auffallender, als die Art, wie die Begierde sich zu schmücken bey diesen Menschen, denen ein rauher Himmelsstrich in einen ganz kahlen, nur mit wenigen Beeren tragenden Gebüsche versehenen Lande zum Wohnsitz bestimmt ist, sich verräth. Den Nasenknorpel durchbohren, und Knochen oder Federspulen durch die Oeffnung stecken; die

Ohrläppchen vielfach durchlöchern, und mit vielen Muschelnschalen und Glaskorallen behängen; sich im ganzen Gesichte, oder nur, wie die Weiber pflegen, am Kinn und auf den Wangen schwarz machen; diese Künste haben sie mit andern Wilden gemein; aber eine andere Verzierung zeichnet sie vor andern aus. Sie besteht darin, daß sie sich eine Querlinie in die Unterlippe schneiden, in der Richtung wie der Mund, etwas unter dem hervorstehenden Theil der Unterlippe, und zwar so, daß der Schnitt durch und durch geht. Der Schnitt ist zwey Zoll lang, und die Wunde so zugeheilt, daß eine Oeffnung bleibt, und eine doppelte Unterlippe vorhanden zu seyn scheint. Man kann die Zunge hindurch schieben, und dann sieht es aus, als ob ein so verunstalteter Mensch einen doppelten Mund hätte. In diese Oeffnung wird ein schmaler, platter Knochen, der einer Reihe kleiner Zähne ähnlich sieht, (und damit er darin fest halten kann) etwas länger als die Oeffnung selbst ist, eingeschoben. Die Vorstellung eines doppelten Mundes gewinnt dadurch beym ersten Anblick noch grössere Wahrscheinlichkeit. Andere durchbohren die Unterlippe an verschiedenen Stellen, und besetzen die, dadurch entstandenen, Höhlen mit kleinen Knöpfen, Muscheln und glänzenden Steinchen.

Die Wohnungen dieser Menschen sind nahe dem Strande befindlich, und ein höchst erbärmliches Werk: man sollte kaum glauben, daß mit so wenigem irgend ein Erdenbewohner sich begnügen könne. Sie sind aus

rohem Gebälke von Treibholz errichtet, und bilden ein Dach ohne Seitenwände. Nirgends ist Menschenkunst daran sichtbar; der Biber baut besser als der Nordländer von Norton-Sund. Mit Moos und Rasen ist die Reihe unordentlich aneinander anschließender Knüppel, der Bestandtheile eines solchen Hauses, da und dort bedeckt, ein niedriges Loch führt als Eingang in das Innere, wo, nahe an dieser Oeffnung die Feuerstelle sich befindet: der übrige Boden hat ebenfalls eine Bedeckung von losen Knüppeln und Balken. Auch ist unfern dem Eingang ein kleineres Loch angebracht, welches dem Rauche Durchzug verstattet.

Der Bewohner von Norton-Sund steht auf einer äußerst niedrigen Culturstufe: er ist Fischer und Jäger, aber gewiß berechnet er seine Subsistenz mehr auf den Erwerb vom Fischfang, als von der Jagd. Seine Jagdgeräthe, der Wurfspieß und Pfeil, sind weniger ausgebildet, als sein Kahn und sein Fischzeug. Diese Gegenstände sind von der Art, wie man sie bey den Esquimaux findet: der Kahn ist mit Fellen bezogen, und wird bey dem Gebrauch an den Leib des Ruderndes mit Riemen fest gebunden. Das Meer ist sehr reich an Fischen, welche getrocknet, roh und gebraten dem Bewohner der Küste zur Nahrung dienen. Er trinkt Wasser und Thran, und führt, um den Durst zu löschen, ein hölzernes Gefäß voll Schnee im Kahn bey sich, woraus er, so oft ihn dürstet, eine Handvoll nimmt und den Mund damit voll stopft.

Diese Wilden sind gutmüthig und sanft. Bey der Annäherung an fremde Schiffe singen sie in ihren Kähnen, unter mancherley Bewegungen der Hände und des ganzen Leibes, Lieder, welche von den Tönen einer Art von Trommel begleitet werden. Sie tauschen gegen Eisen Fische aus, und Cook erhielt für vier schlechte Messer fast vier Centner Fische. Sie sind fern von Betrug. Man hat unter ihnen sehr krüppliche Geschöpfe bemerkt, den Kretins ähnlich, die kaum wegen ihrer Gestalt als Menschen gelten können. Cook sah eine Familie, die aus Mann, Frau, einem Kinde und einem Krüppel bestand, dessen hülfloser Zustand Mitleiden erregte. Er beschenkte das Kind, ein Mädchen, mit Glaskorallen, worüber erst die Mutter, dann der Vater und der Krüppel, und endlich auch das Mädchen aus Freude weinten.

Zu den Erzeugnissen des Kunstfleißes dieser Leute gehören auch kleine Körbe von Flechtwerk, und hölzerne Schalen von verschiedener Form und Größe, und diese Arbeiten mit den elendesten Werkzeugen verfertigt, bezeugen Verstand, Nachdenken und ausdauernde Beharrlichkeit ihrer Verfertiger.

Taf XVI.

Gebräuche, Sitten und Haushaltung der Madekassen.

Taf. XVI. Fig. 70. 71.

Die Insel Madagaskar, welche durch die Meerenge von Mozambique von Afrika getrennt wird, und sich vom 12. bis 26. Grad der Breite von N. N. O. nach S. S. West erstreckt, ist der Wohnsitz eines Volkes, dessen Menschenmasse auf vier Millionen geschätzt wird, und welches unter dem Namen der Malegaschen und Madekassen schon längst von den Europäern gekannt wird. Der vorzüglich fruchtbare Boden, verbunden mit dem Ueberfluß an Heerden, und an Produkten des Pflanzenreichs, hat schon seit Jahrhunderten die Europäer lüstern nach dem Besitz dieser Insel gemacht, aber noch immer haben ihre Bewohner ihre Freyheit behauptet. Der Abbée Rochon schildert diese Insel, in folgender Stelle seiner Reise dahin, mit den lebhaftesten Farben. „Wenn

der Reisende, voll Durst nach Belehrung, zum ersten Male wilde, gebirgige Länder durchstreift, die von Thälern und Hügeln durchkreuzt werden, und worin die Natur, ihrer ursprünglichen Fruchtbarkeit überlassen, die seltsamsten Produkte erzeugt; wenn er nun einen Blick auf die steilen Felsenstirnen und auf die ungeheuern Bäume wirft, von welchen sie bekränzt werden, und welche so alt wie die Erde sind; so ergreifen ihn Erstaunen und Schauder. Beyde vermehren sich, bey dem furchtbaren Getöse großer Wasserfälle, zu welchen der Zugang verschlossen bleibt. Aber er wird angenehm überrascht und gerührt, wenn auf diese rauhen mahlerischen Scenen ländliche Ansichten, sanfte Hügel und Ebnen folgen, wo die hervorbringende Kraft in den Pflanzen nie durch schlimme Witterung, und durch den Wechsel der Jahreszeiten unterbrochen wird. Mit Vergnügen durchirrt sein Auge diese weiten Flächen; wo zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schaafen weiden. Reis- und Batatten-Felder bezeugen ihm den Fleiß der Bewohner; allein er hat sie wenig gekostet: der Landbau blüht dort, fast allein von der Natur befördert. Die Bewohner benetzen den Boden nicht mit ihrem Schweiß; sie reißen ihn kaum mit dem Karst auf, streuen Reiskörner in kleinen Löchern aus, scharren diese mit dem Fuße zu, und die ganze Arbeit ist vollbracht. Ein so schlecht bestelltes Feld liefert hundertfältigen Ertrag. Die Waldungen erzeugen alle Palmenarten, kostbare Färbe-

Bau- und Gummi-Hölzer, Citronen und Pommeranzen: und an ihren Quellen gedeihen köstliche Kräuter, voll Duft, Schönheit und Heilkraft. Zuckerrohr, Flachs, Hanf, Taback, Indigo, Baumwolle, Pfeffer, sind wild wachsende Produkte des Landes. Es hat fischreiche Flüsse, köstliche Quellen, und einen seltnen Reichthum an Land- und Seethieren, die mit den zahlreichsten Gattungen von Vögeln, den Ueberfluß an Nahrungsmitteln vergrößern.

Die Bewohner der Insel zeichnet im Ganzen ein vortheilhafter Wuchs, und eine mehr als mittlere Größe aus. Sie sind in viele Völkerschaften abgetheilt, und in der Farbe verschieden: manche tief schwarz, andere nur schwärzlich, wieder andere kupferroth; die meisten olivenfarbig. Sie haben alle kurzes, krauses, schwarzes Haar, wie die Neger in Afrika; aber ihre Gesichtszüge unterscheiden sich sehr von diesen; sie sind angenehm und regelmäßig: ihre Nase ist nicht eingedrückt, ihre Lippen sind weniger aufgeworfen, als bey jenen. Alle haben einen freyen, gutmüthigen Blick, sind sorglos, und gehören der Freude an. Ein lebhaftes Temperament ist ihr Eigenthum: des Lebens größten Theil verbringen sie unter sinnlichen Genüssen: ihnen ist die Gegenwart das höchste Gut, ihr Herz ist ruhig, ihr Körper gesund, sie sind nicht im Stande die Sorge für die Zukunft zu begreifen, welche den Europäer niederdrückt.

Der so große Unterschied in der Farbe des Körpers, welcher an diesen Insulanern bemerkt wird, schreibt sich von den Besuchen der Araber her, von denen vor mehreren Jahrhunderten einige Stämme die Insel, von Afrika aus, erreichten und eroberten. Noch jetzt sind die Nachkommen jener Sieger die Fürsten des Landes, die einen König aus ihrer Mitte erwählen. Ein eignes, sonderbares Vorrecht zeichnet diese Fürsten-Familien aus; sie allein dürfen, gegen die Gebühr, die Thiere schlachten, welche die Einwohner zur Nahrung brauchen wollen. Die Ureinwohner selbst sind schwarz. Alle kleiden sich sehr einfach: der Mann windet eine farbige, meistens gestreifte Binde um die Hüften: darin besteht seine ganze Bekleidung. Die Binde der Frau ist breiter, einem Weiberrock ähnlich, und diesem wird zur Busenhülle eine Art von Jacke oder Mieder, ohne Aermel beygefügt. Der Schmuck schränkt sich auf Hals- Arm- und Beinringe ein, die von Metall, Perlen, Korallen und edeln Steinen sind. Auch besetzt man die Haare mit dergleichen Zierrathen, und umgibt den Hals mit einer schweren goldnen Kette, die auf die Brust herabhängt; an ihr werden Zahnstocher, Ohrlöffel, Haarzangen befestigt. Frauen flechten ihre Haare in viele Flechten, womit sie den Kopf umwinden; Mädchen aber lassen sie in freyen Locken nachlässig hängen. Bey den Madekassinnen wird ein langes Haar als vorzügliche Schönheit angesehen; um

seinen Wuchs zu verstärken, bedient man sich öhlicher Substanzen zum Einreiben.

Die Madekassen leben Familien- und Stammweise in großen Dörfern, welche sie zum Schutz gegen Angriffe mit hohen Pallisaden umgeben. Nichts ist einfacher, als ihr Wohnhaus. Es hat die Gestalt eines Bienenkorbes, und ist in der That nicht ohne Zierde. Freylich nur das Bedürfniß ist auch ihr Baumeister, und wenn jenes befriedigt wird, hat hier die Kunst ihre höchste Stufe erreicht. Thüre, Schloß und Riegel sind bey Menschen, welche die Selbstqualen der Habsucht und betrügerischer Neigungen nicht kennen, sehr schwach und gar überflüssig. Die Thüre von dünnem Flechtwerk wird angelehnt, und den ganzen Tag über bleibt sie ganz außer Gebrauch. Oft versehen einige Bündel Dornen oder Gesträuch die Stelle der Thüre, und niemand ist in Gefahr bestohlen zu werden. Fenster sind gleichfalls überflüssig, wo das ganze Jahr hindurch nur selten Tage eintreten, welche den Aufenthalt im Freyen verhinderten. In einem heißen Lande ist Kühle das, was man am eifrigsten sucht, und eine Hütte, wie die hier auf der Taf. XVI. 71. abgebildete, gewährt sie. Das Haus wird aus dem Holze einer hohen Palme, die auf der Insel Raven heißt, erbaut. Einer von den schönsten Bäumen des Landes: seine jungen Blättersprossen dienen zum Genuß als Kohl; sein Holz trotzt der Verwesung: davon

wird das Balkenwerk des Hauses genommen: zur Ausfüllung der Seiten, und zu einigen Abtheilungen im Innern, welche besonders in den Wohnungen der Angesehenern Statt finden, werden die Blätterrippen, die fest, wie Holz, und dennoch biegsam, wie Leder, sind, in einander geschlungen und angewendet. Auch können aus dem Stamme selbst breite, vortreffliche Bretter geschnitten werden, womit man die äußere Bekleidung des Hauses vollendet, häufig auch das Dach deckt, wozu aber andre die Blätter dieses nützlichen Baumes verwenden. Der Vornehme baut um seine größere Hütte her mehrere kleinere, die er unter die Glieder seiner Familie vertheilt. Auch die ganze Umgebung eines madekassischen Dorfes ist einladend; herrlicher Schatten labt hier den Bewohner; der ganze Platz, den das Dorf einnimmt, gleicht einem Park von Cokospalmen, Pomeranzen, Pisang, Feigen und andern edeln Baumarten glücklicher Erdstriche, und die hohe herrliche Ravenpalme erhebt sich aus den Gruppen, niedrigerer Bäume. Kühle, Duft, Genuß locken hier gleich stark an, und Ruhe und Glück verlassen diese Wohnungen nicht.

Das Hausgeräth ist äußerst einfach: Matten von reinlicher, oft sehr zierlicher Flechtarbeit dienen statt Tisch, Stuhl und Bette. Die großen Blätter eines Strauchs, der von den Eingebornen Teulongouala genannt wird, sehr reich an Wohlgerüchen,

werden als Kopfkissen gebraucht. Jeder formt sich seine Kochtöpfe selbst aus Thon, der gebrannt wird, und der Absicht völlig entspricht: andre Gefäße werden von Holz verfertigt, und die Blätter der Palme Raven vertreten die Stelle des Tischtuchs, der Servietten, der Löffel, Schüsseln und Teller. Reineres Tischzeug ist nicht zu finden, denn zu jeder Mahlzeit wird alles frisch genommen.

Die Madekassen sind gewohnt, um 10 Uhr Morgens, und um 4 Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten zu halten. Sie bestehen vorzüglich in Reis, der entweder mit Fleisch- oder Fischbrühe angefeuchtet, und im letzten Falle mit wohlriechenden Kräutern und andern aromatischen Pflanzentheilen gewürzt wird. Viele Wurzelarten, worunter die Wurzel des Maniok zu einer Art von Brod benutzt wird, Früchte und Beeren machen die Mahlzeit mannichfaltiger. Fleisch von Landthieren, Vögeln und Fischen pflegen sie entweder zu kochen, oder zu rösten. Unter den genießbaren Thieren der Insel zeichnet sich eine Fledermaus von der Größe eines Huhns aus. Der Häßlichkeit ungeachtet wird dieses Geschöpf geschlachtet, und soll wohlschmeckender, als der beste Fasan seyn. Das Getränk wird gewöhnlich aus einer Mischung von Honigwein, und gekochtem Wasser bereitet: beydes ist auch ungemischt im Gebrauche.

Die Madekassen sind größten Theils sehr gutmüthige, gegen andere wohlwollende Menschen; der Umgang mit Europäern hat sie mißtrauisch, und die Nothwendigkeit, sich und ihre Freyheit zu sichern, bisweilen grausam und verrätherisch gemacht. Sie sind von Natur weder bösartig, noch dumm. Ihre Arbeiten verrathen Einsicht. Sie schmelzen das Eisen und andre Metalle, und verarbeiten solche zu ihren Geräthschaften: ihre Matten, Körbe, Töpfe, Mörser, Speere, Pfeile, Messer und andre Gegenstände sind zierlich und dauerhaft, und erfüllen ihre Absicht. Zwar weite Reisen zur See kann ihr hölzerner Kahn nicht ausdauern, aber zum Fischfang auf den Flüssen, und an dem Seegestade ist er ganz tauglich. Sogar bis zur Schreibekunst sind mehrere, unter der Leitung der Ombiassen, oder Priester gekommen. Diese verstehen und schreiben arabisch, und bedienen sich statt des Papiers der Rinde einer Schilfgattung, von ihnen Sanga-Sanga genannt. Die Tinte wird aus der Rinde des Baumes Arandrako gekocht, und die Feder aus dünnem Bambusrohr geschnitten.

Jeder Madekasse nimmt so viele Weiber als er nähren kann, und erhält sie leicht. Die Ehe, so wenig Umstände weder eine Verbindung, noch eine Trennung in Madagascar erfordert, wird heilig gehalten, und, wer ihre Rechte durch Untreue verletzt, als ein Dieb bestraft: und obgleich die Frau des Man-

nes Eigenthum ist, so lange sie mit ihm lebt, so findet man dennoch nicht leicht ein andres Land, wo dem weiblichen Geschlechte mit zuvorkommenderer Achtung und Liebe begegnet würde. Nie wird hier der Mann zum Despot, das Weib nie zur Sklavinn. Die Frauen theilen mit dem Mann die geringen Arbeiten des Hauswesens: er übernimmt die härtern, sie die leichten: bey vielen Wilden andrer Länder ist der Fall umgekehrt. Alle Frauen eines Mannes leben hier in seltener Eintracht; ihr Bestreben, dem Mann zu gefallen, vereinigt sie. Bey geringer Anstrengung, welche die Arbeit erfordert, gehört der größere Theil ihrer Zeit dem Spiel, Tanz und Gesang, und nie wird mehr und rascher, ununterbrochener getanzt, als wenn der Wille der Fürsten den Mann in den Krieg ruft. Bis in die Nacht dauern ihre Gesänge und Tänze; mit dem Morgen erneuern sie sich wieder, und kaum wird die Essenszeit von den Eifrigsten in Acht genommen. Sie stehen im Wahn, dieses ununterbrochene Tanzen belebe ihre abwesenden Männer, und verschaffe ihrem Muth den Sieg über Feinde. Blasende Instrumente und lärmende Trommeln begleiten sie dabey, und mit Triumphgesängen wird der Heimkehrende empfangen. Aelternliebe ist einer von den schönen Zügen in dem Gemählde dieses Volkes. Bisweilen suchen ihn aber die Ombiassen (Priester arabischer Abkunft) zu entstellen, indem sie den Aeltern befehlen, Kinder, die in gewissen so ge-

nannt schlimmen Monaten geboren werden, den wilden Thieren des Waldes preis zu geben. Mancher Abergläubische, dem vor den Drohungen jener Betrüger bang ist, wird durch sie zum Unthier, aber öfter noch siegt die Natur, der Priester wird betrogen, und der Säugling, anstatt in den Wald zu einer Freundinn getragen, die ihn pflegt.

Diese Insulaner sind Götzendiener, tragen Amulette und geweihte Läppchen am Halse, welche sie um Rath fragen: ihr einer Obergötze hat das Gute, der zweyte das Böse erschaffen, und beyden sind viele Geister unterworfen, welche, nach ihren Begriffen, den Menschen zum Guten oder Bösen leiten. Sie opfern Thiere, und machen ihre Verträge durch Opfer feyerlicher. Das Verfahren bey einem solchen Bundesopfer ist seltsam. Von dem Priester wird Blut des getödteten Thieres in einem irdenen Gefäße aufgefangen; er mischt Seewasser darunter, dann etwas Gänsefuß, gestoßenen Flintenstein, ein wenig Erde, und Schießpulver, das er vorher mit Rum benetzt. Dieses Gemengsel zerreibt er mit zwey bleyernen Kugeln, und läßt beyde miteinander in Bündniß tretende Theile von seinem kostbaren Tranke trinken. „Es müsse euch zu Gift werden,“ sagt er, „wenn ihr euern Eid brecht!“

Bey äußerst einfacher Lebensart, und ungetrübt

von Sorgen, erreichen die Eingebornen von Madagaskar ein hohes Alter; aber viele werden von bösartigen Fiebern, welche vom October an, bis gegen den May, auf der nördlichen Küste erzeugt, von faulen Dünsten der Sümpfe, wüthen, hinweggerafft. Doch wissen sich die Eingebornen besser, als Europäer, dagegen zu verwahren. Sie füllen ihre Hütten mit Rauch, und verlassen diese so wenig als möglich. Europäern bringt diese Krankheit unausbleiblichen Tod, doch zeigt sie sich nicht alle Jahre, trifft nur jene Nordgegenden, und verschwindet im May. Auch der Aussatz quält die Eingebornen. Sie kennen die Kraft der Kräuter, und heilen damit Uebel, welche der europäische Arzt selten so leicht und schnell zu heben weiß.

Stirbt ein Madekasse, so versammeln sich seine Freunde; einige klagen, schreyen und machen beym Getöse einer Trommel seltsame Sprünge, andre kleiden den Todten in seine feinsten Binden, und schmükken ihn mit seinen besten Ringen und Bändern. Es wird fern vom Dorfe ein sechs Fuß tiefes Loch gegraben, und darüber eine Hütte erbaut. Man trägt die Leiche am folgenden Tage an diese Stätte der Ruhe, versenkt den Leichnam, gibt ihm einen Korb voll Reis, Tabak in einer Dose, eine irdene Schüssel, Gefäße, Kleider mit in die Grube, und wälzt nun vor die Thüre der Hütte einen großen Stein. Bey vornehmen Leichen werden Thiere zum Opfer geschlachtet,

und mit ihren Köpfen wird das Grab besteckt. Auf der Taf. XVI. 70. sehen meine Freunde zwey Madekassen, in voller kriegerischer Rüstung. Beyde schleppen außer dem großen Schilde eine Keule mit sich, und der eine hat eine Lanze, mit eiserner Spitze, und der andere hat sich mit einem Wurfpfeile versehen. In der Ferne ist die Wohnung eines Vornehmen, von mehrern kleinen Hütten umgeben. Auf der nämlichen Tafel 71. ist die Wohnung größer abgebildet, und eine Gruppe von Insulanern, welche sich mit Zubereitung des Brodes, aus der Wurzel des Maniok, beschäftigt.

XVII. Taf.

Taf. XVIII.

Die Haushaltung der Chinesen.

Taf. XVII. 72. Taf. XVIII. 73. 74.

Die Chinesen, ein sehr großes Volk in Asien, dessen Wohnsitze sich vom 115—140 Grade der Länge, und vom 21—40 Grad der Breite, auf einem Raum von mehr als achtzigtausend Quadratmeilen, erstrecken. Zwar in vielen Gegenden an sich von der Natur nicht reichlich beschenkt, in andern desto mütterlicher bedacht, ernährt dieser merkwürdige Theil des Erdbodens, auch nach der niedrigsten Angabe, 150 Millionen, nach andern Berechnungen, die selbst neuere Reisende nicht unwahrscheinlich finden, 333 Millionen Bewohner, und gibt ein Beyspiel, wie viel die Kraft des Menschen vermöge, wenn sie durch Nachdenken belebt und geleitet, durch Fleiß verwendet wird. Zu den steilsten Gebirgen bahnt sich der unermüdbare Fleiß einen Weg, und macht sie urbar; auf kahle Felsenflächen schleppt er Erde, befeuchtet künstlich dürre Einöden, und erzwingt sich

nährende Gewächse, wo sie die Natur absichtlich verweigert zu haben schien. Er schreibt dem reissendem Strom eine neue Bahn vor, und erleichtert durch Canäle, welche die verschiedenen Theile des Landes untereinander verbinden, den wechselseitigen Austausch der Kräfte und Naturgaben.

Die Chinesen bezeugen in ihrer ganzen Gestalt die mongholische Abstammung. Ihr Körper ist mittelmäßig groß, aber stämmig; frühe, beständige Uebung dehnt ihre Muskeln aus, und macht sie stark. Der Kopf hat eine mehr runde als längliche Form; das Angesicht wird gegen unten zu breiter; die Backenknochen ragen hervor; die Lippen sind wie aufgeschwollen; die Nase vorn dick, mit großen Oeffnungen; nicht minder groß sind die Ohren. Die kleinen aber lebhaften Augen von dunkler Farbe sind mit kurzen, schwarzen Augenbraunen versehen; die Stirne wird als platt und unbedeutend angegeben, allein, wenn anders die Abbildungen der neuesten Reisebeschreiber richtig sind, so werden auch unter den Chinesen gewölbte Stirnen bemerkt, und der Unterschied in diesen ist auffallender, als in den Zügen des Gesichtes selbst. Der Chinese wird am Bart nur dünn behaart; er rauft den Bart am Kinn größtentheils aus, oder scheert ihn, und läßt ihn nur über der Oberlippe stehen, wo er einen langen, spitzen Knebelbart daraus bildet. Alte Leute lassen den Bart auch am Kinn wachsen, und die Sitte ist hierin verschieden. Einige behaupten, nur Familien-Aelteste tragen den Bart lang. Das steife, schwarze Haupthaar wird bey Mannsper-

sonen bis auf den Wirbel abgeschoren: dort bleibt ein Schopf stehen, der, in einen häßlichen Zopf gebunden, hinten herabhängt und sich wie eine Schlange krümmt.

Die Farbe der Haut ist gelbbraun bey dem männlichen Theile des Volkes, mehr ins gelblichweiße übergehend bey den Bewohnern der nördlichen Gegenden, bey den Männern im Süden des Landes mehr der brauneren Farbe sich nähernd. Den Mädchen und Frauen in China, besonders aus höheren Ständen, gilt weiße Farbe der Haut als vorzügliche Schönheit: sie ist denen, die sich fast nie der freyen Luft aussetzen, selten sogar ihre Wohnungen verlassen, eigenthümlich: andere ersetzen durch Schminke den Mangel einer weißen Hautfarbe, aber roth legt niemand auf, wie es oft in Europa zu geschehen pflegt. Außer dieser Entstellung des Gesichtes der Chinesinnen verwenden sie große Sorge auf eine ähnliche, gleich widernatürliche, an den Füßen. Der kleinste Fuß ist der schönste, und den Mädchen und Frauen gebührt ein vorzüglicher Schönheitsruf, nach den Grundsätzen dieser Asiaten, welche ihre Füße von frühester Jugend an, (durch Einpressen in metallene Schuhe, wodurch die Zehen unter den Ballen hinabgekrümmt werden und an ihm fest liegen bleiben) so sehr verunstalten, daß sie kaum einige Schritte ohne Gefahr zu fallen gehen können, und daher der Unterstützung ihrer Sklavinnen bedürfen.

Ihr langes schwarzes Haupthaar winden die Chinesinnen auf dem Scheitel zusammen, und zieren es mit eingesteckten Blumen und langen silbernen Nadeln. So-

wohl Frauen als Männer, welche sich als Leute von Stand auszeichnen wollen, lassen ihre Nägel an den Händen wachsen, und suchen sie gegen Beschädigung durch Kapseln von Bambusrohr zu schützen. Je reiner, spitziger und durchsichtiger sie sich darstellen, um so sicherer dürfen die Besitzer auf den Beyfall ihrer Zeitgenossen rechnen.

Wer seine Nägel beschneidet, ist genöthigt, Handarbeit zu treiben, ist arm, niedrig: der Reiche und Vornehme hat dieses nicht nöthig — so schließt der Chinese.

Unter einer so großen Menge von Menschen, woraus das chinesische Volk besteht, oft durch weite Entfernungen getrennt, den verschiedensten Himmelsstrichen angehörend, muß natürlich eine große Verschiedenheit in der Art sich zu kleiden statt finden. Im Ganzen aber hat die Kleidung der Chinesen ziemlich einerley Schnitt, und die weibliche unterscheidet sich überdieß wenig von der männlichen.

Der Arme ist nirgends ärmer als in China: der geht im blosen Kopfe, oder höchstens mit einem dachförmigen Hut, den er aus Bambusrohr verfertigt, bedeckt; er vermag es kaum, ein schmales Stück baumwollenzeug zu seiner Bedeckung anzuschaffen, und weite kurze, oder lange grobe Schifferhosen; fast nackend geht mancher, barfuß, oder in Holzschuhen: minder armen Leuten dient der Zeug, welcher Nankin heißt, und in allen Farben verfertigt wird, zum Kleiderstoff, woraus sie weite, mit weiten und langen Aermeln besetzte, Jacken verfertigen, die bis gegen das Knie

herabreichen. Der Reiche und Vornehme hüllt sich in seidene Stoffe, denen die Form einer Art von langem, weitem Schlafrock gegeben wird. Dieses Kleid reicht bis auf die Füße herab, liegt knapp an, und wird vorn durch einige Knöpfe geschlossen, welche oft von Gold sind. Er ändert diese Kleidung nach der Jahrszeit und trägt bisweilen viele Röcke übereinander. Sie haben kein Unterfutter, in kalten Gegenden ausgenommen, wo sie mit kostbarem Pelzwerk gefüttert werden. Gewöhnlich sind nur zwey, das untere von heller Farbe, das obere von schwarzer oder dunkelblauer. Die Farben wählt jeder nach Willkühr, die gelbe allein hat sich der Kaiser ausschlüßlich vorbehalten; er allein und die zu seiner Familie gehören, bedienen sich ihrer, und selbst entfernteren Verwandten des Regenten ziemt es noch einen gelben seidnen Gürtel zu tragen. Beamte erhalten, nach der Verschiedenheit ihres Amtes, besondere Farben, und werden dadurch kenntlich, aber deutlicher noch ist der höhere oder niedere Rang der vornehmen Staatsbeamten und Befehlshaber, welche in China Mandarin heißen, an der Farbe des Knopfes zu erkennen, der sich auf der Spitze der seidnen Mütze befindet, womit die Vornehmen den Kopf bedecken: er ist von Glas, und roth, blau, gelb: der Kaiser verwilligt und entzieht ihn, je nachdem er begünstigen oder strafen will. Auch bezeichnet ein viereckiger gestickter Fleck auf dem Kleide die Würde der Mandarine; am Knopfe auf der Mütze erkennt jeder den Rang des Mannes, der ihn trägt, an jener Stickerey sein Amt. Eine Pfaufeder

seitwärts an die Mütze gesteckt, ist ebenfalls nur eine Begünstigung des Kaisers, der, wenn er in seinen Prunk-Kleidern erscheint, einen dunkeln sammtnen Rock, worauf ein goldner Drache gestickt ist, und eine Reihe von kostbaren Perlen, auch als Mützenknopf eine sehr große Perle trägt.

Beinkleider, lang und weit, von Seide, gehören zur allgemeinen Tracht der vornehmen Chinesen und Chinesinnen, auch die kurzen Hemden sind meistentheils von Seidezeug. Als Bekleidung der Füße und Beine sind seidne oder atlaßne Stiefeln mit Sohlen von Pappe üblich: geringe Leute gebrauchen auch dazu Nankin statt Seidezeuge. Im seidnen Gürtel trägt der Chinese ein großes Messer und zwey Stäbchen, deren er sich bey dem Essen bedient, wie wir uns des Löffels und der Gabel bedienen. Der Hals bleibt ohne Bedeckung. Nur während des Winters wird in kalten Gegenden ein Pelzstreif oder ein Stück Seidezeug umgeschlagen. Zum völligen Anzuge gehört noch ein kleiner Beutel, sowohl bey Mannspersonen als Frauen, worin Betel vorräthig ist, welchen die Chinesen, wie überhaupt mehrere Völker Asiens, kauen.

Der Chinese putzt sich gern, aber manches gilt in China für Schönheit und Zierde, was der Europäer nicht dafür hält. So der sonderbare Zopf auf dem Scheitel, und der lange, spitze Bart auf der Oberlippe. Auf beyde wendet der Bewohner von China Sorge, und wer die Scheitelhaare zu verliehren fürchtet oder davon einen Theil verlor, sucht durch Kunst zu

täuschen, indem er fremdes Haar und schmales schwarzes Band mit dem Zopf verflicht. Der langen Nägel an den Fingern und der kleinen Füße erwähnte ich weiter oben; bey chinesischen Mädchen und Frauen gehören zum Schmuck auch noch ganz schwarze Zähne, durch Kunst geschwärzt. Für den Europäer muß ein chinesisches Weib oder Mädchen von Stande, das wie ein Krüppel geht, oder wenigstens bey jedem Schritt, ohne Führer, wie eine Ente wankt, im ganzen Gesichte schneeweiß bemahlt ist, und seine glänzend schwarzen Zähne zur Schau trägt, in der That ein sonderbarer Anblick seyn. Er wird freylich wenigen zu Theil, denn der Chinese theilt mit allen Asiaten die Eifersucht, welche ihn veranlaßt, seine Frauen und Töchter sorgfältig zu verwahren und zu verschleyern, wenn sie öffentlich erscheinen. Und bey Armen fallen dergleichen Zierrathen hinweg: diese erscheinen ohne Schminke, in einer Kleidung, die der männlichen gemeinen Tracht ähnlich ist, und weder Frauen noch Mädchen der niedrigern Stände unterlassen, so lange sie können, sich mit einer Pfeife Tabak zu belustigen, welchen sie sehr lieben.

Der Kopfputz der Mädchen und Frauen hat einige Mannichfaltigkeit: obgleich viele mit blosem Haupte, die Haare aufgewunden, gehen, so wählen doch andere seltsam zugespitzte Hüte, welche sie unter dem Kinn binden, und noch andere auch eine Art von Mützen aus Silberdrath verfertigt: und welche nicht genug Haare zu haben glauben, um daraus einen recht großen

Bündel machen zu können, mischen auch falsche Haare bey, darin den europäischen Putzfreundinnen ähnlich.

Der chinesische Landmann baut ein geräumiges Haus, gewöhnlich nur von einem Stockwerke. Es wird von Luftsteinen errichtet, und fast die ganze Familie, welche bisweilen sehr zahlreich ist, und aus mehreren einzelnen Familien besteht, unter dem Aeltesten als Oberhaupt vereinigt. Der Sohn trennt sich nicht von den Aeltern, wenn er heirathet, seine Frau geht in seine Familie über, und so sammeln sich denn Enkel und Urenkel um den Aeltervater her, und die Zahl mehrt sich. In dem Hause sind mehrere Abtheilungen von Holz den verschiednen Parthieen als besondere Bewohnungsplätze angewiesen: aber ein größerer Saal ist zum Aufenthalt am Tage, zur gemeinschaftlichen Arbeit und zum gemeinschaftlichen Mahle bestimmt. Selbst in der Wohnung armer Leute wird, wo nicht jede Kammer, doch wenigstens dieser Saal bunt bemahlt, mit Papiertapeten beklebt und mit Tafeln behangen, auf welchen nützliche Lehren der Lebensweisheit, Denksprüche und bedeutende Züge aus dem Leben edler Vorfahren geschrieben stehen, der Jugend zu Bildung und Beyspiel, den ältern Bewohnern zu steter Prüfung und Nachahmung.

Das hohe Dach des Hauses ist der einzige Theil an dem Aeußern, auf dessen Verzierung Sorge gewandt wird. Es besteht aus Holz, und wird mit Schindeln oder Ziegeln von bunter Farbe gedeckt, mit allerley Schnitzwerk, Schnörkeln und Drachenköpfen versehen, und oft sind die Ziegel glasirt oder auch das Ganze ist

mit Firnis überzogen. Das Dach hat keinen Boden, die Säle und Kammern haben daher keine andere Gedeckung, als dieses. An seiner innern Seite ist es gewöhnlich roth angestrichen, und von oben herab hängt eine größere oder kleinere Lampe, welche des Abends, wenigstens in den Hauptsaal, Licht bringt. Selten befinden sich an der Hausseite, die auf die Straße stößt, Fenster, sie gehen nach dem Hofe oder Garten, und meistentheils sind auch in dem Dache noch einige kleinere angebracht, durch welche das Licht im Innern vermehrt wird. Die Fensteröffnungen sind hoch, aber schmal, und, statt unsrer Glasscheiben selbst in des Armen Wohnung, nimmt der Landmann und ärmere Stadtbewohner in China geöhltes Papier, der Wohlhabendere mit Glasfirniß bestrichne feine Zeuge, der Reiche läßt sich Scheiben aus großen Muscheln schneiden, welche durchsichtig sind, aber doch bey weitem nicht wie unser Glas. Am Tage bleiben daher die Fenster gewöhnlich offen, weil sonst zu wenig Licht in das Gemach fällt: des Abends müssen sie geschlossen werden, um blutsaugenden Insekten und großen gefährlichen Fledermäusen den Eingang zu verwehren. Um sich im Hause gegen Winterkälte zu schützen, sind Oefen in den Sälen und Kammern gebräuchlich.

Im Hause des Landmanns und des minderbegüterten Stadtbewohners sieht der Beobachter nur weniges Haus- und Küchengeräthe: einige Tische, wenigere Stühle; denn ein sehr großer Theil des chinesischen Volkes genießt selbst seine Mahlzeit auf der Erde sitzend;

einige Schränke, aber vor allem einen buntverzierten Schrank, worin der Hausgötze seine Stelle hat. Vor ihm knieend beten die Hausgenossen, und bringen ihm täglich kleine Kerzen zur Opfergabe, welche sie vor ihm anzünden, damit er sich des Wohlgeruchs und ihrer Freygebigkeit erfreue. Diese Kerzen sind aus Rohr geschnitzt, und durch Gummi mit wohlriechenden Holzspänen, Goldflittern und bunten Papierstückchen beklebt. Auch an den Thüren des Hauses und seiner Abtheilungen erscheint das Bild des Schutzpatrons der Familie in elender Mahlerey, die gewöhnlich seine ohnehin gräßliche Gestalt noch mehr verzerrt. Statt unserer Bettstellen und Betten bedienen sich die Chinesen niedriger Sofas, auf welchen sie, von mehr oder minder feinen Teppichen bedeckt, ihre Nachtruhe halten. Die Küche enthält wenige Geräthschaften. Meine Leser kennen das chinesische Porzellän wenigstens den Namen nach: auch der Aermste hat einige Schalen, Tassen, u. s. w., der Reichere treibt Prunk mit der Menge kostbarer Gefäße, die er in seinen Zimmern aufstellt. Bey den Landleuten wird größtentheils im Freyen gekocht, und ein kleiner tragbarer eiserner Ofen oder Heerd verschafft sehr vielen die Bequemlichkeit, mit ihrer Küche von einer Stelle zur andern zu ziehen. Häufig ist das Haus von einer Mauer eingefaßt, die auch noch einen kleineren oder größern Garten und Hof in sich schließt. Für Stallungen braucht der Chinese wenig Raum, denn er besitzt nur weniges Vieh, das er um deßwillen nicht gut nähren kann, weil alles Land, was nur immer

durch Fleiß zum Anbau sich benutzen läßt, in Ackerland umgeschaffen wird.

Der geringe Vorrath an Pferden, Kühen, Kameelen, Schaafen, Schweinen wird in Ställen erzogen, und entbehrt der freyen Weide.

Ganz anders verhält es sich mit den Wohnungen der Reichen und Vornehmen; sie besetzen große Räume, und sind an Form und Verzierung sehr mannigfaltig. Dennoch findet man auch unter diesen wenige, die zwey Stockwerke hoch wären; nie aber wird ein solches höheres Haus von zwey Familien bewohnt; denn es ist entehrend, nach chinesischer Sitte, daß einer den andern in seiner Wohnung über seinem Kopfe dulde. Die Wohnungen der Reichen sind mit Sorgfalt errichtet und mit vieler Herrlichkeit geschmückt; aber guten Geschmack wird jeder Kenner daran vermissen. Gewöhnlich zieht sich ein Säulengang vor dem Gebäude herum: mehrere zusammen bilden Höfe, wo man immer von einem wieder in einen andern tritt, bis in den innersten, mit den geheimsten Wohnungen, gewöhnlich dem Aufenthaltsorte der streng und eifersüchtig bewachten Frauen des Hauseigners. Man sieht Säulen, welche lakirt sind, mit vergoldeten Capitälern: Dächer von bunten Porzellantafeln, welche gleich Spiegeln glänzen, und oben und seitwärts Thürmchen und Blumen und seltsame Drachen und Schlangen haben.

Meine Leser finden das Haus eines Vornehmen auf der Taf. II. abgebildet: es ist nur klein, aber auch bey weit größeren und ganz großen Gebäuden wird die

gleiche Form beobachtet, und an allen treibt eine lächerliche, kleinliche Verzierungslust ihr Wesen. Da glänzt und schimmert alles, und alles verräth den weichlichen weibischen Sinn des Besitzers.

Die Wohnungen reicher Chinesen sind von schattenreichen Gärten umgeben, bey deren Anlage sich eine seltsame, überspannte Phantasie thätig erweißt. Künstliche Felsen, kühle Grotten, Wasserfälle, Seen, Bäche, Brücken, Lauben, Thürmchen, Gebäude, Wald, Wiese und Flur wechseln darin oft auf einem kleinen Raume ab; und sind mit niedlichen Thieren, (z. B. Zwerghirschen, die an Größe den Hunden gleichen) und Geflügel des buntesten Gefieders, die Wasserstücke mit Gold- und Silberfischen, (einer in China einheimischen Karpfenart) besetzt. Schweigen die Sangvögel im Gebüsche, so tönen viele metallene Glöckchen, womit der chinesische Baumeister die Seiten der Dächer an Thürmen, Lauben und Häusern zu behängen weiß: kurz alles deutet darin auf die Kinderjahre des guten Geschmacks. Freylich in großen Gärten des Kaisers und anderer Fürsten des Reichs, verschafft der größere Maaßstab, worauf das Ganze berechnet ist, eine bessere Wirkung, und Kenner versichern, daß sie sich von mancher Gartenszene durch köstliche Pflanzungen beschattet, durch die einfachsten, reinsten Wasserstücke belebt, und ganz und gar der Natur selbst abgelauscht, angenehm überrascht gesehen haben.

Die Chinesen lieben Spielereyen bey der Ausschmükkung ihrer Wohnungen, dahin gehören eine Menge

von bunten porzellänen Figuren, womit sie solche besetzen. Knieende, liegende Götzen- und Menschenbilder, oft mit beweglichen Köpfen oder auch Mißgeburten der Einbildungskraft des Bildners, fabelhafte Greifen oder Drachen. Sie bringen in ihren Sälen künstliche Zwerggärten an, welche aus Eichbäumen von zwey Fuß Höhe bestehen, denen die Hand der Kunst das Ansehen tausendjähriger Eichen zu verschaffen wußte; andere Gewächse und Bäume, in gleichem Maasstab zu Zwergen gemacht, stehen ihnen zur Seite, und der Grund und Boden, aus welchem Miniaturfelsen hervorragen, ist diesen Zwerggestalten gemäß angelegt. Einen weitern Schmuck suchen Reiche und Vornehme in ganzen Reihen bunter, großer und kleiner Laternen von der verschiedensten Form, aus Holz und Metall verfertigt, und mit durchsichtigen Hornplatten oder buntem Flor bezogen. Selbst in der Hütte des Armen fehlt diese Zierde nicht ganz, in welcher der Geschmack des Reichen ausartet. Die Reihen von Laternen hängen an bunten seidnen Schnüren, mit großen Quasten besetzt, von der Decke herab, und gewähren eine eigene Beleuchtung, die auf das Auge widerlich wirkt. Ich werde weiterhin von dem Gebrauche der Laternen in China zu sprechen Gelegenheit finden.

Der Fußboden ist gewöhnlich mit feinen Stein- und Marmorplatten belegt und mit Teppichen geschmückt: in Gebäuden von zwey Stockwerken Höhe, wohin eine schmale Treppe führt, ist er von Holz. Stühle, Tische, Sofas, Schränke findet man in den Wohnungen der

Reichen oft von feinen, kostbaren Holzarten, mit eingelegter Arbeit, stets aber sehr zierlich und glatt behandelt, mit Mahlereyen und Schnörkeln überreichlich versehen. Das gezierteste, und nach chinesischen Kunstbegriffen prächtigste und geschmackvolleste Gebäude des Landes ist der kaiserliche Pallast zu Peking, der Hauptstadt des Reiches, welche in einem Umkreis von fünf deutschen Meilen zwey Millionen Einwohner in sich faßt. Der Umfang dieses kaiserlichen Wohnsitzes beträgt eine deutsche Meile, und eine doppelte, gelbe, glänzende Mauer umzieht ihn. In diesem Bezirk sind viele Gebäude angebracht, die durch Höfe und Gärten von einander getrennt, und eben dadurch auch in Verbindung miteinander gesetzt werden. Zwischen der ersten und zweyten Mauer sieht man ganze Reihen von Wohnungen für Künstler, Bediente und Militärpersonen, die zu dem Hause des Kaisers gehören: aber durch die Thore der innern Mauer, die von vielen Soldaten bewacht werden, dürfen nur Mandarine des höhern Ranges und was zunächst zum kaiserlichen Wohnsitze gehört, eingehen. Zugbrücken sind vor denselben angebracht, denn ein breiter Wassergraben umgibt die Aussenseite dieser zweyten Mauer. Aber noch müssen mehrere Höfe durchwandelt werden, ehe man das Innerste erreicht. Selbst dort sichert noch ein breiter Graben, mit fünf Zugbrücken das Andringen derer, die sich der Person des Regenten unberufen nähern wollen. Dieses Hauptgebäude hat ein schönes Ansehen. Dreißig marmorne Stufen leiten zu seinen fünf großen Eingän-

gen; sie sind mit weißen marmornen Säulen und Bildern besetzt. Die Außenseite dieses Kaiserhauses ist vergoldet, und überall am Dache, an den Säulen, Fenstern und Thüren hat Mahler- und Lakirkunst ihre äußersten Kräfte verschwendet. Schon die Außenseite blendet das Auge durch Glanz, aber das Innere der Säle und Zimmer übertrifft alles. Was nur je asiatische Weichlichkeit zu erfinden vermag, um den Sinnen zu schmeicheln; was eitle Prachtliebe erzeugen kann, steht hier vereinigt mit den kostbarsten Spenden und Tributen fremder Völker, welche sich um die Gunst der Kaiser von China bewarben. Die prachtvollesten Erzeugnisse des europäischen Kunstfleißes haben hier neben den Arbeiten chinesischer Künstler kindischen Geschmacks ihre Stelle.

Auch die übrigen Gebäude, woraus der ganze Pallast besteht, sind an ihrer Außenseite nicht minder sorgfältig bemahlt, vergoldet, lakirt, als jenes 90 Fuß lange und 25 Fuß breite Hauptgebäude, und mit ihrer Zierde stehen die Gärten und Höfe in gehörigem Verhältniß.

Aber viele Tausende von den Bewohnern China's besitzen gar kein Haus auf fester Erde: auf Schiffen gebohren, bringen sie ihr ganzes Leben auf denselben hin, wohnen mit Weib und Kindern auf Schiffen, und endigen ihre Tage auf denselben. Die großen schiffbaren Flüsse und Canäle des Landes sind mit dergleichen schiffbaren Wohnungen bedeckt, ihre Anzahl muß ungeheuer groß seyn. Die Beschäftigung ihrer Bewohner ist der Transport der Landesprodukte und Fabrikate von

einer Gegend zur andern: alle Theile des sehr großen Reiches sind durch die Schiffahrt in ununterbrochenen Verein gebracht. Der Kahn, größer oder kleiner, ist das Feld, worauf der Schiffer seinen Unterhalt findet, und der fleißige Chinese weiß sich sogar einen kleinen wirklichen Garten auf dem Wasser einzurichten. Er befestigt einen Floß an sein Schiff, und belegt diesen künstlich mit Erde, worin er nützliche Gartengewächse erzieht, welche einen Theil der Nahrung für ihn und die Seinigen liefern. Er hat sogar auch Mittel erdacht, wie er die Kleinen, welche den Aufenthalt auf dem Schiffe mit ihm theilen, vor Gefahr des Ertrinkens sichere, die bey der niedrigen Bauart der Seiten des chinesischen kleinen Schiffes groß ist: er findet diese Mittel in einer großen Kürbisart, welche er entzwey-schneidet, und die Hälfte mit einer Oeffnung versieht, wodurch er den Kopf der Kleinen steckt, die noch zu jung und schwach sind, sich selbst zu erretten, wenn sie in das Wasser fallen. Der halbe Kürbiß umschließt den Hals und einen Theil der Schultern, und der Kopf ragt daraus hervor: das Kind schwimmt in aufrechter Stellung, und kann um Hülfe rufen.

Viele Schriftsteller scheinen es sich zum Gesetz gemacht zu haben, die Verfassung, Lebensart, den Gewerbsfleiß und Charakter der Chinesen auf alle mögliche Weise herabzuwürdigen; andere, besonders in frühern Zeiten die Jesuiten, welche sich den Großen des Landes anzuschmiegen wußten, und selbst am Kaiserhofe viel galten, übertrieben alles, schmückten alles zu schön aus,

und so verrückten beyde Theile den rechten Punkt der Ansicht.

Es ist nicht zu leugnen, so scheint es mir, daß besonders jene Tadler zu weit gehen: der Chinese wird von diesen so schlecht und niedrig geschildert, die ganze Verfassung so erbärmlich, daß man sich nur darüber wundern muß, wie ein so ungeheures Reich so lange bestehen konnte, ohne durch zügellose Volkswuth, Ausbruch der Verzweiflung und des grenzenlosen Elendes, gänzlich zertrümmert zu werden. Mir ist es oft schon verdächtig vorgekommen, wenn besonders die Engländer den Chinesen alles Gute absprechen, und oft schien es mir, als läge eine Art von Partheylichkeit und ein gewisser Neid zum Grunde, der bekanntlich auch das Heiligste antastet, das Fleckenlose besudelt. Der Chinese ist eifersüchtig auf seine Verfassung: sie besteht schon seit Jahrtausenden mit wenigen Veränderungen, und er glaubt, daß ihre Erhaltung davon abhänge, daß er dem Ausländer keine bedeutende Einwirkung in das Ganze erlaube, und das Eindringen in das Innere so viel als möglich erschwere. Was uns der einzelne Reisende berichtet, ist im Fluge aufgegriffen, erhascht, vom Hörensagen nacherzählt; denn in das Innere des Reichs darf sich bey Lebensstrafe kein Europäer ohne besondern Schutz wagen, und umständlichere Berichte von Gesandtschaften, welche nach China geschickt wurden, um Freundschafts- und Handelsbündnisse zu schließen, einem europäischen Volke vor dem andern mehr Rechte, grössere Handelsbegünstigungen, Freyheiten zu erwerben,

oder andere Völker Europa's ganz von dort zu verdrängen, sind nicht hinreichend, um alle Zweifel zu heben, und uns über die Chinesen gänzlich aufzuklären. Den Berichten der neuesten englischen Gesandtschaft nach China merkt man es an, daß sie von Männern gegeben wurden, welche ihre eigene Bildung, ihr eigenes rechtliches Gefühl in ihre Beobachtungen übertrugen, und guten Willen hatten, so unpartheyisch zu seyn, als es ihre übrigen öffentlichen Verhältnisse erlaubten; aber selbst diesen, welche angemeldet von ihrem Könige, mit einem achtbaren Gefolge, mit reichen Geschenken sich dem Kaiser näherten, wußte der eifersüchtige Sinn der Chinesen die Gelegenheit genau zu beobachten, tiefer einzudringen, zu erschweren. Sie wurden mit der größten Höflichkeit bewacht, begleitet, durch das Land hindurch, größtentheils zu Wasser geführt, und sahen in nichts weiter, als man sie sehen lassen wollte. Tadle, wer es will, daß auch jetzt noch die Chinesen sich gegen den Einfluß der Europäer mächtig stemmen, sie sind mit der neuesten Geschichte Indiens nicht unbekannt: dort seufzt die tiefgebeugte Menschheit unter dem Druck europäischer Raubsucht und Herrschbegierde; dort am Ganges ist jeder Fuß breit Landes, den der Europäer betritt, mit Greueln bezeichnet, dort verwünschen elendgemachte Nationen ihre Bekanntschaft mit der weißen Menschenschaar, die ihr Glück zerstört hat, dort suche jeder, der den Chinesen ihre Abneigung gegen bedeutenderes, offneres, allgemeineres Verkehr mit Europäern übel deutet, die Entschuldigungsgründe ihres Betragens.

Und selbst die gesandtschaftlichen Berichte der Engländer stellen die Chinesen keineswegs so elend und schlecht dar, wie sie von andern geschildert werden; wir erblicken ein lenksames, mit sehr wenigem zufriednes Volk, von unermüdbarem Fleiß, von gründlicher Kenntniß im Landbau, von stillem häuslichem Wandel, und erstaunen über die mannichfaltigen Erwerbsquellen, welche sich in China jedem öffnen, der arbeiten will, so wie über mehrere öffentliche Werke und Anordnungen, wodurch die verschiednen Theile des Landes unter sich verbunden, und das gegenseitige Handelsverkehr befördert und gesichert wird.

Die Chinesen sind an sehr einfache Kost gewöhnt, und niemand verwendet viele Zeit auf seine täglichen Mahlzeiten. Ihre vorzüglichste Nahrung ist Reis: Brod, wie wir es backen, kennen sie nicht: was sie Brod nennen, ist ein Gemische von Mehl und Wasser, wie halbe Kugeln geformt, über Wasserdampf gar gemacht, eine für den Europäer unschmackhafte Speise. Gekochter Reis ist alltäglich das allgemeine Gericht in ganz China; er wird aus tiefen Schalen von gröberem oder feinerem Porzellan, nach den Vermögensumständen verschieden, mit zwey hölzernen Stäbchen, die statt des Löffels dienen, zum Munde geführt, und warm verschluckt. Der gemeine Mann hält seine Mittagmahlzeit im Freyen, auf ebner Erde: viele Tausende wählen den Platz zur Küche erst da, wo sie das Bedürfniß des Genusses anwandelt; man sieht ganze Gruppen von Schiffziehern und andern Taglöhnern, um den kleinen

oben erwähnten, tragbaren Ofen von Eisen versammelt, des Augenblicks froh harrend, wo der Reis, den sie gemeinschaftlich verzehren wollen, auf ihrem einfachen Heerde gar geworden, vom Aeltesten unter ihnen vertheilt, sie zum Genuß ruft. Immer bleibt auch auf den Tafeln der Vornehmen Reis das Hauptgerichte, Fleisch, Fische, Gemüße sind ihm untergeordnet. Niemand braucht bey Tisch ein Messer; denn alle Arten von Fleisch, (Rindfleisch allein kömmt selten, wohl in der Regel gar nicht vor) werden vor der Zubereitung vom Koch in kleine Würfel geschnitten, die gebraten oder gekocht zu ordentlichen Bissen hinreichen. Frühe Uebung mit den beyden Eßstäbchen, bey Vornehmen von Elfenbein, oder aus Stacheln des Stachelschweins verfertigt, beym gemeinen Mann aus Knochen oder Holz geschnitzt, macht auch die Gabel entbehrlich. Die Schale des Einzelnen, was wir Teller nennen, wird mit einer Kelle aus der großen Schale, worin man die Speise aufträgt, erfüllt, jeder hält sie denn mit der Linken hart ans Kinn, damit der Ablauf nicht herabfalle und verloren gehe, und handirt nun mit den Stäbchen so schnell er kann, gegen den ziemlich weit geöffneten Mund. Der gemeine Chinese kocht und verschlingt was er hat und haben kann, ohne Auswahl, selbst Eckelhaftes: man hat Chinesen, die, aus englischen Schiffen, über Bord geworfene, durch Krankheit getödtete Schweine, Hühner, u. dgl. gierig auffischen, und zur Speise zubereiten sehen; auch ist alles Fleisch dort zu Lande genießbar: es sey von Hunden, Katzen,

Ratzen, Pferden, Eseln; auf den Tafeln der Reichen, die an glänzenden Tischen auf gepolsterten, vergoldeten Stühlen sitzen, sammeln sich dagegen die ausgesuchtesten Leckerbissen, in pyramidisch auf einander gethürmten Schalen, es werden zwischen durch kostbare Früchte genossen. Große Tafeln sind in China nicht gewöhnlich: je zwey und zwey Gäste sitzen an einem kleinen Tische einander gegen über: es herrscht allgemeine Stille während des Zeitpunktes, wo gespeißt wird. Man wischt Hände und Mund nach der Mahlzeit an einem Tuche ab, das jeder, wie wir unser Taschentuch, bey sich trägt. Der Kaiser sitzt bey Gastmahlen am Hofe, auf einem erhöhten Platze, allein, und sendet von seiner Tafel dem oder jenem von seinen Hofbedienten und Günstlingen, den er etwa vorzüglich ehren will, eine von seinen Schalen zu.

Das allgemeine Getränke der Chinesen, auch während des Essens, ist Thee, ohne Milch und Zucker: Kaffee ist nicht üblich, wenn gleich mehrere Gegenden des Landes den Kaffeebaum begünstigen, und aus nahe gelegenen Inseln sehr viel Kaffee nach China wohlfeil gebracht werden könnte. Für den Gaumenkitzel der Vornehmen wird eine Art süßen Weins aus der Pansto-Frucht bereitet, und für Niedrigere ein schlechter Reichsbranntwein

Die Chinesen heirathen frühe, und gewöhnlich ist es der Vater, der für den Sohn eine Gattin wählt. Oft verloben zwey Freunde ihre zu hoffenden Kinder mit einander noch ehe diese gebohren werden. Auch ist

der Vater eines eheluſtigen Sohnes der Bewerber um die Braut, die jener vor dem zur Hochzeit beſtimmten Tage nicht ſieht.

In des Hauſes Innerſtem werden die Töchter, beſonders der vornehmeren Claſſen, in ſtiller Einſamkeit erzogen, des Umgangs mit andern, als ihren nächſten Verwandtinnen, entbehrend, jeder Unterhaltung mit Männern gänzlich entzogen. Am beſtimmten Hochzeittage kündigt dem Bräutigam von Ferne ſchon Muſik und Jubel die Ankunft der Braut an: unter ſeiner Hausthüre ſtehend erwartet er den Zug, der ihm die Braut übergeben wird. Man trägt dieſe unter Vortretung von Muſikern, Gauklern, Tänzern in einer verſchloſſenen Sänfte, die mit reichen Teppichen behängt iſt. Einer ihrer Verwandten, oder ein alter Vertrauter ihres Vaters geht mit dem Schlüſſel neben her, und der Sänfte folgen viele Lohnträger, mit dem Brautſchatze beladen, der recht zur Schau aufgethürmt iſt, und oft in Dingen beſteht, die nicht gerade zu den nothwendigſten gehören, in Sonnenſchirmen, Laternen, Bänken und anderem Geräthe. Der Bräutigam öffnet die Sänfte, denn ihm allein ſtellt jener Vertraute den Schlüſſel zu: auch er prangt in ſeiner beſten und reichſten Kleidung: die Braut, tief verſchleyert, tritt ihm entgegen, und ſobald er den Schleyer geöffnet und ſeinen Beyfall an ihr bezeugt hat, iſt das Bündniß der Ehe beſiegelt: freudig geht mit ihm die Braut in das Haus. Gefällt ſie ihm nicht, ſo läßt er den Schleyer ſinken, und giebt dadurch das Zeichen, ſie ihren Aeltern wieder zurück zu

bringen, welches augenblicklich, voll Betrübniß geschieht. Die Geschenke, welche des Bräutigams Vater den Aeltern des Mädchens gemacht hat, gehen in diesem Falle verlohren. Vor dem Tien, (Himmel) fallen Braut und Bräutigam, im Fall erstere gefällig aufgenommen wurde, betend nieder, und wenn sie damit den Vorschriften ihrer Religion Genüge geleistet haben, so führt der neue Gatte die junge Frau in den Zirkel seiner Verwandtinnen, welche ihrer in einem besondern Saale warten. Freudig wird der Tag verlebt, aber beyde Geschlechter sind von einander abgesondert. Einen Monat nach der Hochzeit besucht die junge Frau ihre Aeltern nochmals, zum letzten Male, denn hinfort wird selbst ihren nächsten männlichen Verwandten, selbst ihrem Vater der Zugang zu ihr in dem Hause des Mannes versagt. Abgesondert lebt sie im einfachsten Theil des Hauses, bey Reichen jeder Bequemlichkeit froh, nur die Freyheit gänzlich entbehrend.

Wird ein Kind gebohren, so bittet der Vater Freunde und Verwandte zu sich, und bewirthet sie so gut es seine Umstände erlauben; der Tag wird ganz dem Vergnügen gewidmet. Ist das Neugeborne ein Knabe, desto größer alsdann die Freude, desto lebhafter die Anstrengung, seinen Eintritt in die Welt festlich zu begehen. Bey der Erziehung der Knaben wird im Allgemeinen vorzüglich auf Ausbildung der Körperkräfte Rücksicht genommen: und bey dem gemeinen Volke beschränkt sie sich fast ganz allein darauf. Sehr frühe beginnen die nöthigen Uebungen, die den Körper abhärten, den Gliedern

Gewandtheit verschaffen, und dem künftigen Arbeiter im Felde oder bey seiner selbst erwählten Handthierung zu statten kommen: der Knabe wird gewöhnt an Entbehrungen aller Art, muß alles, was er will, mühsam erlangen, unabhängig von der Witterung. Seine einfache Mittagskost muß er sich erst über eine Strecke Feldes herhohlen, ehe er sie genießen kann: er läuft nach einem Ziel in die Wette, ringt, klettert, schwimmt, und bleibt unter der Aufsicht des Großvaters, der oft mit dem Urgroßvater das Ansehen in der Hütte theilt, und dem Kleinen, nebenher mancherley Lehren der Erfahrung, die den Wohlstand im Hauswesen, und die Vortheile und Erleichterungen im künftigen Gewerbe zum Entzweck haben, zugleich auch, die anerkannten Grundsätze der Höflichkeit und der äußern Ehrfurchts- und Achtungsbezeugungen beybringt, worauf die Chinesen den vorzüglichsten Werth setzen. Der achtbare Greis, aus dem Stande des Landmanns, von der ganzen, oft sehr zahlreichen Familie sehr hoch geschätzt, erklärt den Kindern, da er, zu Feldarbeit nicht mehr tauglich, im Hause verweilen muß, die Thaten ihrer Vorältern, und ermuntert sie zur Nachahmung; er lehrt sie den Werth der Arbeitsamkeit, der Ordnung und der Achtung gegen Obrigkeiten und Aeltern kennen, und wird so noch dem Ganzen nützlich. Indessen bauen die rüstigen Glieder des Hauswesens, selbst die Frauen nicht ausgenommen, den Acker auf die mühsamste Art, ihm so viele Beute als möglich abzulocken; keine Sorge scheint ihnen zu kleinlich, wenn sie diesen Zweck beför-

dert. Sie werden bey der Arbeit selbst oft von ihren Kindern unterstützt, welche, z. B. beym Einstecken des Getraides (welches in China in einzelnen Körnern geschieht, nicht, wie bey uns, gesäet wird,) die Körner in die von Vater und Mutter in den Acker gemachte reihenweise Oeffnungen legen, und solche wieder mit Erde bedecken.

Beym Verpflanzen und Pflücken des Tabacks helfen gleichfalls Kinderhände: auch hält man die Kleinen schon frühe an, Körbe und Netze zu flechten, und ihr Daseyn nützlich für die ganze Haushaltung schon in einem Alter zu machen, wo in andern Ländern Kinder die Familienlast nur vermehren, nicht daran Theil nehmen. Unbedingteste Folgsamkeit, Dulden ohne Murren, Entbehren ohne Klage, wird bey dem gemeinen Volke von China ein frühes Eigenthum, und darum herrscht auch der Große dort so gewaltig, so unbedingt.

Wer aber gelehrten Unterricht erhalten, und auf Würden und Aemter Anspruch machen will, muß sich schon sehr frühe der Leitung von Schullehrern und Meistern überlassen, und sich von Jugend auf, sogar von der Kindheit an, um die Erlangung derjenigen Kenntnisse bemühen, welche in China das Wesen der Gelehrsamkeit auszumachen scheinen. Auf eignen für gelehrte Ausbildung eingerichteten Academien muß er diesen ersten Schulunterricht fortsetzen und beendigen.

Die Sprache allein erfordert das ununterbrochenste Studium eines ganzen Lebens. Kein Volk hat sich in dieser Hinsicht schwerere Fesseln angelegt, als das chine-

tische, und diese Schwierigkeit bey Erlernung der Sprache ist es, was dort die wahren Fortschritte in den Wissenschaften, das Weiterrücken zum Ziele hindert.

Man findet in China drey verschiedene Sprachen: die Sprache des gewöhnlichen Umgangs, die Hofsprache, die Schriftsprache. Der gemeine Mann spricht die erste, der Staatsbeamte die zweyte, der Gelehrte die dritte in seinen Büchern. Die gemeine chinesische Sprache hat nur etwas über 300 einsilbige Stammwörter, allein durch die Verschiedenheit des Tons, des Accents vermehrt sich die Anzahl der Worte durch Verschiedenheit der Bedeutung bis fast auf 1700: daher hat diese Sprache etwas Gesangartiges, und bedarf, um sich verständlich zu machen, oft der Unterstützung der Gebehrden.

Aber, so schwer dieß an sich ist, so kömmt es doch mit den Schwierigkeiten der chinesischen Schriftsprache gar nicht in Vergleichung. Nicht, wie bey uns, sind vier und zwanzig Buchstaben die Theile, aus welchen man die Worte zusammensetzt, sondern jedes einzelne Wort wird durch ein ihm eigenthümliches Schriftzeichen angedeutet, und dieser einzelnen Worte sind gegen achtzigtausend, deren besondere Züge der Gelehrte im Gedächtniß aufsammeln und behalten muß. Selbst in China würde der für ein Wunder der Gelehrsamkeit gelten, dem es gelänge, Meister in dieser Wissenschaft zu werden; wer bey der öffentlichin Prüfung, die jeder, der sich als Gelehrter zur Besorgung der Staatsämter darstellt, überstehen muß, beweisen kann, daß er 20,000 von diesen Schriftzeichen inne habe, steht schon hoch,

und wer die Hälfte, oder 40,000 kennt, hat fast schon seines Gleichen nicht.

Mit diesen an sich nicht gewinnreichen Sprachforschungen geht natürlich viele Zeit verlohren, welche besser genützt werden könnte; andere Gegenstände des Wissens werden daher nur oberflächlich behandelt. In Höflichkeitsäußerungen besteht ein anderer Haupttheil der chinesischen Gelehrsamkeit. Alles ist abgemessen, jeder Schritt, jede Bewegung, die der Niedrigere gegen den Höhern, der Vornehmere gegen den Mindergeachteten zu machen hat, alles hat Vorschriften, so wie jede Redensart bey der Annährung, beym Umgang, beym Abschied. Auch diese mühseligen, ärmlichen Beobachtungen, die der Gelehrte ganz kennen muß, werden von Jugend angelehrt, ohne daß dadurch für Geist oder Herz sich ein Gewinn ergäbe. Auf Schein ist alles angelegt; der Charakter geht bey diesen Gelehrten verlohren, und eine gewisse Zweydeutigkeit nimmt seine Stelle ein.

Die gelehrten Kenntnisse der Chinesen sind daher überhaupt mit den unsrigen nicht in Vergleichung zu setzen, und in der Naturlehre, Geographie, Naturgeschichte, Heilkunde, stehen die Gelehrten in Europa um viele Stufen höher als die chinesischen. Nicht weniger auffallend sind die Fortschritte des europäischen Kunstgeschmacks gegen das, was in dieser Hinsicht die Bewohner von China hervorbringen: die Gesetze selbst verbieten dort dem Künstler weiter zu schreiten, als die Väter thaten. Aber in manchen mechanischen Künsten und Fertigkeiten sind uns die Chinesen nicht nur gleich, sondern

sie übertreffen uns noch. Ihre seidnen Stoffe, die Wollenzeuge, welche Nankins heißen, und andere Zeugarten, sind schön und dauerhaft: ihre Vergolder- und Lakirerarbeiten haben viele Feinheit und Politur; sie würden gewiß mehr, viel sogar leisten, wenn der bessere Geschmack herrschend würde, und sich über die Produkte ihrer Künstler und über deren Beurtheiler ausbreitete.

Die Chinesen sind im Schiffbau nicht unerfahren, und ihre zwar nur einfach und schmucklos erbauten Handelsschiffe oder Seejunken, zeigen dennoch in ihrer innern Einrichtung Beobachtungsgeist und Genie. Der innere Bau derselben, sagt Staunton, der die Gesandtschaftsreise des Lord Macartney beschrieben hat, könnte vielleicht von Europäern mit Nutzen nachgeahmt werden. Der sogenannte Raum, oder das unter dem Verdeck fast von einem Ende des Schiffes bis an das andere ausgedehnte Behältniß, worin die eingeladnen Waaren aufbewahrt werden, ist in mehrere, wenn es die Größe des Schiffes selbst zuläßt, in zwölf verschiedne Kammern abgetheilt. Die Seitenwände bestehen aus zwey Zoll dicken Dielen, deren Fugen mit einem wasserdichten Kitt bestrichen ist. Er besteht aus Lehm, der mit Oehl angemacht, und statt der Kälberhaare, die man, des Zusammenhaltens wegen, bey uns in den Kitt mischt, mit geraspeltem Bambusrohr gemengt ist. Diese Masse ist überaus zähe, wird sehr fest, und widersteht dem Feuer: sie ist also dem, bey dem europäischen Schiffbau zur Verbindung der Fugen und zur Erhaltung des Tauwerks gebräuchlichen Pech, Theer und Talg vorzuziehen.

In ganz China ist die oben bemerkte Einrichtung, den innern Raum eines Schiffes in mehrere Kammern abzutheilen, angenommen: sie bringt den wesentlichen Vortheil hervor, daß, weil jede Kammer für sich wasserdicht ist, bey einer Beschädigung des Schiffes nur die Waaren in der beschädigten Kammer vom eindringenden Wasser leiden, und daß, wenn die chinesische Junke vom Sturm gegen eine Klippe geworfen wird, und ein großes Leck bekömmt, doch nur eine Kammer sich füllt, und das Schiff selbst nicht sogleich in Gefahr kommen kann, zu versinken.

Den Chinesen ist der Compas, und sein Gebrauch schon seit Jahrhunderten bekannt: allein darin unterscheiden sie sich dabey von uns, daß sie die anziehende Kraft, wodurch die Magnetnadel ihre Richtung erhält, im Süden suchen. Wenn, (dies ist dem größten Theil meiner Leser nicht unbekannt) die Magnetnadel gehörig aufgehangen ist, so zeigt das eine Ende nach Norden, das gegenüberstehende nach Süden, und dies so beharrlich, daß, wenn man mit Gewalt die Spitze, welche nach Norden deutet, gegen Süden hindreht, so daß das gegen Süden zugekehrte Ende gegen Norden zu steht, und nun die Gewalt aufhört, beyde Enden sogleich wieder in ihre erste Richtung schnell zurück treten. Wir Europäer sagen: die Magnetnadel deute nach Norden, die Chinesen hingegen, sie deute nach Süden. Der Compaß heißt daher bey ihnen: Tin-nan-ching eine Nadel, die nach Süden weißt.

Staunton hat einen Auszug aus den schriftlich hin-

terlassenen Bemerkungen des chinesischen Kaisers Cang-schi, über diesen Gegenstand aufzeichnet, der das Nachdenken der Chinesen charakterisirt, und hier eine Stelle finden kann. „Oft, sagt dieser wissenschaftliebende Kaiser, habe ich die Europäer sagen hören, die Magnetnadel zeige nach Norden, unsere ältesten Nachrichten sagen, sie zeige nach Süden. Es ist meines Erachtens, ziemlich einerley, ob man diese oder jene Meynung gelten lassen will. Unsere Meynung hat ihr höheres Alter für sich, und jemehr ich nachforsche, desto mehr finde ich, daß die Alten über das Verfahren und die Oekonomie der Natur sehr gründlich nachgedacht haben. Da überdies nach Norden hin alle Bewegung abnimmt, und fast gänzlich aufhört; so ist es auch um so weniger wahrscheinlich, daß die Kraft, welche die Magnetnadel in Bewegung setzt, von Norden herkommen sollte.“ Tiefer dringt freylich der europäische Physiker, wenn er den Ursachen der Merkwürdigkeiten in der Natur nachspürt: aber ein gewisses gutmüthiges Bestreben, sich ohne großen Aufwand von Nachdenken aufzuhellen oder zu beruhigen, ist bey dieser Untersuchung des Chinesen unverkennbar.

Statt der Seekarten, wodurch europäische Seefahrer sich die Kenntniß der Küsten, und Lagen der entferntesten Länder erwerben und zu erhalten bemüht sind, bedienen sich die Chinesen eines Kürbis, auf dessen äußerer Schale die Biegungen und Ansichten der Küsten, an welchen sie hinfahren, mit den Vorgebirgen und Landspitzen angedeutet, und unförmlich genug, aber doch

ziemlich genau eingeritzt sind. Die runde Gestalt dieser Frucht ist dabey vortheilhaft: aber die ganze Einrichtung bleibt unzuverlässig.

In mehreren öffentlichen Anstalten der Chinesen wird die Kraft des Staates sichtbar, welche, hierin wenigstens, sich wohlthätig für das Ganze erweißt. Eine Gegend des großen Landes, mehr von der Natur als die andere gesegnet, muß der dürftigeren zu Hülfe kommen, und durch da und dort angelegte Getraidemagazine wird der Noth in Mißjahren vorgebeugt.

In mehreren Gegenden des Reichs dienen die an den Seiten der Canäle aufgeworfenen Däme als Landstrassen, in andern sind sie mit mehr Kunst und Aufwand angelegt, und werden gut unterhalten. Vor allen zeichnet sich die große Kaiserstrasse aus, welche, einer altrömischen gleicht, von Quatersteinen erhöht ist, und sich sehr weit erstreckt. Schade nur, daß der Alleinwille des Kaisers ihren allgemeinen Gebrauch untersagt.

Den Handel im Innern, der auch die entferntesten Provinzen mit einander in Verbindung setzt, unterstützen künstlich, oft kühn angelegte Canäle, an welchen Schleussen angebracht sind, deren einfache, aber zweckmäßige Bauart die Engländer selbst, die in ähnlichen Arbeiten Vieles leisten, bewunderten. Diese Canäle sind es, welche die großen Flüsse mit einander verbinden, und dadurch das allgemeine Verkehr erleichtern.

Von mancherley Kunstfertigkeiten geben die Chinesen in ihren Gewerben und Handwerken deutliche Beweise: zwar sind ihre Werkzeuge schlecht, aber Beharr-

lichkeit ersetzt diesen Mangel an bessern, und, durch Nachdenken geleitet, besiegt der Unverdroßne jedes Hinderniß. Der Handwerksmann in China errichtet überall, wo man ihm Arbeit giebt, auf freyer Strasse, oder unter leichter Verdachung seine Werkstätte, und zieht so von Ort zu Ort: der Kaufmann handelt mit allem, was nur irgend ein Gegenstand des Bedürfnisses oder des Luxus ist, und selbst fertige Särge sind in chinesischen Handelsbuden zu Kaufe.

Der Landbau hat in China seine höchste Stufe erreicht: kein urbarer Fleck steht öde, und nicht zufrieden mit dem Boden, der willig Bearbeitung annimmt, erzwingt sich der Chinese auch Erndten von solchen Plätzen, von denen die nichtsversprechende Lage den Fleis hinwegscheuchen sollte. Mit Lebensgefahr erklettert der Chinese die steilsten Gebirge, legt Terassen an, bedeckt kahle Felsen mit Erde, und vermehrt so seine und der Seinigen Nahrungsquellen. Er leitet Wasser künstlich auf des Berges Höhen, und bildet Cisternen, von denen es befruchtend auf die niedrigeren Beete herabläuft. Er baut hohe Schöpfräder an die Flüsse, um seinen Acker zu befeuchten, und ist überaus erfinderisch in mancherley Maschienen, welche die Bewässerung des Landes bezwecken.

Der Seidenbau ist in keinem Lande zu größerer Vollkommenheit gediehen, als in China: er beschäftigt viele Menschen, und ein Theil der Ausbeute wird den Ausländern verkauft.

Auch kennen meine Leser das chinesische Porzellan wenigstens den Namen nach: es werden sehr große Prachtgefäße von dieser äußerst feinen, durch Versezzung mit andern Erdtheilen veredelten Thonerde, an Farbe, Mahlerey und Vergoldung reich, in China verfertigt, und an Güte und lebhafter Färbung kömmt keine andere europäische Porzellanart der chinesischen gleich. Sie bilden Tassen, Schalen, Näpfe, Gefäße, Figuren daraus, womit nicht nur der Bedarf im Lande versehen ist, sondern auch noch Handel mit dem Auslande getrieben wird.

Seit undenklichen Zeiten ist den Chinesen die Kunst, Bücher zu drucken, bekannt: sie weicht aber sehr von der unsrigen ab. Die Worte sind nicht, wie in unsern Buchdruckereyen, aus einzelnen Buchstaben zusammen gesetzt, sondern jede Seite eines Buchs wird in Holz geschnitten. Augenzeugen versichern, die Arbeit einer solchen Seite erfordre bey geübten Formschneidern in China nicht mehr Zeitaufwand, als das bey uns übliche Setzen, und für den Verfasser des Buchs, oder, nach unserm Ausdruck, für den Verleger erfolgt der Vortheil daraus, daß er das Werk bey einer neuen Auflage nur wieder abdrucken, nicht aufs Neue setzen zu lassen braucht. Aber freylich die ungeheure Menge von Tafeln, welche ein einziges Buch in sich faßt, nimmt einen großen Raum ein, und wird, nach Nummern zusammen gebunden, in Kisten verwahrt, bis eine neue Auflage erscheinen soll.

Schon seit Jahrtausenden verfertigen die Bewohner China's Schießpulver: der Hauptgebrauch den sie davon machen, ist aber nur zur Belustigung, zu Kunstfeuerwerken an festlichen Abenden.

Die Jagd und der Fischfang sind im ganzen Reiche jedem Bewohner frey gegeben. Sehr große Seen, deren das Land mehrere hat, werden für viele Tausende Quellen der Nahrung: sie sind mit Flößen und äußerst leichten Kähnen, welche zwey Männer an einem Bambusstabe bequem von einer Gegend zur andern tragen können, bedeckt, und jeder sucht ihren reichen Vorrath an Fischen sich auf die ämsigste Weise zu eigen zu machen. Der Chinese ist erfindungsreich: so hat er sich einen Vogel, Leutse, Kormoran, (Pelicanuscarbo, Wasserraben, Seeraben) zum Fischfang abgerichtet. Der Leutse, von der Größe einer kleinen Gans, und von grauem Gefieder, blässer am Bauche als auf dem Rücken, hat unter dem, vorne stark gekrümmten, Schnabel einen häutigen Sack, den er nach Gefallen ausdehnt, und zum Behältniß für die beym Untertauchen in das Wasser erhaschten Fische macht.

Mehrere befinden sich bey einem Boote, das auf Raub ausfährt: sie besetzen ruhig den Rand desselben. Auf einen Schlag mit dem Ruder auf die Oberfläche des Wassers eilen sie an ihre Arbeit, tauchen unter, und kommen mit Beute im Schnabelsack, oft recht beladen, zurück. Jeder kennt das Boot seines Herrn, und leert die Beute unversehrt in demselben aus, um auf neuen Fang unter zu tauchen. Der abgerichtete Leutse bedarf keines Ringes um den Hals, wie mehrere Beschreiber behaupten, um nicht früher, als sein Herr erlaubt, sich mit seiner Beute zu sättigen; erst wenn die Jagd vorüber ist, wird ihm sein Antheil zugeworfen, den er ganz verschlingt.

Die abgelegneren Seen sind der Aufenthalt vieler Entenarten, bey deren Aufgreifung der Chinese gleich-

falls List und Nachdenken zeigt. Diese wilden Vögel lieben das Spiel mit schwimmenden Kürbissen, die vom Ufer ins Wasser fallen. Der schlaue Entenjäger hölt einen Kürbis aus, und steckt den Kopf hinein: so geht er ins Wasser, und schwimmt auf die Beute zu, welche sich ihm eher nähert, als scheu entflieht. Einige Oeffnungen im Kürbis bewirken, daß er sehen kann. Die ganz nahen Enten erhascht er leise an den Beinen und zieht sie hinab, um sie unter dem Wasser zu ersticken, und in einem Sack zu verwahren, der seine ganze Bekleidung ausmacht.

In allen Verrichtungen zeigt der Chinese großen Fleiß, und eine Ausdauer, die ihn ehrt: man sieht Schiffer ganz allein ein beladnes Boot leiten: der Mann sitzt in demselben, mit der Rechten regiert er das Segel und das Ruder an der rechten Seite des Kahns, mit der Linken das Steuerruder, mit dem linken Fuße das Ruder an des Kahns linker Seite, und dabey kömmt die Tabackspfeife nicht aus seinem Munde: so ist an ihm alles beschäftigt und besorgt.

Während der Reiche, nach Asiaten Brauch, im Hause schwelgt, und mit geschäftigem Müßiggang seinen Tag verbringt, setzt der minderbegüterte Stadtbewohner und Landmann auch im Hause seine Beschäftigungen fort, und nur während seiner einfachen Mahlzeit gönnt er sich am Tage Ruhe. Er giebt in Erzeugnissen seines Feldes und Fleißes, in Reis, Taback, Seide, Seesalz die Abgaben, welche er dem Staate schuldig ist; es werden davon große Magazine gefüllt, welche bey Miswachs und Mangel den Nothleidenden Hülfe bringen.

Ohne die drückende Willkühr der Befehlshaber,

Beamten und Unterbeamten, könnten sich die Bewohner von China eines glücklichen Looses erfreuen, da ihr großes Land den Fleiß lohnt, und von einer so beträchtlichen Ausdehnung ist, daß immer die durch Lage und Witterung mehr begünstigte Gegend der weniger begünstigten Unterstützung giebt.

Der Kaiser ist eigentlich Besitzer alles Landes in seinem Reiche, er tritt dessen Genuß pachtweise an seine Unterthanen ab, und dieser Pacht ist sehr mäßig: in dem Verhältniß zwischen ihm und dem Volke liegt offenbar das Verhältniß des Vaters gegen den Sohn zum Grunde; aber durch die Zeitfolge, durch Eigennutz und Herrschsucht ist es gestört worden: der Schein ist noch übrig, ohne Wahrheit. Und doch giebt es noch Punkte in der chineschen Staatsverfassung, wo der Alleinherrscher sich dem Niedrigsten im Volke sehr nahe stellt, von seiner goldnen Höhe herabsteigt, und im Gewand des Armen einhertritt, Dienste thuend. Eines der vorzüglichsten chinesischen Feste ist die Feyer zur Ehre des Standes der Ackerleute. Es wird im Frühling in der Hauptstadt von zahlloser Menschenmenge begangen. Der Kaiser als Landmann gekleidet, pflügt und besäet ein Stück Feld; ein schönes Paar Stiere zieht seinen Pflug, der sich durch zierliche Arbeit auszeichnet: ihm ahmen die Prinzen und vornehmsten Mandarine nach: Millionen Ackerleute umgeben den sanften Hügel Siennongtan, und erheben in Liedern die Würde ihres Standes, während der Kaiser sie durch seine eigne Arbeit thätig bezeugt. Die Kaiserin, in ländlicher Tracht, bereitet an diesem Tage selbst eine Speise für ihren Gemahl, und bringt sie ihm, darin die Frau des Pflügers nachahmend. Auf ein Volk wie das chinesische, kann eine solche Feyerlichkeit wirklich Eindruck machen. Ein andres allgemeines

Volksfest der Chinesen ist die Zeit, wo alle Geschäfte ruhen, und sogar die Staats- und Aemtersiegel feyerlich verschlossen werden. Es beginnt am Neujahrstage, und überall äußert sich Freude und Wohlwollen: unter Besuchen, Gastmählern, bey Erleuchtungen, Schauspielen wird ein ganzer Monat fröhlich verbracht, und eines sucht bey dem andern das Andenken an diese Tage des geschäftfreyen, Erhohlung gewährenden Umgangs durch Geschenke zu erhalten.

Aber noch berühmter ist das Laternenfest, das an einem Tage im ganzen großen chinesischen Kaiserreiche gefeyert wird. Viele Millionen bunter, großer und kleiner, in und an den Häusern, Gärten, See- und Fußgestaden aufgehängter Laternen, von mehr oder minder kostbarem Stoff, Vergoldung, Mahlerey und Lakirarbeit geben im ganzen Reiche den eigentlichsten, prächtigsten Anblick. Der Aermste selbst sucht es möglich zu machen, daß auch seine Hütte die reizende Wirkung der ganzen Ansicht erhöhe; aber der Reiche findet hier recht herrlichen Stoff, seine Pracht und Kräfte zu zeigen. Nicht nur sein ganzes Haus, Gehöfte, seine Gärten sind mit großen Laternen von durchsichtigen, in Oehl getränkten bunten seidnen Stoffen besetzt, er läßt sogar eine Laterne von so ungeheurem Maasstab bauen, daß er mit allen Freunden und Verwandten darin sitzen, schmaußen, und in den verschiednen Abtheilungen des Werkes schlafen kann. Tausend Lampen erhellen die hohen Säle und Zimmer, welche in dergleichen mattdurchsichtigen Gebäuden angebracht sind, und außer den besten Gerichten finden die Gäste darin auch Schattenspiele, Musik, und außerhalb der Laterue, wenn der Abend eintritt, große, prächtige Feuerwerke zu ihrer Unterhaltung.

Von Vergnügungen unsrer gesellschaftlichen Zirkel sind die Chinesen keine Freunde: besonders da sie das weibliche Geschlecht davon ausschließen, so erhalten ihre Unterhaltungen einen andern Charakter. Ihre Gastmahle schilderte ich weiter oben: gewöhnlich dauern sie bis Mitternacht, alsdann werden die Gäste von vielen Bedienten, welche Laternen vor ihnen her tragen, nach Hause begleitet. An diesen Laternen ist der Name, Stand, Rang und das Amt des Herrn, dem sie leuchten, aufgezeichnet: wer ohne diese Bezeichnung um Mitternacht auf der Strasse angetroffen wird, muß in das Gefängniß wandern.

Schauspieler, Luftspringer, Possenreißer, Taschenspieler, Equilibristen, u. dergl. Menschen, deren Künste die Unterhaltuug und Belustigung anderer zum Zweck haben, gibt es in China in großer Menge: sie zeigen ihre Geschicklichkeiten bey Gastmahlen, Festen, in allen Ecken und auf allen Strassen, wo sie Zuschauer finden. Aber bleibende Schaubühnen, Nationalschaubühnen, wie man sie in Europa nennt, sind bis jetzt dem Chinesen noch nicht zum Bedürfniß geworden. Wo es verlangt wird, schlägt die Gesellschaft sogleich ihre Bühne auf, und giebt Lust- und Trauerspiele, welche von Musik begleitet werden, und unsern Rezitativen ähnlich sind. Im Hintergrunde des Theaters sitzen die Musiker. Jünglinge und Knaben treten in den Rollen der Mädchen auf, welche von der Bühne gänzlich ausgeschlossen sind. Man sieht große historische Stücke, deren Aufführung viele Zeit erfordert. Die Bühne ist mit bunten Laternen behangen, und an Prunk und Schimmer fehlt es nicht.

Marionetten- und Schattenspiele sind in China ebenfalls beliebte Zeitvertreibe. Es giebt so sehr kleine

Marionettentheater, daß ein Mann das Kästchen, welches das Theater in sich faßt, auf den Kopf zur Schau stellen, und die Drathpuppen mit der einen Hand leiten kann. Damit man den Mann nicht sehe, hüllt er sich mit dem ganzen Körper in einen langen Mantel ein, den er an den Knöchel fest bindet. Nur die Füße sehen unten hervor, sonst erblickt man vom ganzen Manne nichts.

Unter den Landleuten in China sind verschiedene Spiele üblich, welche die Uebung körperlicher Kraft bezwecken; junge Leute laufen um die Wette, werfen nach dem Ziel, ringen, heben Lasten, u. dergl.; aber auch verderbliche Wagespiele werden im ganzen Lande leidenschaftlich getrieben, obgleich strenge Gesetze sie verbieten. Mancher wagt Weib und Kind, Haus und Gut daran, und wird in einem Abend zum Bettler. In England sind Hahnengefechte beliebt, in China hat man ähnliche Spiele, wo abgerichtete schwarze Wachteln mit einander kämpfen, und für den Sieg der einen oder andern Wetten angestellt werden. Die kleine niedliche Wachtel aus China ist dort überhaupt wegen ihrer zierlichen Gestalt sehr beliebt: ein Vogel voll Feuer, dessen Hitze dem vornehmen Chinesen im Winter nützlich wird. Er trägt, wenn er ausgeht, eine solche Wachtel zwischen den Händen, und wird dadurch besser erwärmt, als durch Handschuhe.

In China gelten alle Religionen; keine hat vor der andern Vorzüge, ihre Bekenner haben gleiche Rechte. Das Volk hängt größtentheils an der Lehre des Fo, der unter der Gestalt eines dicken, großen Mannes, in vielen Tempeln göttlich verehrt wird. Seine Priester, welche Ehelosigkeit und Entbehrung der Fleisch- und

Eyerspeisen geloben müssen, leben in einer Art von Klöstern in ungeheurer Anzahl: sie verrichten des Morgens und Abends Gebete in den Tempeln, räuchern, opfern, und geben denen, die ihren Rath über diese oder jene Ereignisse ihres Lebens verlangen, Antworten. Das Volk selbst besucht nur selten die Tempel, und opfert spärlich. Die Zahl der Anhänger des alten Weisen Confutse ist unter den Vornehmen beträchtlich.

Durch die Besieger von China, im Jahr 1644, die Tatarn, ward auch die Religion des Delai Lama im Lande verbreitet; der Hof hängt ihr an, denn bis jetzt noch haben sich die Nachkommen jener tatarischen Ueberwinder auf dem chinesischen Kaiserthron erhalten. Indem sie ihre Herrschaft immer mehr und mehr zu befestigen suchten, haben sie sich, mit all ihren Anhängern und Gehülfen, den Sitten der Ueberwundnen so genau angeschmiegt, daß man sie für alte Eingebohrne halten kann.

Die Tempel der chinesischen Götzen sind wenig geschmückt, den gewöhnlichen Gebäuden ähnlich, von einem Stockwerk, ohne Decke in den Zimmern, von mehreren Höfen, Seitengebäuden, Wohnungen der Priester, umgeben. Das Innere ist roth angemahlt, lakirt.

Außer den Obergöttern, dem Gott des Donners, des Wassers, der Vorsehung, verehrt der Chinese eine Menge Untergottheiten, und hat es bey seinen privatreligiösen Verrichtungen hauptsächlich mit diesen zu schaffen. Keine Wohnung, worin nicht mehrere Hausgötzen, welche täglich durch Gebet und Opfer verehrt werden, stünden. Aber bey einer wichtigen Angelegenheit eilt der Abergläubische in den Tempel, seinen

Götzen dort, unter Priester-Mitwirkung, um Rath zu fragen. Er kniеet am Altar nieder, auf welchem die Gestalt des Götzen aus Holz geschnitzt, oder von Porzellän verfertigt, sitzt, und legt kleine hölzerne Stäbchen, von des Priesters Hand mit gewissen Zeichen versehen, in ein hohles Bambusrohr; dieses schüttelt er so lange, bis ein Stäbchen heraus fällt, dessen Zeichen für höhere Offenbarung gilt. In einem Buch sind nämlich die Erklärungen der verschiednen Zeichen zu finden, und dieses Buch ist in des Priesters Hand: auch pflegt ein Auszug davon in den chinesischen Tempeln beym Eingang, als Anschlagezettel zu hängen. Andere bedienen sich hölzerner Würfel zu Erforschung dieser Orakel; jede Würfelseite hat ein verschiednes Zeichen. War die Deutung sogleich den Wünschen des Bittenden entsprechend, so dankt er, und geht freudig an sein Geschäft, (Reise, Handel, Heyrath, u. dergl., worüber er um Rath fragte,) mißlingt der Wurf, und kömmt auch zum dritten Male eine schlechte Antwort, so läßt er von jener Unternehmung mißmuthig ab: so sehr ist der Aberglaube Herr über den gemeinen Chinesen. Zu Hause pflegt er auch wohl seinen Götzen so lange zu prügeln, bis er ihn guten Bescheid giebt.

Himmel und Erde sind den Chinesen die vornehmsten Gottheiten: beyde haben in der Hauptstadt des Landes Tempel. Der Tempel des Himmels ist rund, hochgewölbt, ohne Schmuck, ohne Götzenbild; er hat die Aufschrift: Tien, Himmel. Alljährlich tritt der Kaiser einmal an einem hohen Feste ganz allein in diese einsame, hehre Halle, und betet für sein Volk zu dem Unsichtbaren, um milden Einfluß der Luft und Wärme. Der Tempel der Erde ist viereckig, ohne Götzenbild, eben so einfach, wie jener: der Kaiser

allein verrichtet auch hier einmal im Jahre ein feyerliches Dankgebet für die Fruchtbarkeit der Erde. Es giebt Anhänger des Muhamed, Juden und Christen in China.

Ein so ungeheures Land wie China mußte bey der Begründung seiner Verfassung auch auf Vertheidigungs- und Schutzanstalten gegen äußere und innere Feinde bedacht seyn. Seit undenklichen Zeiten sind daher schon stehende Kriegsheere eingerichtet worden. Jeder 70te Mann im Land ist zum Soldatenstand bestimmt. Selbst im Frieden begreift die chinesische Armee eine Million Menschen, welche in Legionen zu 1000 Mann abgetheilt, und mit Luntenflinten, Spießen, Degen, Bogen, Pfeilen, Lanzen und Streitkolben sehr mannichfaltig bewaffnet sind. Eben so verschieden ist die Kleidung der einzelnen Abtheilungen. Zweymal hundert tausend Mann dienen dabey zu Pferd, und die ganze Heeresmacht wird von achtzehntausend Kriegsmandarinen, höheren und niedrigern Ranges, befehligt.

Dem Charakter der frühesten Jahrhunderte war ein anderes Landes-Vertheidigungsmittel angemessen, dessen Brauchbarkeit aber die neuern Landes-Verhältnisse größtentheils aufgehoben haben.

In sehr alten Zeiten ward der Theil des chinesischen Reichs, welcher an die Wohnsitze der tatarischen Steppenvölker stößt, mit einer Mauer umschlossen, welche mehrere hundert Meilen weit über die steilsten Bergspitzen, durch Flüsse, Thäler und über Höhen hin, zieht bis dreyßig Fuß hoch, fünfzehn bis fünf und zwanzig Fuß breit, und mit besonders befestigten Thoren, und in kurzen Zwischenräumen angebrachten höheren Thür-

men besetzt ist. Ein Werk von so ungeheurem Plan und so weiter Ausdehnung hat die Arbeit vieler Millionen Menschen erfordert, und gewiß Jahrhunderte lang seinem Zweck entsprochen: aber dennoch drangen im Jahr 1644 jene gefürchteten Tataren von der ummauerten Seite in China ein, und machten sich zu des Landes unumschränkten Herrschern.

Arbeit und Genügsamkeit erhält den Menschen gesund und bey Kräften, die einfachste Nahrung stärkt am sichersten; darum genießen auch die von früher Jugend an thätigen Einwohner von China einer glücklichen Gesundheit, und erreichen bey aller Ungeschicklichkeit ihrer Aerzte ein hohes Alter. Nicht selten sieht man bey den Gehöften des Ackermanns Greise von Enkeln und Urenkeln umgeben, die sich trotz ihrer großen Reihe von Jahren des Lebens noch herzlich erfreuen. Gewöhnliche Krankheitszufälle werden mit Hausmitteln vertrieben, meistens aus dem Pflanzenreiche: bey gemeinen Leuten sind es alte Frauen, welche, als anerkannte Kennerinnen, solche verordnen, und die Pflege der Kranken übernehmen, Verwundungen, äußere Schäden besorgt der Chirurg, und man muß gestehen, daß ungeachtet ihrer schlechten Instrumente, die Wundärzte in China ihre Geschäfte ziemlich gut vollbringen.

Stirbt ein Chinese, so wird er nach seinen Vermögensumständen mehr oder minder reich gekleidet, in Seide oder Baumwolle, und mehrere Tage lang in einem mehr oder minder kostbaren Sarge in seinem Garten aufgestellt, bis der Begräbnißtag festgesetzt ist. Der Sarg hat keinen Deckel; einem Schlummernden ähnlich, liegt der Todte darin auf Polstern: ein weisser großer Schirm über ihm hält die Sonnenstrahlen ab. Die

Freunde und Verwandten versammeln sich an dem bestimmten Tage, und mit ihnen Musikanten, Laternen- Schirm- Fahnen- und Tafelträger und andere gemiethete Leute, welche den Zug vergrößern und verherrlichen sollen. Voraus geht Musik, dann folgen mehrere Männer mit Laternen, Bildern, Fahnen und Tafeln, die auf großen Bambusrohrstäben befestigt sind. Auf den Tafeln stehen Name, Amt, Rang des Verstorbenen, und Lobeserhebungen seiner Voraltern. Vor dem Sarge her wird auch wohl ein vergoldeter Hausgötze in einem Palankin getragen; dem offnen Sarge, auf Bambusrohrstäben getragen, folgen die Verwandten, Diener und gemeinen Klagleute, in weißen Kleidern, bey den Chinesen die Farbe der Trauer. Auf den öffentlichen Begräbnißplätzen, welche weite abgelegene, abhängige Bergthäler eingeräumt werden, legen die Leidtragenden den Leichnam in die Erde, und bedecken ihn: es wird ein steinernes, kleines offnes Gebäude darüber errichtet, worin ein Rauchgefäß steht; ein Stein vor dieser Hütte bezeichnet Namen, Stand und Thaten des Verstorbenen. Andere übermauern das Grab mit einem Gewölbe, andere stellen Säulen und Würfel darüber auf, mit Inschriften. Man pflanzt Cypressen an das Grab, und ein chinesischer Begräbnißplatz erhält durch diese mannichfaltigen Achtungsbezeugungen der Hinterbliebenen gegen ihre Vorfahren, ein ehrwürdiges Ansehen. Alljährlich besuchen die Verwandten an den Begräbnißtagen die Gräber ihrer Voraltern, und diese Gewohnheit wird Veranlassung, daß wenigstens einmal im Jahre die nächsten und selbst entferntere Verwandten, sie mögen durch Verhältnisse noch so sehr zerstreut worden seyn, einander sehen, und von ihren Schicksalen Kundschaft geben können. Die Chinesen unternehmen oft weite Reisen in dieser Absicht, bringen Speisen und

kleine Geschenke mit, reinigen das Grab von Unkraut, und verhindern dessen Verfall, und bringen einige Tage in Eintracht und wechselseitiger Theilnahme, daß Andenken und die Tugenden ihrer Vorältern ehrend, zu.

Leichen von Fremdlingen, deren sich kein Verwandter annimmt, bleiben auf dem Begräbnißplatze unbeerdigt stehen.

Das Andenken an Verstorbene ist in allen chinesischen Familien unverlöschbar: man stellt in einem Saale des Hauses ihre Abbildungen auf: er heißt daher der Saal der Vorältern.

Ich werde nicht fehlen, wenn ich dieser Schilderung der Chinesen noch eine kurze Beschreibung von einigen naturhistorischen Merkwürdigkeiten von China beyfüge, welche im Zusammenhang mit dem Vorhergesagten zu stehen scheinen.

Die Verschiedenheit des Bodens und Himmelstrichs in einem Lande, von so ungeheurer Ausdehnung, wie China, bewirkt eine große Mannichfaltigkeit der Gewächse und Thiere, welche daselbst grünen und sich fortpflanzen. Der Botaniker aus Europa findet daher nicht nur alle Gewächse seines Vaterlandes einheimisch, sondern auch die edleren Erzeugnisse wärmerer Himmelsstriche, neben andern, die ganz allein auf diese Gegenstände eingeschränkt sind.

Vor allen ist dem Chinesen der Theebaum, wegen des großen Handels, den er mit dessen Blättern treibt, und wegen des allgemeinen Gebrauches im Lande selbst, Thee zu trinken, die wichtigste Pflanze. Dieser Baum,

dessen Zweige ganz unten am Stamme sich ansetzen, hat das Ansehen eines Strauches, daher ihn auch viele mit dieser Benennung bezeichnen. Er wächst in China wild, wird aber durch Verpflanzung veredelt, und ungefähr sechs Fuß hoch. Die beyden verschiedenen Gattungen desselben geben den braunen (Theebou) und grünen Thee. Scharfe dunkelgrüne Blätter, welche auf der Röste sich bräunen, und Blüthen mit sechs Blättchen sind die Unterscheidungskennzeichen des braunen vom grünen, dessen Blüthen neun Blättchen haben, und dessen Laub hellgrün und glänzend ist, und beym Rösten seine Farbe behält. Unserer wilden weissen Rose ist die Blüthe ähnlich, geruchlos: die Frucht des Schleedorns an Farbe und Gestalt nicht unähnlich, dient dazu, Oehl aus ihr zu pressen, das sie in ziemlicher Menge liefert. Die Blätter des Theebaums, der reihenweise im Acker gepflanzt in China vortrefflich gedeiht, werden von seinem dritten Jahre an mit vieler Sorgfalt, und nie mit unbedeckten Händen gepflückt, bis in das siebente Jahr, wo ihn der Eigner umhaut, damit neue Sprossen aus dem alten Stamme treiben. Die Zeit des Einsammelns bestimmt die größere oder mindere Güte des Thees: die im Anfange des März gepflückten, kaum entfalteten Blättchen geben den Kaiserthee; nur der Kaiser erhält diese erste Ausbeute, die zarteste und wohlschmeckendste. Im Anfang des Aprils sind neue Blätter nachgewachsen, die auch noch den zarten Geschmack haben, und daher die erste Sorte des Thees, welcher in den Handel kömmt, liefern: die schlechteste Sorte bekömmt man von der dritten Sammlung im May. Durch mühsames Rösten in besondern Oefen auf eisernen Platten erhalten diese Blätter die Beschaffenheit und Eigenschaften, worin wir sie kennen lernen; denn der Geruch des frischen Blattes ist schlecht, der Ge-

schmack eckelhaft bitter, grasartig, die Kraft des Abgusses betäubend, wie Opium, Schwindel verursachend. Noch am Tage des Einsammelns muß daß Rösten der Blätter besorgt werden: sie werden ohne diese Vorsorge schwarz und unbrauchbar. Damit ein so wichtiger Erwerbszweig nicht der Willkühr des, oft nicht hinreichend unterrichteten Einzelnen, überlassen bleibe, hat der Staat die Verrichtung des Theeröstens unter besondere Aufseher gesetzt, und große öffentliche Gebäude dafür errichtet. Im Ofen werden die zerstreut auf die eisernen Platten ausgebreiteten Blättchen mit der Hand mühsam umgekehrt, und sobald sie schwitzen, mit hölzernen Spaden herausgenommen, auf Binsenmatten abgekühlt, und zwischen den Händen sanft gekräuselt. Diese ganze Verrichtung, welche einigemal wiederholt wird, erfordert genaue Aufsicht. Wer sich dem Geschäfte widmet, muß sich blähender Speisen und des Genusses von Fischen enthalten, damit seine Ausdünstung den Wohlgeruch des Thees nicht verderbe: er muß sich sogar durch Enthaltsamkeit von mehreren Wochen, ehe die Arbeit beginnt, dazu vorbereiten.

Durch sorgfältiges Aufbewahren der gerösteten und krausgemachten Blätter in bleyernen Kästen wird ihr Verdünsten verhindert.

Erst nach einem Jahre macht der Chinese Gebrauch von seinen Theevorräthen: denn früher genossen wirkt der daraus bereitete Trank zu heftig auf das Gehirn. Zucker und Milch wird demselben in China nicht beygemischt, aber jeder Mensch trinkt täglich Thee, und diese Allgemeinheit des Gebrauches mag in dem Mangel an gutem Quellwasser ihren Grund haben, welcher in China fast eben so allgemein statt findet.

Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ist die Gewohnheit Thee zu trinken auch nach Europa gekommen, und hat jetzt so festen Fuß gefaßt, daß alljährlich gegen 30 Millionen Pfund Thee von europäischen Handelsschiffen aus China abgeholt, und mit fünf und zwanzig Millionen Thalern bezahlt werden.

Der meiste Thee wird auf englischen Schiffen nach Europa geführt: aber in neuern Zeiten haben russische Handelscaravanen die Einfuhr in ihr Vaterland, und von da aus weiter, zu Lande versucht, und die Behauptung bestättigt, daß die Seeluft den Thee schwäche, und weniger schmackhaft erhalte. Die schlechte Behandlung der Matrosen während einer so langen Reise mag eine mitwirkende Ursache abgeben, warum wirklich der Geschmack des zu Wasser ausgeführten Thees, selbst von der besten Gattung, nach der Aussage der Reisenden, welche Vergleichungen anstellen konnten, in keinem Verhältniß mit dem steht, welchen man im Lande selbst genießt: und schon der sogenannte russische Caravanenthee ist weit wohlschmeckender, als der, den wir von Seefahrern erhalten.

Eine Untersuchung über den Werth und Nutzen des Thees würde mich von meinem Plan entfernen: anerkannt ist von Beobachtern und Sachkundigen, daß in gewissen Fällen sein Gebrauch von Nutzen seyn, in den meisten aber, und besonders bey dem Uebermaaße, der Gesundheit schaden könne.

Taf: XIX.

Sitten und Gebräuche der Hottentotten.

Taf. XIX. Fig. 75. 76. 77.

Der Theil von Afrika, welcher im Süden sich mit dem Vorgebürge der guten Hoffnung endigt, im Westen an das äthiopische, im Süd-Osten an das indische Meer grenzt, weiter im Nord-Osten, durch den großen Fischfluß, und im Nord-Westen durch den Fluß Kaussie von den Ländern der Kaffern getrennt wird, begreift die Wohnplätze der Hottentotten, in einem Raum von ungefähr 6045 Quadratmeilen, von welchem seit 1652 ein beträchtlicher Theil unter der Herrschaft der Holländer steht.

Die immer weiter ausgedehnten Pflanzungen dieser Europäer haben mehrere Stämme der Urbewohner gleichsam umgeschaffen, und zu freywilliger Dienstbarkeit gebracht, ohne ihr Glück zu erhöhen: aber andere sind, ungereizt von den Lockungen der Fremdlinge, mit ihrer Habe in die innern Gegenden des Landes eingedrungen, wo sie der Unabhängigkeit ihrer Väter noch jetzt genießen, und als Hirten leben. Mit diesen beschäftigt sich die gegenwärtige Schilderung.

Der Himmelsstrich ist nicht der vortheilhafteste: Winter und Sommer wechseln in jenem Theil von Afrika

einzig mit einander ab: Frühling und Herbst sind dort unbekannt. Der Sommer ist fruchtbar trocken, glühend, oder durch kalte Windstöße für die Gesundheit der Bewohner nachtheilig; was wir Winter nennen, besteht dort in trüber, umwölkter Zeit, wo es häufig regnet, oft auch hell und kühl, nie aber so kalt ist, daß der Mensch in den Ebenen und Thälern Feuer nöthig hat. Das Land ist sehr ungleich in Ansehung der Fruchtbarkeit des Bodens, und hier mehr, als anderswo findet der Beobachter Stellen und Gegenden, wo die üppigste Vegetation die nährende Kraft des Erdreichs bezeugt, wo die schönsten, für Menschennahrung zuträglichsten, Bäume und Stauden, wie in Indien, grünen, wo das Land durch trinkbare Bäche, süße See und bedeutende Flüsse erfrischt wird, nicht ferne von solchen Lagen, wo der schlechteste Sandboden, der Mangel an Quellen, oder starres, ödes felsiges Land den Menschen zurückschrecken: nackte Felsengebirge, deren Gipfel ewiger Schnee deckt, ragen aus Ebenen hervor, worin nie der Winter einheimisch werden kann. In den Sommermonaten vertrocknen bisweilen große Flüsse, und verödet stehen Wiesen und Wälder, und Menschen und Thiere sterben vom Uebermaaß der Hitze.

Es hausen Tiger, Löwen, Hyänen und andre gefürchtete Raubthiere in den Wildnissen, es giebt Elephanten, Giraffen, Gazellen, Antilopen, Moschusthiere, und einen großen Reichthum an Vögeln aller Art, deren Jagd die Nahrungsquellen der Landesbewohner vermehrt.

Die Gestalt des Hottentotten ist mit Unrecht als sehr häßlich verschrien, und von seiner Lebensweise werden viele Mährchen erzählt, und immer wieder erzählt, deren Unächtheit der fleißige Beobachter dieses Menschenstamms, Le Vaillant, zu erweisen bemüht war.

Der Hottentotte ist von schlankem Bau, und fünf bis sechs Fuß hoch, dunkel-gelb-braun, in einigen Gegenden schwarzbraun von Farbe. Er hat besonders starke Backenknochen, aufgeworfene Lippen, eingedrückte Nase, mit weitoffnen Nasenlöchern, vorstehende Stirne, ziemlich große, lebhafte Augen, die sich aber etwas gegen den Nasenwinkel zu neigen, darin den Augen der monghölischen Völker einigermaßen ähnlich, sehr krauses, kurzes, schwarzes Haar, schneeweiße feste Zähne, und gar wenig Bart am Kinn, welches sich seltsam genug zuspitzt. Kraft und Gesundheitsfülle wird an seinem ganzen Körper sichtbar. Die Hottentottin ist gewöhnlich etwas kleiner, aber an Farbe dem Manne gleich, rundlich, und wenigstens im Jugendalter meistens von einer Bildung, die sogar angenehm heißen kann, da sie, nach den Begriffen der Europäer, auf Schönheit keinen Anspruch machen darf.

Die Kleidung der Hottentotten ist sehr einfach, sie besteht in einem langen Mantel von Kalbsfellen, aus mehreren Stücken mit Fäden, die aus Gedärmen verfertigt sind, zusammengenäht; im Sommer wird die haarige Seite auswärts, im Winter einwärts gewendet. Außer diesem Kleide bedecken sie die Schaamtheile mit einem Stück Leder oder Gürtel, dreyeckig zugeschnitten. Auch Weiber und Mädchen schützt und deckt der Mantel, und statt des Gürtels wählen sie drey lederne Schürzen übereinander, wovon die unterste nur von der Größe einer Hand ist, die oberste aber fast nur bis auf die Knie reicht. Der Kopf bleibt ohne Bedeckung, nur Putzlust verwendet auch bey diesem Volke bisweilen einige Sorgfalt auf dessen Verzierung.

Rohe Stücke Leder dienen als Schuhe, sie werden mit Riemen am Fuße befestigt; aber viele umwickeln nur die Füße mit Bast und Riemen, um sie vor Dornen und Natterstichen zu verwahren. Bey übler Wit-

terung, oder in den schwülesten Sommertagen schützt den Kopf eine lederne Mütze. Die Männer schmücken die Haare mit eingehängten Glasperlen, welche ihnen von den Holländern im Tausche gegeben werden, oder auch nur mit kleinen Stücken Leder und mit einigen bunten Federn. Armen und Beinen dient ein elfenbeinerner oder metallener Ring zur Zierde. Ueber die Brust hängen sie mehrere Reihen von Glasperlen, kleine Knochen, u. dgl. Aber sorgfältig ist der Putz der Frauen und Mädchen. Der Armbänder und Beinringe, der Reihen von Glaskorallen, Glasperlen und feinen Muscheln sind weit mehrere als bey jenen; Ohrringe, Halsbänder und Stickereyen werden nicht vergessen. Besonders fleißig, und, nach den Grundsätzen der Mode bey jenem Volke, geschmackvoll wird die Schürze bearbeitet. Ist es möglich zu der obersten Schürze ein Stück Zebrafell, das sich durch zarte, braune und weiße Streifen auszeichnet, zu b kommen, so wird alle Kunst und aller Reichthum an Glasperlen aufgewendet, um die Schürze zu verschönern. Die Hottentottin ist dabey nicht gleichgültig gegen Anordnung und Harmonie, und die Schwingungen, in welchen sie ihre Perlenreihen daran befestigt, von guter Wahl verschiedner Farben unterstützt, gewähren bisweilen einen wirklich angenehmen Anblick. Auch selbst an ihrer Fußbekleidung suchen sie ähnliche Zierrathen anzubringen. Einen großen Werth setzen die Hottentottinnen, welche sich schmücken wollen, auf das Bestreichen des Gesichtes mit verschiednen Farben, wodurch sie ihre Züge noch mehr entstellen, und, für den Europäer wenigstens, einen eckelerregenden Anblick gewähren. Vorzüglich wählen sie schwarze und rothe Farbe: letztere aus einer ockerartigen Erde, erstere aus Kohlen oder Ruß, mit stinkendem Fett vermischt, zubereitet; und wenn auch einige sich blos damit begnügen, auf der Stirne, Nase, auf dem Kinn

und den Backenknochen einzelne farbige Flecken anzubringen, so ist doch die Gewohnheit weit allgemeiner, in gehörigen Zwischenräumen, Linien und Schnörkel auf dem Gesichte durch Farbe auszudrücken. Der sonderbare Bau des Vorderkopfes wird dadurch noch mehr entstellt, und oft recht abscheulich. Außer dem Fett, welches den Farben beygemengt wird, kömmt noch eine reichliche Mischung Boughoupulver zu dieser Schminke. Sein Geruch ist durchdringend und höchst widerlich, bey den Hottentotten aber sehr beliebt. Der ganze übrige Körper trieft von Fett.

Die Männer theilen die Lust an Schminke nicht mit den Frauen, aber des Wohlgeruchs wegen bestreichen sie mit ihrer Mischung von beyden erwähnten Farben die Oberlippe, und den Raum bis an die Nasenlöcher; denn über alles schätzen sie den Geruch jener Salbe, der für den Europäer der allerwiderlichste ist.

Die Hottentotten sind Hirten, welche von Rindvieh- und Schaafheerden leben, darin ihren Reichthum setzen, und damit von einem Weideplatze zum andern ziehen. Dieser unstäten Lebensart sind ihre Wohnungen angemessen: sie bauen sie Stammweise zusammen. Es sind runde Hütten, einem Backofen ähnlich, von zehn bis vierzehn Fuß Durchmesser und sechs Fuß Höhe; erst werden die zu dem Gerippe nöthigen Stangen sorgfältig zusammen gestellt, und alsdann wird das Ganze mit Schaaf- und Ochsenhäuten überwickelt, und auf die Art belegt, wie meine Leser in der Abbildung Taf. XIX. Fig. 77. sehen. Es bleibt eine schmale, niedrige Oeffnung an einer Seite, welche als Thüre, Fenster und Rauchfang dient. Der Heerd ist in der Mitte der Hütte, und das darauf unterhaltene Feuer erfüllt sie mit dickem Rauch, so wie ein eckelhafter Geruch von altem ranzigen Fett sie durchdünstet, und für den Eu-

ropäer in jeder Hinsicht unzugänglich und unbrauchbar macht.

Obgleich auf die Erbauer der schreckliche Zustand in dem Innern dieser Wohnungen weniger wirkt, als auf den Ausländer, so verweilen doch auch jene den Tag über selten darin, und betrachten sie nur als Schlupfwinkel gegen üble Witterung, und als Sicherheitsplätze, wenn der Schlummer am Abend sie ruhen heißt. Sobald es Nacht wird, findet jedes Glied der Familie darin seine Schlafstelle, wo es sich, in ein oder einige Schaffelle gewickelt, auf die platte Erde niederwirft. Mit der Wiederkehr des Tages verläßt aber jedes seinen Ruheort; die Felle, oder, in unsrer Sprache, Betten werden im Hintergrunde der Hütte bis zu weiterem Gebrauch aufgeschlichtet, auch wohl in heiterer Witterung im Freyen ausgebreitet, und zur Reinigung von Kopfungeziefer, welches die Hottentotten gewaltig plagt, ausgeklopft. Es gehört zu den nothwendigen Erholungsbeschäftigungen dieses Volkes, sich von Zeit zu Zeit durch genaue Nachsuchungen von diesen feindlichen Gästen zu befreyen, aber mit Unwahrheit wird ihnen zugemuthet, daß sie solche als Nahrungsmittel verzehrten. Ein Biß mit den Zähnen ist dort zu Lande die Art, dergleichen Feinde zu tödten: doch werden sie sogleich mit Widerwillen hinweggeworfen. Nimmt die Colonie von unsaubern Plagegästen allzu sehr überhand, so weicht wohl auch die ganze Horde, und schlägt die Zelter an einer andern Stelle auf. Gewöhnlich sind zwanzig, oft auch weit mehrere Hütten so nahe an einander, mit gegen den innern freyen Raum gerichteten Oeffnungen in einem Kreise erbaut, daß der gedachte freye Raum mit einem einzigen Zugang, der sich schließen läßt, ein Hof wird, worin die ganze Heerde, die der Horde gehört, einen sichern Ruheplatz die Nacht hindurch findet. Stattliche Hunde in guter Anzahl hal-

ten überdies Wache um das Dorf, oder den Kraal her, und sobald Raubthiere sich nähern, eilt alles, was die Waffen führen kann, gegen sie.

Einige lederne Schläuche, Milchbehältnisse und Buttergefäße, nebst wenigen irdenen Töpfen, Kürbiß- und Kalebassenschalen und den vorräthigen Fellen machen den ganzen hottentottischen Hausrath aus.

Die Heerde ist der Reichthum der Hottentotten; sie haben sehr viele Kühe, Ochsen und Schaafe, und Kuh- und Schaafmilch ist ihre vorzüglichste Nahrung. Selten nur schlachten sie ein Stück Vieh aus der Heerde, es wäre denn, daß eine schnelle Krankheit dessen Tod besorgen ließe, oder ein Sturz oder andrer Unfall es getödtet hätte, oder das Alter seine Brauchbarkeit verminderte. Bisweilen wird ein Hammel geschlachtet.

Gekocht wird das Fleisch, welches die Heerde oder auch die Jagd den Hottentotten liefert, selten, aber geröstet oder gebraten lieben sie dessen Genuß sehr. Ihre irdenen Töpfe, die ohnehin äußerst zerbrechlich, von den Weibern aus Thon geformt, an der Sonne getrocknet und mit Dünger ausgebrannt sind, dienen mehr zum Ausschmelzen des Fettes, als zum Kochen selbst. Zur Aufbewahrung des geschmolzenen Fettes werden Kürbiß- und Kalebassenschalen, auch Thierblasen genommen.

Nur wenige Wurzeln, Beeren und mehrere Baumfrüchte vermehren nach der Lage der Gegend, wo sich die Horde aufhält, die Liste ihrer Nahrungsmittel: daß sie rohe Gedärme um ihre Füße wickeln, bis sie faulen, und alsdann solche gierig verschlingen, daß sie Leder fressen, u. dgl., das sind elende Märchen, die frühere Reisende ohne gehörige Prüfung aufgeschnappt, und diesen wieder andere nacherzählt haben, und es ist unrecht, daß, nach den Berichtigungen der neueren Rei-

senden, auch jetzt noch Bücher erscheinen, deren Verfassern jene Fabeln ankleben.

Die freyen Hottentotten haben noch nicht versucht, den Acker zu bauen; aber in den Kenntnissen, welche der Hirte braucht, sind sie durch Erfahrung weit gekommen.

Sie genießen Milch, als ihr hauptsächlichstes Getränke, sind aber große Freunde von den geistigen Wassern der Europäer, und der Bekanntschaft mit diesen verderblichen Säften, welche den Genießenden immer lüsterner machen, müssen die von den Holländern unterjochten Stämme den Verlust ihrer Freyheit vorzüglich zuschreiben. Auch die freyen Hottentotten bereiten, wenn sie der frohe Sinn bey Gastmahlen dazu reizt, einen berauschenden Trank aus Honig und Wasser, wozu noch eine gewisse Wurzel gemischt wird. Durch die Gährung entsteht eine Art Meth, welches sie lieben, aber nie in Vorrath besitzen, sondern stets nur so viel davon verfertigen, als sie für die Stunde brauchen. Was andere asiatische und nordafrikanische Hirtenvölker aus der Milch ihrer Heerden für verschiedne Getränke erzeugen, ist den Hottentotten nicht bekannt, reine Kuhmilch bleibt ihr gewöhnliches Mittel, den Durst zu stillen.

Alle lieben Rauch, durch Röhren in den Mund gezogen; Tabacksrauch kann ich es nicht im Allgemeinen nennen, da die Pflanze, deren getrocknete Blätter sie in ihren Pfeifen anzünden und schmauchen, nicht die Tabackspflanze, sondern der gemeine Hanf ist, welchen ihnen getrocknet die weißen Pflanzer in hohem Preise gegen Erzeugnisse ihrer Heerden vertauschen. Vielen schmeckt der Hanfrauch lieblicher als Tabacksrauch: andere mischen beyde Pflanzen vor dem Gebrauche. Die holländische Pfeife finden diese Menschen minder brauchbar als ihre eignen, welche sie, bisweilen von unge-

heurer Grösse, aus einer weichen, schneidbaren Steinart, oder aus Thon bilden, und im letzten Fall brennen. Das Rohr liefert ihnen das in den wärmeren Erdstrichen so allgemeine nützliche Bambusrohr, und sie wählen es oft von so beträchtlicher Dicke, daß eine Rauchsäule von einem Zoll im Durchmesser ungehindert hindurch dringen kann. Je mehr Blätter der Pfeifenkopf faßt, desto höher schätzt ihn der Hottentotte.

Der Hottentotte versteht die Kunst, seine Ochsen auch zu Lastthieren zu machen: in der Jugend schon durchbohrt er den dazu bestimmten Stücken den Nasenknorpel, und steckt einen acht bis zehn Zoll langen Stab durch die Oeffnung, welche etwa die Dicke eines starken Daumens hat: ein an beyden Enden befestigter lederner Riemen verhindert, daß der Stab nicht herausfallen kann, und dieser dient in der Folge als Zaum, wodurch das wildeste Thier gebändigt wird Den ziemlich erwachsenen Ochsen fängt man an mit Riemen fest, und immer fester zu schnüren, seinen Rücken erst schwächer, sodann stärker zu beladen, wodurch das Thier endlich so weit kömmt, daß es bey einer Last von mehr als dreyhundert Pfund noch ganz bequem gehen kann. Um diese Last auf dem Rücken des Ochsen zu befestigen, wird ein sehr langer Riemen oft um sie und um den Leib des Thieres gewunden, und jedesmal von zwey starken Männern, mit an die Seiten des Thieres gestämmten Beinen, so fest zusammen gezogen, daß der Leib des Lastträgers über die Hälfte einzuschrumpfen scheint. Auch zum Reiten gebrauchen die Hottentotten ihre Ochsen.

Die Besorgung, Hut, Vertheidigung der Heerde, die Wahl des Weideplatzes, u. dgl. sind Sache der Männer, den Hottentottinnen liegt bey der Heerde die Pflicht ob, Kühe und Schaafe zu melken. Sonderbar ist die Bemerkung, daß die Kühe in Afrika keine Milch

geben, wenn sie kein Kalb haben; die Weiber der Hottentotten suchen daher der Kuh, welche ihr Kalb verlohren hat, durch List noch eine Zeit lang Milch abzugewinnen. Sie verwahren die Haut des gestorbenen Kalbes, und belegen ein anderes künstlich damit, so daß die Kuh getäuscht wird, und wenigstens einen Monat länger noch Milch liefert.

Außer der Pflege der Heerde beschäftigen sich die männlichen Hottentotten mit Flechten von Matten, Verfertigung von Pfeilen, Bogen, Hassagayen und andern Werkzeugen ihres Hausbedarfs, und mit der Jagd: die weiblichen suchen Holz und Wurzeln, machen Kleidungsstücke und ihre Verzierungen. Keiner ist unter ihnen, der seine Arbeit als Handwerk treibe, jeder muß alles, was er braucht, selbst verfertigen, und die Werkzeuge dazu, womit er arbeiten will. Sie nähen mit Darmfäden, und machen die dazu erforderlichen Löcher mit Beinknochen des Straußes, deren sie sich wie eiserner Pfriemen bedienen. Ihre Mäntel erfordern einige Zubereitung, denn nicht an allen bleiben die Haare. Diese rollen sie frisch zusammen, die Haare einwärts, und bewirken durch die dadurch entstehende Gährung, daß die Haare leicht abgehen. Anhaltendes Einreiben von Schaaffett giebt den Fellen große Geschmeidigkeit. Zum Sommerkleide wird von vielen ein solches Fell ohne Haare benutzt. Es kostet Mühe, wenn die Haut, welche ihrer Haare beraubt werden soll, nicht mehr frisch ist. In diesem Fall verfertigt sich der Hottentotte einen Meisel von Schaafknochen, den er schärft, und damit auf der aufgespannten Haut die Haare abstößt. Er muß die Wurzel mit ausstoßen, und daher vorsichtig arbeiten, weil er sonst die Haut selbst durchlöchert.

Zur Jagd bedienen sich die Hottentotten, außer Fallen und Schlingen, womit sie größere Thiere zu fahen suchen, des Bogens und der Pfeile, oder auch der

Hassagaye, einer Art von Wurfspieß. Sie vergiften die Spitze, und dieses Gift macht jede Wunde tödtlich, wenn nicht das Stück Fleisch, woran sie sich befindet, ausgeschnitten werden kann. Die Pfeile selbst sind aus Rohr mit elenden Werkzeugen künstlich genug verfertigt: statt der eisernen Spitze stecken die Hottentotten an das obere Ende einen schmalen, vier Zoll langen Knochen, ohne ihn zu befestigen, damit er aus der Wunde ohne große Verletzung nicht herausgezogen werden kann. Oben seitwärts an dieser knöchernen Spitze ist noch überdieß ein kleiner Widerhaken angefügt, der es unmöglich macht, solche heraus zu ziehen. Diese Spitze ist mit einem harzigen Gifte bestrichen, welches hart wird. Man sagt, die Hottentotten besitzen die Kunst, die giftigen Feuchtigkeiten, welche sich bey einigen Schlangen befinden, zu dieser gefährlichen Verrichtung zu benützen. Der ganze Pfeil hat ungefähr zwey Fuß Länge. Den drey Fuß langen Bogen verfertigen die Hottentotten aus Holz, und nehmen Gedärme zur Sehne. Von dergleichen Pfeilen auch nur schwach getroffen, nur verwundet, ist dennoch der Tod unausbleiblich, und folgt so schnell, daß Le Vaillant erzählt, ein dadurch verwundeter großer Elephant sey schon dreyßig bis vierzig Schritte von der Stelle, wo er getroffen worden war, todt niedergestürzt. Der erlegten Jagdbeute schneiden die Hottentotten nur das zunächst um die Wunde befindliche Stück Fleisch aus, und genießen das Uebrige völlig schadlos.

Die Hassagaye oder der Wurfspieß ist wenig wirksam, und weiter als auf vierzig Schritte läßt sie sich nicht wohl mit Sicherheit werfen. Sie wird von den Hottentotten seltner, als Bogen und Pfeil, benutzt.

Zwischen dem dreyzehnten und vierzehnten Jahre treten gewöhnlich junge Mädchen bey den Hottentotten in den Ehestand. Dieser Bund erfordert wenige Vor-

bereitungen und Zeremonien: das junge Paar erhält leicht der Aeltern Einwilligung zu ihrer Verbindung; es werden Freunde geladen, vor welchen Bräutigam und Braut ihren gegenseitigen Wunsch, mit einander zu leben, deutlich äußern, es werden Ochsen oder Schaafe geschlachtet, und ein fröhlicher Schmaus endigt das Fest. Priester haben sie keine, und auch keine hochzeitliche Gebräuche, wie wir sie anderwärts finden. Gewöhnlich beschenken die beyderseitigen Aeltern das junge Paar mit einigem Vieh zum Anfang der Wirthschaft: der junge Mann baut seine Hütte, richtet sie ein, und führt seine Braut heim.

Den Weibern der Hottentotten ist Liebe zu ihren Kindern in hohem Grade eigen: gleich nach der Geburt des Kindes weißt die Hottentottin solchem eine bequeme und sichere Stelle auf ihrem Rücken an, und diese verläßt es nie mehr, bis sich in dem Kleinen der Wunsch zu gehen äußert. Zwey lederne Säckchen oder Schürzen, welche sie umhängt, dienen dazu, das Kind auf dem Rücken fest, aufrecht und warm zu halten. Ist die Mutter wohlhabend, so versäumt sie nicht, Reihen von Glaskorallen und Perlen auf diesen Schürzen anzubringen, und wo sie geht und steht, hängt von nun an das Kind an ihr. Sie mag arbeiten, reisen, bey allen Verrichtungen, selbst beym Tanze legt sie ihre süße, kleine Last nicht von sich. Und die Kleinen, von denen nichts, als der Kopf aus dem Leder hervorsieht, sind so zahm und geduldig, daß sie höchst selten weinen, und nur alsdann ihre Stimme hören lassen, wenn sie dürsten. Sein Begehren stillend, nimmt die Mutter dennoch ihren Säugling nicht aus seinem seltsamen Bette, sondern sie dreht ihn auf die Seite und drängt die Brust nach seinem Munde hin, oder sie reicht ihm solche unter dem Arme, wenn es ihr Bau zuläßt, wohl gar über die Schulter. Gedeiht das Kind, und kann es erst

aufrecht sitzen, so überläßt selbst die sorglichste Hottentottin solches sich selbst, läßt es vor der Hütte umher kriechen, und findet die Erfahrung bestättigt, daß Kinder auf diese Weise den Gebrauch ihrer Glieder viel früher erhalten, viel früher laufen lernen, als wenn man sie am Gängelbande leitet. Sie unterstützt gleichsam die Verrichtungen der Natur dadurch, daß sie den ganzen Leib des Kindes täglich mit Schaaffett einreibt, eine Gewohnheit, welcher alle Hottentotten ihr ganzes Leben hindurch getreu bleiben.

Man hat behauptet, es herrsche bey den Hottentottinnen die grausame Sitte, wenn sie Zwillinge gebähren, eines von beyden gleich nach der Geburt zu ermorden: Le Vaillant hat genau darüber bey verschiednen Horden nachgeforscht, und die Sage ungegründet befunden. Alle bezeugten den lebhaftesten Abscheu gegen diese Unmenschlichkeit. Gewiß sind dergleichen entehrende Behauptungen in früheren Zeiten von den Holländern in der verachtungswürdigen Absicht ausgebreitet worden, um dadurch ihre an einem so friedlichen, gutmüthigen Volke, wie diese Süd-Afrikaner sind, verübten Räubereyen und Greuel einigermassen zu beschönigen. Weit unter das Thier wurde diese unglückliche Menschenklasse herabgesetzt, und Verbrechen aller Art verminderten ein großes Volk bis auf wenige Stämme, denen bald auch, bey der immer weitern Verbreitung europäischer Pflanzungen, Sklaverey und Vernichtung droht.

Im Hause leben die Hottentotten in gutem Frieden mit der Frau, durch Kinderliebe an einander angezogen: niemand wehrt den Männern mehrere Frauen zu haben, doch ist der Fall selten, und auch wo er statt findet, wird der einheimische Friede der Hütte selbst höchst selten dadurch gestört. Die Bande der Ehe sind so leicht auflösbar bey diesem Volke, daß es weiter keiner andern Vorkehrung erfordert, um sie wieder zu trennen, als daß beyde

Theile aus einander gehen. Keines behält Ansprüche an das andere: das Vermögen wird freundschaftlich getheilt; will aber der Mann sich Vorrechte bey dieser Theilung zueignen, so bleibt die Frau nicht ohne Schutz, und wenn im Guten nicht zu erlangen ist, was auch ihrem Anhang von Freunden und Verwandten Recht dünkt, so erzwingt Gewalt, was der Güte verweigert wurde. Dann entstehen oft laute Klagen und Gegenklagen, und ein Handgemenge entscheidet den Vorzug. Der Mutter bleiben bey der Trennung die noch unerzognen Kinder, besonders weiblichen Geschlechts, der Vater behält die schon reiferen Söhne. Aber so einfach diese Hottentottischen Scheidungsprozesse sind, eben so selten sind sie dennoch, und gewöhnlich würde die Ehe dieser Wilden selbst in Vergleichung mit vielen christlicheuropäischen für gut gelten können.

Bey entstandnen Zänkereyen unter den Männern einer Horde braußt alles schnell auf, aber bald ist der Zorn gestillt, und bis zu Mordthaten kömmt es nie. Die Hottentotten verabscheuen den Mord, und alle würden zur Rache gegen den Mörder sich erheben, und ihn tödten, oder doch zur Flucht und lebenslänglichen freywilligen Verbannung zwingen, ohne die übrigen Glieder seiner Familie die böse That entgelten zu lassen.

Selbst der Schein von Untreue des Weibes gegen den Mann würde diesen zur Rache entflammen, und wenn er eine Ungetreue tödtete, würde in der ganzen Horde niemand wagen, ihn eines Verbrechens zu beschuldigen, so streng sind in dieser Hinsicht die freyen Hottentotten: je näher sie aber den holländischen Pflanzungen wohnen, und je mehr sie mit Weißen umgehen, desto gleichgültiger werden sie gegen dieses Gefühl, und verschlimmern sich bald so sehr, daß Le Vaillant es für eine große Seltenheit hält, einen

Hottentotten, bey häufigem und anhaltendem Umgang mit Europäern, zu finden, der nicht ein völliger Unmensch geworden wäre! die Weiber in den Horden, welche jenen Beherrschern des Landes nahe wohnen, gehören zu den zügellosesten und frechesten, und auch bey ihren Männern vermag ein Schluck Branntwein oder eine Hand voll Taback alles Mögliche.

Priester haben die freyen Hottentotten nicht, auch kein förmliches Religionssystem: doch scheinen sie ein höheres Wesen böser Art zu fürchten, und glauben an Bezauberung. Jeder Stamm wird von einem Aeltesten geleitet, und diesem räumen sie die Obergewalt über sich ein: doch ist seine Herrschaft nicht von der Art, daß die angebohrne, von allen sehr werthgehaltene, Freyheit darunter litte. Ihre Jahreseintheilung, ihre Rechenkunde sind sehr mangelhaft: weiter, als die Finger der beyden Hände Zahlen angeben, können sie nicht zählen. Schreibekunst ist ihnen unbekannt: überhaupt fehlt diesen afrikanischen Hirten alle wissenschaftliche Bildung, und ihre ganze Jugenderziehung schränkt sich auf das ein, was zur Befriedigung der gemeinsten Bedürfnisse dient. Die Sprache der Hottentotten erfordert eine sehr gewandte Zunge, einige Buchstaben werden blos durch Klatschen, oder Schnalzen mit der Zunge und durch Geflister hörbar.

Die zwey Hauptabtheilungen des Jahres bestimmen sie nach der Regenzeit und nach dem Eintritt der heißen Witterung: sie beobachten den Mondswechsel und bestimmen die Zeit darnach. Folgen von Tagen, über die Zahl zehn hinaus, suchen sie sich durch eine bedeutende Begebenheit im Gedächtniß zu erhalten, und den Mangel an Stundeneintheilung des Tages dadurch zu ersetzen, daß sie auf die Stellung der Sonne sich berufen. Sie sagen z. B. da ich ausging zur Jagd, stand

die Sonne hier, mit dem Finger nach der Stelle deutend, als ich heim kam, stand sie dort.

Ein genügsames Volk erkrankt selten, und auch bey den freyen Hottentotten ist dies der Fall: gemeine Krankheitszufälle werden durch Kräuter und Salben, durch Fasten und Schweiß geheilt, und Beinbrüche und Verrenkungen gewöhnlich sehr gut durch einfachen Verband. Aber bey schweren Krankheiten ist der Tod unausbleiblich, wenn die Natur nicht selbst hilft, denn dahin reichen die Kenntnisse der Hottentotten nicht.

Diese gutmüthige, gastfreye und getreue, in Diensten unermüdbare, dankbare Menschenrace widmet der Freude hauptsächlich die Stunden der Nacht, welche durch angenehme erquickende Kühle vorzüglich locken. Der Tanz gehört zu den vorzüglichsten Ergötzungen der Hottentotten. Le Vaillant beschreibt ihn so: Die ganze tanzlustige Gesellschaft faßt sich bey den Händen, und bildet größere oder kleinere Zirkel, je nachdem viele oder nur wenige daran Theil nehmen. Die Mädchen und Weiber sind wie bey unsern Reihentänzen zwischen die Männer geordnet, und der ganze Kreis wechselt oft in den verschiedensten Richtungen. Den Takt mit den Händen schlagend lassen sie sich bisweilen los: auch klatschen sie im Takte mit den Händen. Dergleichen Gebehrden sind nicht nur von Musik, sondern auch von der Stimme der Tanzenden begleitet, welche stets wiederholt: Hoo! Hoo! Die Tänze sind verschieden: bald stellt sich ein Tänzer in die Mitte des Kreises, auf einen Fuß, den andern schnell und mannichfaltig im Takte bewegend: der Kreis lößt sich sogleich auf, Tänzer und Tänzerinnen gehen hinter einander mit tiefgesenktem Haupt, und zur Erde gekehrten Blick um den Mann im Mittelpunkte herum; aber diese scheinbare Trauer verwandelt sich schnell in

Freude, alle ergreifen sich wieder bey den Händen, und ihre Sprünge werden höchst ausgelassen. Man kann die Tänze der Hottentotten mit lustigen Pantomimen vergleichen: während derselben summen die Tanzenden in einem dumpfen Tone, gleich den Bienen, ununterbrochen, nur bisweilen mit den Zuschauern in das Hoo! einstimmend. Gewöhnlich endigen sich die Tänze mit einem ordnungslosen Ballet. Der Kreis wird getrennt, und jeder einzelne, aber alle zu gleicher Zeit, bestrebt sich durch die possierlichsten Stellungen, Sprünge und Schritte die lohnvolle Aufmerksamkeit der Zuschauer zu verdienen.

Die Musik der Hottentotten ist schlecht: ihre Instrumente sind höchst mangelhaft. Goura wird eins davon genannt, ein Bogen mit einer Saite bespannt, zwey bis drey Fuß groß. An das eine Ende der Saite stößt, festgebunden, ein Federkiel, und dadurch, daß der Spielende in diesen bläßt, entsteht ein Ton. Man kann die Saite nach Belieben stimmen. Die Töne, welche daraus hervorgehen, mehrfach und ziemlich melodisch sind, bilden aber dennoch nie ein Ganzes, sondern bleiben unrein. Spielt dieses Instrument eine Frau, so heißt es Jumjum. Ein anderes von ihren musikalischen Werkzeugen wird Rabuquin genannt: es ist ein viereckiges Bret, mit drey Darmsaiten, über einem Steg bezogen: es wird mit den Fingern gespielt. Der Rumpeltopf, eine Art Trommel, besteht aus einem drey, wohl auch vier Fuß langen, ausgehölten Baumstamm, und wird an der einen Oeffnung mit einer dünnen Schaafhaut bespannt, auf welcher durch die Fäuste und hölzerne Stäbe lermende Töne erregt werden, die weit reichen und sehr widerlich klingen. Es ist nicht zu leugnen, daß aus dergleichen elenden Musikwerkzeugen nur eine

höchst klägliche Harmonie, oder besser, nichts, als eine klägliche Disharmonie hervorgehen könne.

Zu den vorhin angegebnen Charakterzügen der Hottentotten gehört noch eine angeborne Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht den Lebensunterhalt ausschließlich betrifft: daraus wird bey den Meisten Unthätigkeit, Trägheit. Bald wissen sie das Vergangene aus dem Gedächtniß zu verlieren; die Gegenwart wird genützt, ein dichter Schleyer verhüllt die Zukunft, und kein Hottentotte späht neugierig hinter denselben. Das Betragen aller, auch selbst der jungen Männer ist gesetzt, bedächtlich: selbst ihre Miene drückt diese Stimmung aus, die sich auch bey der lautesten Freude nicht ganz verliert. Nichts geht über die Gastfreundschaft dieser Volksstämme: ein Reisender, er sey, wer er wolle, wird, wenn er in Gefahr ist, gegen das Ende des Weges Mangel zu leiden, mit Lebensmitteln reichlich versehen, auf so lange, als er bis zur Erreichung der nächsten Horde bedarf. Niemand fordert etwas dafür, am allerwenigsten mit Ungestüm, sondern jeder empfängt dankbar, was ihm freywillig geboten wird, wenn es auch eine geringe Kleinigkeit wäre.

Unter sich leben sie äußerst friedlich, brüderlich. Le Vaillant hat eine Szene seltner Art in seiner Reisebeschreibung aufbehalten, welche den mehr als brüderlichen Sinn dieser afrikanischen Wilden kenntlich macht.

Einst ward er von einer Horde besucht, die er noch nicht kannte, die sich aber durch Vertraulichkeit und gutes Betragen vortheilhaft auszeichnete. Er wollte sie mit Branntwein bewirthen, fand aber, daß

er zu wenig Vorrath habe, um allen von diesem Getränke etwas zutheilen zu können. Der Anführer und einige von den Aeltesten erhielten Branntwein; aber weit entfernt diesen Genuß für sich allein zu behalten, und doch ohne Mittel von dem im Munde verwahrten Schluck den Kammeraden etwas abzulassen, giengen sie zu denen, die nichts erhalten hatten, und theilten von Mund zu Mund, wie die Vögel ihre Jungen sättigen. So gieng keiner leer aus. Zwar das Gefühl des Anständigen des Europäers wird durch ein solches Benehmen verletzt, aber bey dem Wilden in Afrika ist es ein Merkmal der innigsten Bruderliebe und Herzlichkeit.

Die freyen Hottentotten erhalten ein kraftvolles Alter, das aber selten höher, als bis auf siebenzig Jahre steigt. Dann wird die Haut etwas runzlich, die Haarspitzen werden grau, aber nie wird der ganze Haarvorrath weiß, wie bey unsern Greisen.

Wenn ein Hottentotte der freyen Stämme stirbt, wickeln ihn die Verwandten in seinen schlechtesten Mantel, oder biegen ihn vielmehr so zusammen, daß der Mantel zur Hülle des ganzen Körpers wird, wie ein Sack. Von diesen wird er, in einiger Entfernung vom Kraal oder Dorf, in eine dazu entfernte Grube gelegt, welche nicht tief ist, und mit Erde bedeckt, worauf noch ein Haufe Steine kömmt, wenn dergleichen an dem Ort zu haben sind. Mehr bedarf es nicht, was auch andere Erzähler davon sprechen, zu der Beerdigung eines Todten unter diesen Hirtenstämmen. Die ganze Familie bezeugt redliche Theilnahme und Schmerz über den Verlust ihres Mitgliedes, heulend durchwacht sie mehrere Nächte, und stößt Verwünschungen gegen den Tod aus. Nachbarn und

Freunde tretten herzu, und stimmen mit den übrigen Leidtragenden in der Hütte, in einem Kreise huckend, mit in das Klaggeheul ein, so daß der Lerm groß, und für einen Fremden auffallend wird. Da überhaupt die Töne, wodurch sich diese Wilden beym Gespräch einander deutlich machen, selbst beym Ausdruck der Freude, heulend sind, und widerlich klingen, so weiß der, welchem ihre Sitten unbekannt sind, nicht recht, ob er diese Trauer für Spaß oder Ernst halten soll: allein er wird sich bey näherer Bekanntschaft von der Wahrheit ihres Schmerzes leicht überzeugen, und ihre ungeheuchelten Thränen fließen sehen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

19- 2.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lang, Carl, 1766-1822

Abriß der Sitten und Gebräuche aller Nazionen, oder kurze Darstellungen der merkwürdigsten menschlichen Wohnpläze, Beschäftigungen und Gewohnheiten in den fünf Theilen der Welt
Bd.: 1

Nürnberg (1810)

Geo.u. 212-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429604-3